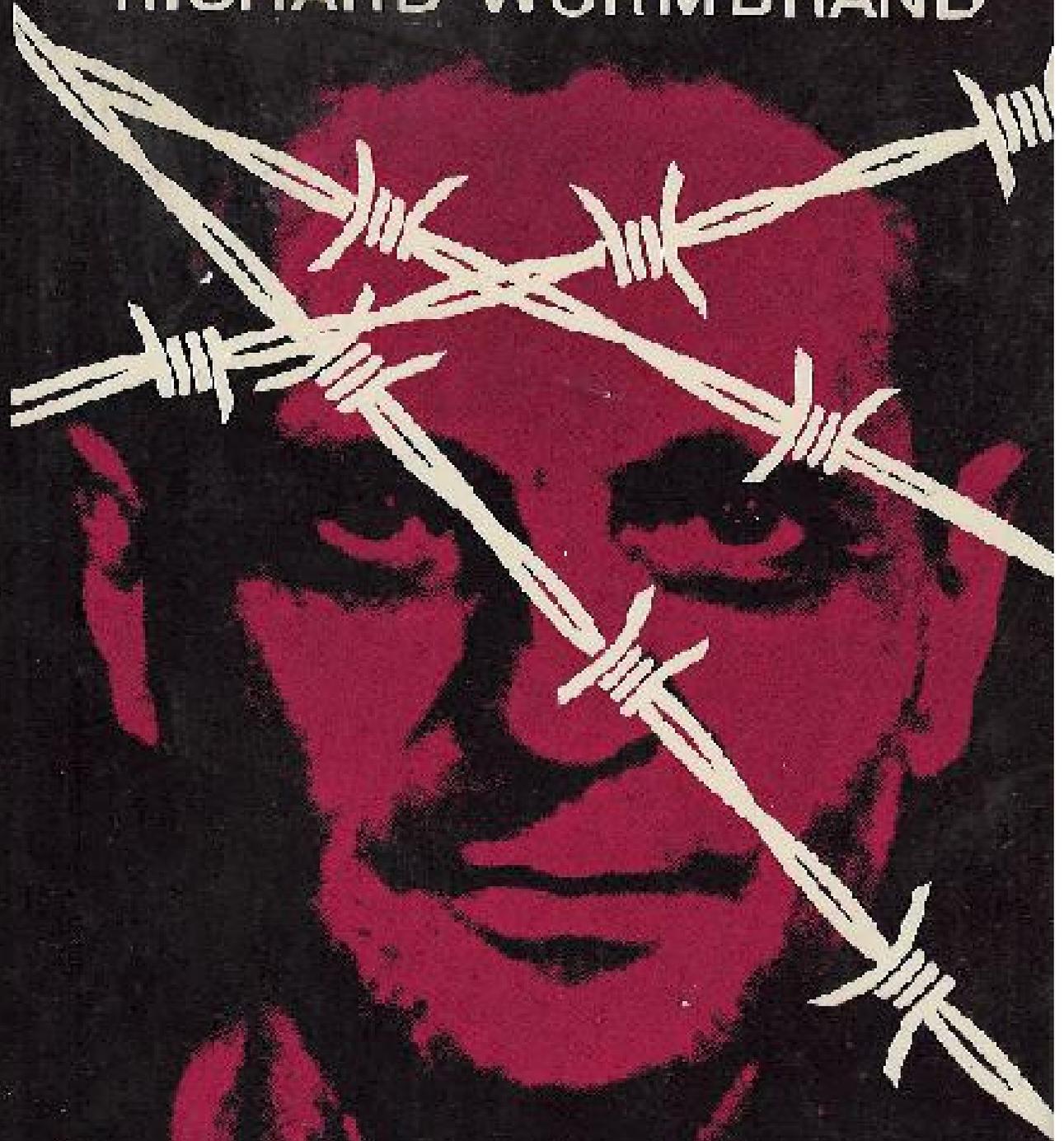


RICHARD WURMBRAND



**In Gottes
Untergrund**

R. W. W. W. W.

Richard Wurmbbrand

In Gottes Untergrund

In Gottes Untergrund

Mit Christus
14 Jahre in kommunistischen
Gefängnissen

Von
Richard Wurmbrand



EVANGELISATIONSVERLAG
7501 BERGHAUSEN / Bd.

Alle Rechte vorbehalten
Umschlagentwurf: Heinz Knaus, Uhringen
Druck: Verlagsdruckerei Gebr. Tron KG., Karlsruhe-Durlach
Printed in Germany
Nachdruck verboten

Freigekauft

Ich bin lutherischer Pfarerr.

Ich habe mehr als vierzehn Jahre in verschiedenen kommunistischen Gefängnissen zugebracht. Doch diese Tatsache allein hätte mich nicht veranlaßt, dieses Buch zu schreiben. Der Gedanke, daß ein Mann, der ungerichterweise inhaftiert war, über seine Leiden schreibt und predigt, war mir von jeher unsympathisch. Campanella, der große Autor des Werkes „Sonnenstaat“, wurde siebenundzwanzig Jahre im Gefängnis gehalten. Doch, daß er auch gefoltert wurde und vierzig Stunden lang auf einem mit Nägeln beschlagenen Brett liegen mußte, wissen wir nicht von ihm, sondern von seinem mittelalterlichen Biographen.

Die Gefängnisjahre erschienen mir nicht allzu lang. In meiner einsamen Zelle machte ich nämlich die Entdeckung, daß es jenseits von Glaube und Liebe noch eine Freude in Gott gibt, eine ganz besondere, tiefe Verzückung des Glücks, der nichts auf dieser Welt gleichkommt. Und als ich aus dem Gefängnis herauskam, war ich wie einer, der von einem Berggipfel heruntersteigt, wo er kilometerweit den Frieden und die Schönheit der Landschaft geschaut hat und nun ins Flachland zurückkehrt.

Vorweg sollte ich erklären, warum ich vor mehr als zwei Jahren in den Westen kam. Im Jahre 1964 wurde ich mit einigen tausenden politischer und religiöser Häftlinge aus dem Gefängnis entlassen. Das ging darauf zurück, daß die rumänische Volksrepublik zu jener Zeit eine „freundlichere“ Haltung dem Westen gegenüber angenommen hatte. Mir wurde der kleinste Pfarrbezirk des Landes zugewiesen. Meine Gemeinde bestand aus fünfunddreißig Personen. Man bedeutete mir, es würde Schwierigkeiten geben, falls sechsunddreißig Leute die Kirche beträten. Doch ich hatte viel zu sagen, und es waren viele da, die hören wollten. Ich reiste

heimlich, um in verschiedenen Städten und Dörfern predigen zu können. Ich verließ diese Orte, noch ehe die Polizei erfahren konnte, daß sich in ihrem Distrikt ein Fremder befand. Doch auch dieses mußte aufhören. Pfarrer, die mir geholfen hatten, wurden vom Staat entlassen. Meine Person konnte möglicherweise zu einem Anlaß neuer Verhaftungen und durch Folter erpreßter Geständnisse werden. Ich wurde zu einer Belastung und einer Gefahrenquelle für die Menschen, denen ich dienen wollte.

Freunde baten mich dringend, den Versuch zu unternehmen, das Land zu verlassen. Ich sollte im Westen die Stimme unserer Untergrundkirche sein. Nach den Aussagen der führenden Persönlichkeiten des Westens zu urteilen, war es offensichtlich, daß manche nichts von der Christenverfolgung durch die Kommunisten wußten. Und manche wollten es auch nicht wissen.

Würdenträger aus Europa und Amerika kamen auf freundschaftliche Besuche und feierten Bankette mit unseren Peinigern und Verfolgern. Wir fragten sie nach dem Grund ihres Verhaltens. „Wissen Sie“, war die Antwort, „als Christen müssen wir zu jedermann freundlich sein, auch zu den Kommunisten.“ Aber warum erwiesen sie dann ihre Freundlichkeit nicht auch denen, die durch Leid gegangen waren? Weshalb erkundigten sie sich nicht mit einem Wort nach den Priestern und Pastoren, die im Gefängnis und unter der Folter gestorben sind? Warum gaben sie nicht etwas Geld für die Familien, die diese Menschen hinterlassen hatten?

Der Erzbischof von Canterbury kam 1965 auf Besuch und hielt einen Gottesdienst. Dr. Ramsey wußte jedoch nicht, daß die Gemeinde, zu der er sprach, aus Funktionären und Agenten der Geheimpolizei und deren Frauen bestand. Es war die gleiche Zuhörerschaft, die bei allen ähnlichen Anlässen antritt. Sie

hat bereits Rabbis, Muftis, Bischöfen und Baptistenpredigern, die auf Besuch waren, zugehört. Nachdem diese Herren in ihr Land zurückgekehrt waren, konnten wir ihre begeisterten Artikel über die Glaubensfreiheit in Rumänien lesen. Ein britischer Theologe schrieb sogar ein Buch, in dem er erklärt, Christus würde von dem kommunistischen Gefängnis-Regime begeistert sein.

Inzwischen verlor ich meine Erlaubnis zum Predigen. Ich kam auf die schwarze Liste und wurde fortwährend verfolgt und beobachtet. Trotzdem predigte ich noch manchmal in den Häusern vor Freunden, die der Gefahr nicht achteten. Ich war deshalb keineswegs überrascht, als ein Unbekannter mich bat, ihn aufzusuchen, nachdem einige geheime Verhandlungen wegen meiner Ausreise in Gang gekommen waren. Er gab mir seine Adresse, aber nicht seinen Namen. Als ich kam, war er allein.

„Ich möchte Ihnen einen Dienst erweisen“, erklärte er. „Ein Freund von mir sagt“, fuhr er fort, „daß man für Sie eine Summe in Dollars erhalten hat!“ Ich begriff, daß ich mit einem Agenten der Geheimpolizei sprach. „Wahrscheinlich werden Sie das Land sofort verlassen wollen. Mein Freund macht sich allerdings Sorgen um Sie. Sie sind ein Mann, der ausspricht, was er denkt, noch dazu sind Sie gerade aus dem Gefängnis entlassen. Es ist vorgeschlagen worden, Sie noch einige Zeit hier zu behalten. Oder ein Glied Ihrer Familie solle als Bürge für Ihr Wohlverhalten hierbleiben. Selbstverständlich ist es eine bedingungslose Freilassung.“

Ich gab ihm keinerlei Zusicherungen. Sie hatten die Dollars, und das mußte genügen. Christliche Organisationen im Westen hatten 40 000 DM als Lösegeld für mich bezahlt. Der Verkauf von Bürgern bringt Devisen ins Land und unterstützt den Staatsetat der Volks-

republik. Ein rumänischer Witz lautet: „Wir würden gern unseren Premierminister verkaufen, wenn ihn nur jemand haben wollte.“ Jüdische Familien wurden für je 10 000 DM nach Israel verkauft. Für etwa den gleichen Preis entließ man die Mitglieder der deutschen Minderheit nach Westdeutschland und Armenier nach Amerika. Wissenschaftler, Doktoren und Professoren kosten etwa 50 000 DM pro Person.

Als nächstes bekam ich eine offizielle Vorladung zum Polizeipräsidium. Ein Funktionär sagte mir: „Ihr Paß ist fertig. Sie können fahren, wann Sie wollen und wohin Sie wollen. Predigen Sie nur, soviel Sie Lust haben, doch sagen Sie ja nichts gegen uns! Beschränken Sie sich auf das Evangelium! Andernfalls werden wir Sie für immer zum Schweigen bringen. Wir können einen Gangster engagieren, der Sie für 1000 Dollar erledigt. Oder wir werden Sie zurückholen, wie wir es mit anderen Verrätern bereits gemacht haben. Wir können Ihren Ruf in der westlichen Welt ruinieren, indem wir einen Skandal wegen Geld- oder Frauengeschichten inszenieren oder sonst allerlei Gerüchte über Sie verbreiten.“ Dann sagte er, ich könnte gehen. Das war also meine bedingungslose Freilassung.

Ich kam in den Westen. Ärzte untersuchten mich. Einer von ihnen meinte, ich sei voller Löcher wie ein Sieb. Er konnte nicht glauben, daß meine Knochenbrüche und meine Tuberkulose ohne ärztliche Hilfe ausgeheilt waren. „Bitten Sie mich nicht um eine Behandlung“, sagte er, „bitten Sie den Einen, der Sie am Leben erhalten hat, und an den ich nicht glaube.“

Meine neue Arbeit im Dienst der Untergrundkirche begann. In Norwegen traf ich Freunde der Skandinavischen Judenmission. Als ich in einer Gemeinde predigte, brach eine Frau in der ersten Reihe in Tränen aus. Später erzählte sie mir, daß sie vor Jahren von meiner Verhaftung gelesen hätte. Seitdem hatte sie stets

für mich gebetet. „Heute kam ich in die Kirche, ohne zu wissen, wer predigen würde“, sagte sie. „Als ich zuhörte und begriff, wer da sprach, mußte ich weinen.“ Ich erfuhr, daß Tausende von Menschen für mich in gleicher Weise gebetet haben, wie sie immer noch täglich für die Gefangenen in den kommunistischen Ländern beten. Kinder, die ich nicht kannte, schrieben mir: „Bitte, kommen Sie in unsere Stadt. Unsere Gebete für Sie sind erhört worden.“

In Kirchen und Universitäten in ganz Europa und Amerika bin ich Menschen begegnet, die durch das, was ich sagte, tief bewegt waren. Dennoch glaubten sie nicht, daß auch sie von einer Gefahr bedroht sind. „Der Kommunismus würde hier anders aussehen“, sagten sie. „Wir haben nur wenige Kommunisten, und die sind harmlos.“ Damals, als die Partei noch klein war, hatten Leute in Rumänien auch so gedacht. Die Welt ist voll von kleinen kommunistischen Parteien, die auf ihre Stunde warten. Wenn ein Tiger noch jung ist, kann man ohne weiteres mit ihm spielen; doch wenn er heranwächst, wird er einem zerreißen. Ich begegnete Kirchenmännern, die mir den Rat gaben, das Evangelium zu predigen und die Angriffe auf den Kommunismus zu unterlassen. Den gleichen Ratschlag hatte mir bereits die Geheimpolizei in Bukarest gegeben. Doch das Böse muß beim Namen genannt werden. Jesus sagte den Pharisäern, daß sie Ottern wären. Deswegen, und nicht wegen der Bergpredigt, mußte er die Kreuzigung erleiden.

Ich brandmarke den Kommunismus, weil ich die Kommunisten liebe. Wir können die Sünde hassen, während wir den Sünder liebhaben. Christen haben die Pflicht, die Seelen der Kommunisten zu gewinnen. Wenn wir dieses versäumen, werden sie den Westen überwältigen und das Christentum unter uns ausrotten. Die roten Anführer sind unglückliche und elende Men-

schen. Sie könnten errettet werden, und Gottes Art ist es, einen Menschen dabei als Werkzeug zu benutzen. Er führte die Juden auch durch den Menschen Moses aus Ägypten. Genauso ist es unsere Aufgabe, führende Kommunisten aller Gebiete — der Kunst, der Wissenschaft und der Politik — für Gott zu gewinnen. Wenn es gelingt, diejenigen für Christus zu gewinnen, die die Anschauung der Menschen hinter dem Eisernen Vorhang prägen, so können dadurch auch viele von denen errettet werden, die unter ihrem Einfluß stehen. Svetlana Stalin, die einzige Tochter des größten Christenmörders aller Zeiten, wurde nach strengsten kommunistischen Grundsätzen erzogen. Ihre Bekehrung beweist jedoch, daß es eine wirksamere Waffe gegen den Kommunismus gibt: die Liebe Christi.

spurlos verschwunden

Der erste Abschnitt meines Lebens endete am 29. Februar 1948. Ich ging allein eine Bukarester Straße entlang, als ein schwarzer Ford an meiner Seite scharf bremste. Zwei Männer sprangen heraus, packten meine Arme und warfen mich auf den Rücksitz. Ein dritter Mann neben dem Fahrer hielt mich mit einer Pistole in Schach. Der Wagen raste durch den spärlichen Sonntagabendverkehr. Von der Calea-Rahova-Straße aus bogen wir durch ein Stahltor in einen Hof ein. Ich hörte es hinter uns zuschlagen.

Meine Entführer gehörten der kommunistischen Geheimpolizei an. Dies war ihr Hauptquartier. Hier wurden mir meine Papiere, meine Habseligkeiten, meine Krawatte, die Schnürsenkel und schließlich auch mein Name abgenommen. „Von jetzt an“, sagte mir der diensthabende Funktionär, „heißen Sie Vasile Georgescu.“

Das war ein häufiger Name. Die Regierung wünschte, daß nicht einmal die Wache wußte, wen sie zu beauf-

sichtigen hatte, für den Fall, daß im Ausland, wo ich gut bekannt war, Fragen gestellt würden. Ich sollte, wie viele andere, einfach spurlos verschwinden.

Calea Rahova war ein neues Gefängnis, und ich war der erste Gefangene. Das Gefängnis war keine neue Erfahrung für mich. Ich war schon von den Faschisten, die zu Hitlers Zeiten regierten, eingekerkert worden. In der Zelle befanden sich zwei Holzpritschen und der übliche Eimer in der Ecke. Hoch oben in der Betonwand war ein kleines Fenster. Ich saß und wartete auf meine Vernichtung. Ich wußte, welche Fragen man mir stellen würde, und was ich zu antworten hatte. Obwohl ich zur Genüge wußte, was Angst ist, empfand ich in diesem Augenblick keine. Diese Verhaftung und alles, was folgen würde, war die Antwort auf mein Gebet. Ich hoffte, daß es meinem ganzen Leben einen neuen Sinn verleihen würde. Noch wußte ich nicht, welche seltsamen und wunderbaren Entdeckungen vor mir lagen.

ich entdecke das Leben

Mein Vater hatte zu Hause ein Buch, welches jungen Menschen Ratschläge zur Planung ihrer Berufslaufbahn als Rechtsanwalt, Arzt, Armeeeoffizier und dergleichen gab. Einmal, ich war damals etwa fünf Jahre alt, holte er dieses Buch und fragte meine Brüder, was sie wohl gern werden wollten. Nachdem sie ihre Wahl getroffen hatten, wandte er sich an mich, den jüngsten: „Und was möchtest du werden, Richard?“ Ich sah auf das Buch. Der Titel lautete: „Wegweiser zu einer Berufswahl für alle.“ Ich dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Ich möchte Wegweiser für alle werden.“

Seitdem sind fünfzig Jahre vergangen, vierzehn davon im Gefängnis. Ich habe oft über diese Worte nachgedacht. Man sagt, daß in früher Jugend die Wei-

chen für das ganze Leben gestellt werden. Für meine gegenwärtige Arbeit kenne ich keine bessere Bezeichnung als „Wegweiser für alle“.

Dennoch war ich, wie auch meine jüdischen Eltern, damals sehr weit von dem Gedanken entfernt, ein evangelischer Pastor zu werden. Mein Vater starb, als ich neun Jahre alt war. In unserer Familie war das Geld immer knapp und oft genug auch das Brot. Ein Bekannter wollte mir einmal einen Anzug schenken, doch als wir in den Laden kamen und der Kaufmann seine beste Ware brachte, sagte er: „Das ist viel zu schön für einen solchen Jungen.“ Ich kann mich immer noch an seine Stimme erinnern. Meine Schulausbildung war recht mangelhaft, doch wir hatten viele Bücher zu Hause. Noch ehe ich zehn Jahre alt wurde, hatte ich sie alle gelesen und wurde genau so ein großer Zweifler wie Voltaire, den ich verehrte. Hin und wieder interessierte ich mich auch für die Religion. Ich beobachtete den gottesdienstlichen Ritus in den orthodoxen und römisch-katholischen Kirchen. Einmal sah ich in einer Synagoge, wie ein Bekannter für seine kranke Tochter betete — sie starb am nächsten Tag. Ich fragte danach den Rabbiner: „Welcher Gott bringt es fertig, solch ein verzweifelt Gebet abzuweisen?“ Er hatte keine Antwort. Ich vermochte nicht, an ein allmächtiges Wesen zu glauben, welches so viele Menschen leiden und Hungers sterben ließ. Noch viel unwahrscheinlicher erschien es mir, daß dieses Wesen einen Mann von solcher Güte und Weisheit wie Jesus Christus auf die Erde gesandt haben könnte.

Als ich erwachsen war, trat ich ins Geschäftsleben in Bukarest ein. Ich machte meine Sache gut. Noch keine fünfundzwanzig Jahre alt, hatte ich bereits eine Menge Geld zur Verfügung. Ich gab es in prunkvollen Bars aus, in Kabarettts und für die Mädchen von Klein-Paris, wie man die Hauptstadt nannte. Ich fragte nicht nach

den Folgen, solange nur mein Hunger nach immer neuen Reizen gestillt wurde. Das war ein Leben, um das mich viele beneideten. Doch mir selbst brachte es nichts als Herzeleid. Ich wußte, daß ich ein Heuchler war, daß ich etwas in mir achtlos zerstörte, was gut war und für andere genützt werden sollte. Ich war überzeugt, daß es keinen Gott gab. Doch wünschte ich in meinem Herzen, es möchte einen geben, damit das Leben im Universum einen Sinn habe.

Eines Tages ging ich in eine Kirche. Mit anderen Menschen zusammen stand ich vor der Statue der Jungfrau. Alle beteten, und ich versuchte, ihnen nachzusagen: „Gegrüßest seist du, Maria, voll der Gnaden.“ Doch ich fühlte mich vollkommen leer. Ich sprach zu dem Bild: „Wahrhaftig, das sieht einem Stein ähnlich! So viele Menschen flehen dich an, aber du hast ihnen nichts zu geben!“

Auch nach meiner Heirat stellte ich noch anderen Mädchen nach. Ich jagte weiter nach Vergnügen, log, betrog, war leichtsinnig, tat den anderen Menschen weh. Da mein Körper durch die Entbehrungen der Kindheit geschwächt war, führte dieses ausschweifende Leben dazu, daß ich mit siebenundzwanzig Jahren an einer Tuberkulose erkrankte. Zu jener Zeit war die Tb noch eine fast unheilbare Krankheit, und eine Zeitlang sah es so aus, als würde ich sterben. Ich hatte Angst. In einem Sanatorium auf dem Lande kam ich zum ersten Mal in meinem Leben zur Ruhe. Ich lag da, schaute in die Baumkronen und dachte über die Vergangenheit nach. Sie tauchte in meinem Gedächtnis wie Szenen aus einem grausigen Schauspiel auf. Meine Mutter weinte um mich, meine Frau hatte geweint, viele schuldlose Mädchen hatten geweint. Ich hatte verführt, verleumdet, gespottet und geprahlt, nur um Eindruck zu schinden. Da lag ich nun, und die Tränen kamen mir.

In diesem Sanatorium betete ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gebet eines Atheisten. Ich sagte etwa: „O Gott, ich weiß, daß es dich nicht gibt, doch falls es dich doch gibt, was ich bestreite, so ist es deine Sache, dich mir zu offenbaren. Es ist nicht meine Pflicht, nach dir zu suchen.“

Meine ganze Weltanschauung war bis dahin materialistisch, doch mein Herz konnte damit nicht zufriedengestellt werden. Ich glaubte an die Theorie, daß der Mensch nur Stoff ist, und daß er in Salze und Mineralien zerfällt, wenn er stirbt. Ich hatte meinen Vater verloren und habe auch andere Beerdigungen besucht. Aber niemals konnte ich an Verstorbene anders denken als an Persönlichkeiten. Wer kann sich sein totes Kind oder seine Frau als ein Häufchen von Mineralien vorstellen? Es ist immer die geliebte Person, die in Erinnerung bleibt. Kann man sich in seinen Gefühlen derartig irren?

Mein Herz war voller Widersprüche. Ich hatte Stunden in den lauten Vergnügungsstätten unter halb nackten Mädchen und aufpeitschender Musik verbracht. Doch liebte ich es auch, dann und wann an einem Wintertag über einen Friedhof zu gehen, wenn der Schnee schwer auf den Gräbern lag. Dann sagte ich zu mir selbst: „Einmal wirst auch du tot sein. Schnee wird auf dein Grab fallen, während die Lebenden lachen, sich umarmen und das Leben genießen. Du wirst ihre Freude nicht teilen können, du wirst nicht einmal darum wissen, du wirst einfach nicht mehr da sein. Bald wird sich keiner mehr deiner erinnern. Also, was hat das alles noch für einen Sinn?“

Wenn ich über soziale und politische Probleme nachdachte, schien es mir durchaus möglich, daß der Mensch eines Tages ein System finden könnte, welches allen Menschen Freiheit, Sicherheit und Wohlstand bringt. Doch wenn jedermann glücklich ist, wird keiner bereit

sein zu sterben. Allein der Gedanke daran, daß sie eines Tages ihr glückliches Dasein verlassen müssen, wird sie unglücklicher machen denn je.

Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß Krupp, der durch die Herstellung von todbringenden Waffen Millionär geworden war, selbst entsetzliche Angst vor dem Tode hatte. Niemand durfte in seiner Gegenwart das Wort „Tod“ aussprechen. Er ließ sich von seiner Frau scheiden, weil sie ihm von dem Tod eines Neffen erzählt hatte. Er besaß alles, doch er war ein unglücklicher Mensch. Er wußte, daß sein Glück nicht ewig währen würde. Eines Tages würde er alles zurücklassen müssen, um in einem Grab zu verwesen.

Ich hatte die Bibel aus literarischem Interesse gelesen. Doch mein Verständnis versagte an einer Stelle völlig, nämlich da, wo die Gegner Christus herausfordern: „Wenn du Gottes Sohn bist, steige herab vom Kreuz!“ Anstatt ihrer Forderung zu entsprechen und seine Macht zu zeigen, stirbt er. Und doch mußte ich immer wieder an ihn denken. Ich sagte zu mir selbst: „Wenn ich ihm doch nur einmal begegnen würde und mit ihm sprechen könnte!“ Jeden Tag endete mein Grübeln mit diesen Gedanken.

In dem Sanatorium gab es eine Patientin, die zu krank war, um ihr Zimmer zu verlassen. Doch irgendwie hatte sie von mir gehört und sandte mir ein Buch. Es handelte von den Brüdern Ratisbonne, die einen Orden zur Bekehrung von Juden gegründet hatten. Demnach gab es Menschen, die für mich, einen Juden, gebetet hatten, während ich selbst mein Leben vergeudete.

Nach einigen Monaten in der Heilanstalt ging es mir etwas besser, und ich siedelte in ein Bergdorf über, um mich weiter zu erholen. Dort freundete ich mich mit einem alten Zimmermann an, und eines Tages schenkte er mir eine Bibel. Es war keine gewöhnliche Bibel, wie

ich später erfuhr. Er und seine Frau hatten Tag für Tag Stunden damit zugebracht, über dieser Bibel für mich zu beten.

So lag ich also auf einem Sofa in dem dortigen Landhaus und las in diesem Buch, vornehmlich im Neuen Testament. In diesen Tagen schien mir Christus ganz wirklich zu sein, genauso wie die Frau, die mir meine Mahlzeiten brachte. Doch Christus nur verstandesmäßig anzuerkennen, errettet noch nicht. Der Satan glaubt auch, aber er ist kein Christ. Ich sagte zu Jesus: „Ich werde niemals dein Jünger sein. Ich will Geld, Reisen, Vergnügen. Ich habe genug gelitten. Dein Weg ist der Weg des Kreuzes, und selbst dann, wenn es der Weg der Wahrheit ist, werde ich ihn nicht gehen.“ Doch einem Einspruch gleich, kam seine Antwort in mein Herz: „Geh meinen Weg, fürchte das Kreuz nicht. Du wirst entdecken, daß es die größte aller Freuden ist.“

Ich las weiter. Wieder füllten sich meine Augen mit Tränen. Ich konnte nicht anders, als das Leben Christi mit meinem eigenen Leben zu vergleichen. Seine Gesinnung war so rein — meine so verdorben, sein Wesen war so selbstlos — meins so habgierig, sein Herz war voller Liebe — meins erfüllt mit Bitterkeit. Vor seiner Weisheit und Wahrhaftigkeit brachen meine alten Überzeugungen zusammen. Christus hatte mich bereits in den Tiefen meines Herzens gepackt, an einer Stelle, zu der mein Bewußtsein keinen Zutritt hat. Jetzt sagte ich zu mir: „Wenn ich einen Verstand hätte wie er, könnte ich mich auf dessen Entschlüsse verlassen.“ Ich war wie der Mann in der alten chinesischen Geschichte, der sich erschöpft unter der Sonnenglut hinschleppte. Er kam an eine große Eiche, ruhte sich in ihrem Schatten aus und sagte: „Welch ein glücklicher Zufall, daß ich dich gefunden habe!“ Doch die Eiche erwiderte: „Es ist kein Zufall, ich habe vierhundert Jahre auf dich

gewartet!“ Christus hatte auf mich mein ganzes Leben lang gewartet, nun begegneten wir uns endlich.

meine Frau wacht auf

Diese Bekehrung ereignete sich ein halbes Jahr nach meiner Hochzeit mit Sabine, einem Mädchen, das nie auch nur einen Gedanken auf geistliche Dinge verwendet hatte. Für sie war es ein schrecklicher Schlag, denn sie war jung und schön und hatte in ihrer Kindheit sehr viel entbehrt. Sie hoffte gerade, daß ein glücklicheres Leben für sie beginnen würde, als der Mann, den sie liebte, ihr Partner im Vergnügensleben, sich in einen Gläubigen verwandelte und davon sprach, ein Pastor werden zu wollen. Später gestand sie mir, daß sie damals sogar an Selbstmord gedacht hätte.

Als ich eines Sonntags vorschlug, zum Abendgottesdienst zu gehen, brach sie in Tränen aus. Sie sagte, sie würde gern ins Kino gehen. „Gut“, sagte ich, „wir gehen, weil ich dich liebe.“ Wir gingen von einem Kino zum anderen, und ich wählte einen Film, der mir am meisten zu versprechen schien. Als er zu Ende war, lud ich sie in ein Café ein, und sie aß ein Sahnetörtchen. Dann sagte ich zu ihr: „So, du gehst jetzt nach Hause und legst dich schlafen, und ich werde mich nach einem Mädchen umsehen und mit ihr in ein Hotel gehen!“

„Was hast du da gesagt?“

„Das ist doch wohl klar genug: Du gehst nach Hause, und ich möchte mich nach einem Mädchen umsehen und mit ihr in ein Hotel gehen.“

„Wie kannst du nur so etwas sagen?“

„Aber du hast doch darauf bestanden, daß ich mit dir ins Kino gehe. Du hast doch gesehen, wie der Held gehandelt hat. Weshalb sollte ich nicht das gleiche tun? Wenn wir morgen oder die Tage danach in ähnliche Filme gehen — jeder wird zu dem, was er anschaut.“

Wenn du jedoch möchtest, daß ich dir ein guter Ehemann bin, dann komm manchmal mit mir zur Kirche!“

Sie dachte darüber nach. Dann, nach und nach, ganz allmählich begann sie in die Kirche mitzukommen. Doch immer noch sehnte sie sich nach Vergnügen, und wenn sie irgendwohin ausgehen wollte, ging ich mit. Eines Abends gingen wir zu einer Party. Die Menschen waren betrunken, die Luft war voller Rauch, Paare tanzten und liebkosten sich öffentlich. Plötzlich widerte das alles meine Frau an. Sie sagte: „Laß uns sofort gehen.“ „Weshalb sollen wir gehen?“ meinte ich, „wir sind doch gerade erst gekommen!“ Wir blieben bis Mitternacht. Sie wollte wieder nach Hause, und wieder schlug ich es ihr ab. Das gleiche geschah um ein Uhr nachts und wieder um zwei. Erst als ich sah, daß ihr von der ganzen Angelegenheit recht übel war, war ich einverstanden zu gehen.

Wir kamen hinaus an die kalte Luft. Sabine sagte: „Richard! Ich gehe schnurstracks zum Haus des Pastors und lasse mich von ihm taufen! Es wird wie ein Bad nach all dem Schmutz sein.“

Ich lachte und sagte: „Du hast schon so lange gewartet, jetzt kannst du auch bis morgen warten. Laß nur den armen Pastor schlafen.“

in der Schule Gottes

Unser ganzes Leben änderte sich völlig. Früher stritten wir uns wegen Nichtigkeiten. Ich hätte mich von Sabine, ohne mit der Wimper zu zucken, scheiden lassen, wenn sie gewagt hätte, sich in mein Vergnügungsleben einzumischen. Jetzt wurde uns ein Sohn geboren. Mihai war ein Geschenk Gottes, denn früher wollten wir kein Kind, weil es uns an unserem Vergnügen gehindert hätte.

Als Pastor George Stevens, der Leiter der anglikanischen Mission in Bukarest, mich bat, sein Sekretär

zu werden, waren wir sehr glücklich. Ich tat mein Bestes, um meine kaufmännische Begabung nutzbringend anzuwenden. Doch es gab bald Schwierigkeiten. Ich überredete nämlich einen Versicherungsagenten, Bestechungsgeld anzunehmen. Als Gegenleistung sollte er eine Forderung gegen die Mission zurückziehen. Zu meiner Überraschung schien Pastor Stevens die Abmachung, die ich traf, nicht zu verstehen. „Wer war denn im Recht?“ fragte er, „die Versicherung oder wir?“ Ich sagte, daß die Forderung zu Recht bestünde. „Dann müssen wir also zahlen“, sagte er und machte damit dem ein Ende, was mir ein so günstiges Tauschgeschäft schien.

Im Jahre 1940 wurden die Beziehungen zwischen Rumänien und England abgebrochen. Die englischen Pfarrer mußten das Land verlassen. Da kein Prediger mehr da war, mußte ich versuchen, die kirchliche Arbeit weiterzuführen.

Ich hatte über die Denominationen in Rumänien, die miteinander konkurrierten, viel nachgedacht. Die orthodoxe Kirche, zu welcher vier von fünf Menschen gehörten, schien hauptsächlich auf das äußere Erscheinungsbild Wert zu legen. Den gleichen Eindruck hatte ich von dem katholischen Ritus. An einem Ostersonntag hörte ich mir die ganze lateinische Liturgie und die politische Ansprache des Bischofs an. Ich verließ die Kirche, ohne auch nur einmal in meiner eigenen Sprache gehört zu haben, daß Christus von den Toten auferstanden sei. Die schlichten protestantischen Gottesdienste zogen mich besonders an. Dort war die Predigt das Hauptstück. Sie war beides: Belehrung und Speise für die Seele. Außerdem hatte ich eine gewisse Geistesverwandtschaft mit Martin Luther. Er war auch ein cholerischer, streitsüchtiger Mensch, doch seine Liebe zu Jesus war so tief, daß in ihm der Gedanke reifen konnte, der Mensch würde nicht durch seine guten Werke,

sondern durch den Glauben gerettet. Ich wurde das, was man fälschlicherweise Lutheraner nennt.

Früher hatte ich geistliche Persönlichkeiten immer mit einer gewissen Vorsicht betrachtet. Vor allem solche, die mich fragen könnten, ob ich errettet sei. Doch jetzt, obwohl ich kein geistliches Gewand trug, hatte ich einen unwiderstehlichen Drang, die ganze Welt als mein Kirchspiel zu betrachten. Ich konnte nicht genug Menschen zum Glauben führen. Ich trug die Namensliste meiner Gemeindeglieder stets bei mir. In Bussen oder Warteräumen holte ich sie heraus und dachte darüber nach, was wohl jeder von ihnen gerade in diesem Augenblick tun mochte. War einer von ihnen abtrünnig geworden, versank ich für Stunden in Trübsal. Ein körperlicher Schmerz bohrte wie ein Messer in meinem Herzen. Ich mußte Gott bitten, es von mir zu nehmen, sonst hätte ich nicht weiterleben können.

täglich bedroht

Solange Hitler von Stalin wirtschaftliche Hilfe erhielt, bestand eine Teilung von Ost-Europa. Ein Drittel des rumänischen National-Territoriums war zwischen Rußland, Bulgarien und Ungarn aufgeteilt worden. Der Einfluß des Nazismus begünstigte die Entwicklung der Eisernen Garde. Die Mitglieder dieser nationalen Bewegung Rumäniens versuchten, die orthodoxe Kirche für den politischen Terror auszunutzen. In der Nacht vor der Ermordung des Premierministers Calinescu, ihres Hauptgegners, warfen sich neun Fanatiker in einer Kirche auf den Boden und bildeten mit ihren Leibern ein Kreuz. In dieser Stellung brachten sie Stunden zu, bevor sie ihre Tat ausführten. Bald darauf half die Eiserner Garde Hitlers Schützling Ion Antonescu, an die Macht zu kommen. König Carol wurde gezwungen, zugunsten seines jungen Sohnes Michael

abzudanken. In dessen Namen herrschte Antonescu, ohne des Königs Zustimmung, als Diktator.

Die Eiserne Garde hatte nun freie Hand, mit Juden, Kommunisten und Protestanten nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Mörder gingen frei auf den Straßen herum. Unsere Mission wurde des Verrats angeklagt. Ich wurde täglich bedroht. An einem Sonntag sah ich von der Kanzel aus, wie eine Gruppe von Männern in grünen Hemden der Eisernen Garde sich leise in die hinteren Bänke der Kirche setzte. Die Gemeinde, die auf den Altar blickte, bemerkte die Fremden nicht. Doch ich sah ihre Revolver. Ich dachte: Wenn dies meine letzte Predigt ist, so soll es eine gute sein.

Ich sprach über Jesu Hände. Sie hatten Tränen gewischt, Kinder umfaßt, Hungrige gespeist und Kranke geheilt. Schließlich waren sie ans Kreuz genagelt worden. Die gleichen Hände hatten die Jünger gesegnet, bevor Jesus gen Himmel fuhr.

Dann erhob ich meine Stimme: „Aber ihr, was habt ihr mit euren Händen getan?“

Die Gemeinde schaute erstaunt auf. Sie hielten gerade Gebetbücher in ihren Händen.

Ich donnerte: „Ihr mordet, schlagt und foltert unschuldige Menschen, und ihr wollt euch Christen nennen? Reinigt eure Hände, ihr Sünder!“

Die Männer der Eisernen Garde schauten wütend drein, doch sie hatten nicht die Absicht, den Gottesdienst zu unterbrechen. Sie standen bewaffnet da, während ich das Schlußgebet und den Segen sprach. Die Menschen begannen, die Kirche zu verlassen. Als fast alle unbehelligt gegangen waren, ging ich hinunter von der Kanzel und trat hinter einen Vorhang. Ich hörte aufgeregtes Hin- und Herlaufen, Rufe ertönten: „Wo ist Wurmbrand? Ihm nach!“ Rasch trat ich durch eine schmale Tür und schloß hinter mir zu. Dieser Geheimausgang war vor vielen Jahren gebaut worden.

Durch viele Korridore hindurch bahnte ich meinen Weg zu einer Seitenstraße und entkam auf diese Weise.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurden viele von den kleinen christlichen Gemeinden, wie Adventisten, Baptisten und Pfingstler niedergemetzelt oder mit den Juden zusammen in die Konzentrationslager getrieben. Die ganze Familie meiner Frau wurde verschleppt; sie sah sie niemals wieder. Insgesamt wurde ich von unseren rumänischen Faschisten dreimal verhaftet. Ich wurde verhört, vor Gericht gestellt, geschlagen und kam ins Gefängnis. Durch diese Erfahrungen war ich auf das, was ich unter der Herrschaft der Kommunisten erleben sollte, gut vorbereitet.

ein Wärter befördert Kassiber

Durch das Fenster der Gefängniszelle in Calea Rahova konnte ich einen Teil des Hofes sehen. Als ich einmal hinausblickte, wurde ein Priester durch die Tore eingelassen. Er eilte über den asphaltierten Hof durch eine Tür hindurch. Ein Spitzel, der kam, um über seine Gemeinde Bericht zu erstatten.

Ich wußte, daß Verhöre, Grausamkeiten und möglicherweise jahrelange Inhaftierung und Tod vor mir lagen. Würde mein Glaube stark genug sein? Dann erinnerte ich mich, daß in der Bibel dreihundertsechszigmal, einmal für jeden Tag des Jahres, geschrieben steht: „Fürchte dich nicht!“ 366mal, nicht nur 365, mit Hinsicht auf das Schaltjahr. Heute war der 29. Februar, ein Zusammentreffen, welches für mich bedeutete, daß ich keine Furcht zu haben brauchte.

Mit meinem Verhör schien man es nicht eilig zu haben. Die kommunistischen Gefängnisse gleichen Archiven, die jederzeit zur Verfügung stehen, wenn eine Information benötigt wird. Während der ganzen vierzehneinhalb Jahre, die ich im Gefängnis verbracht

hatte, wurde ich immer und immer wieder verhört. Ich wußte, daß meine Beziehungen zu den Missionsgesellschaften im Westen und zu dem Weltkirchenrat in den Augen der Partei Verrat bedeuteten. Aber es gab noch andere, wichtigere Dinge, die sie nicht wußten und auch nicht von mir erfahren durften.

Ich hatte mich auf das Gefängnis und die Folter in ähnlicher Weise vorbereitet, wie ein Soldat sich für die Härten des Krieges zurüstet, solange noch Frieden ist. Ich hatte aufmerksam Lebensbeschreibungen von verschiedenen Gläubigen gelesen, die ähnlichen Leiden und der Versuchung, sich zu ergeben, ins Auge geschaut hatten. Ich überlegte, wie ich ihre Erfahrungen auf mich anwenden könnte. Viele, die sich nicht in solcher Weise vorbereitet hatten, sind an den Leiden zerbrochen, oder haben den Fehler begangen, das zu sagen, was sie nicht durften. Priestern wurde bei dem Verhör stets gesagt: „Als Christ müssen Sie versprechen, uns über alles die volle Wahrheit zu sagen.“ Doch war ich mir dessen bewußt, daß ich, was ich auch aussagen mochte, verurteilt würde. Deshalb war es mein Entschluß, unter der Folter mich lieber selbst zu belasten, doch niemals die Freunde zu verraten, die mir geholfen hatten, das Evangelium zu verbreiten. Ich hatte es mir fest vorgenommen, alle, die mich verhörten, vollständig in die Irre zu führen, daß sie am Ende des Untersuchungsverfahrens mehr in Unklarheit wären als vorher.

Meine vordringliche Aufgabe war jetzt, meinen Amtsbrüdern auf irgendeine Weise eine Botschaft zukommen zu lassen, um sie zu warnen. Ebenfalls mußte meine Frau erfahren, wo ich war. Es gelang mir, einen Wächter zu bestechen. Er übernahm die Vermittlerrolle, denn damals hatte meine Familie noch Geld. Während der nächsten Wochen überbrachte er meine Botschaften und bekam dafür 5000 DM. Damit war alles, was wir besaßen, aufgebraucht.

Dieser Wächter brachte mir die Nachricht, daß der schwedische Botschafter in Rumänien gegen mein Verschwinden protestiert hatte. Nach seinen Worten waren mir viele in Skandinavien und England wohlgesonnen. Der Außenminister, Frau Anna Pauker, antwortete darauf, mein Aufenthaltsort sei völlig unbekannt, seit ich vor einiger Zeit das Land heimlich verlassen hätte.

die „Befreier“ kommen

Der Botschafter konnte als neutraler Vertreter seines Landes in dieser Angelegenheit nicht weiter vordringen, am allerwenigsten bei Frau Pauker, vor der selbst starke Männer erzitterten. Ich kannte sie und ihren Vater, einen Geistlichen namens Rabinovici, der mir einmal traurig sagte: „Anna hat in ihrem Herzen kein Mitgefühl für jemand, der Jude ist.“ Anna Pauker hatte Medizin studiert, fing dann aber an, in der anglikanischen Missionsgesellschaft zu unterrichten, bevor sie mit den Kommunisten gemeinsame Sache machte. Sie heiratete einen Ingenieur namens Marcel Pauker, der ähnliche Anschauungen wie sie hatte. Beide wurden wegen einer Verschwörung verhaftet, wobei Anna sich als der skrupellosere Parteikämpfer erwies. Nach ihrer Entlassung siedelte sie nach Moskau über, und Marcel folgte ihr, wenn auch mit weniger Enthusiasmus. Im Zuge der Parteisäuberungen, die Stalin vor dem Kriege durchführte, wurde er hingerichtet. Man sagte, daß er von der Hand seiner eigenen Frau erschossen wurde, und nur wenige zweifelten an der Wahrheit dieses Gerüchtes. Anna war nur äußerlich eine Frau, inwendig war sie, Lady Macbeth gleich, „vom Wirbel bis zur Zeh' randvoll mit wilder Grausamkeit“. Sie wurde Sowjetbürger und verbrachte den Rest des Krieges in Moskau, wo sie es bis zu einem Offiziersrang in der Roten Armee brachte. Danach kehrte sie nach Rumänien

zurück und übernahm den Posten des Außenministers. Ihr Einfluß war dominierend in ganz Rumänien.

Ihre Linientreue Rußland gegenüber war sprichwörtlich. An einem sonnigen Tag fragte man sie, weshalb sie mit einem aufgespannten Regenschirm durch die Straßen Bukarests ginge. Sie gab zur Antwort: „Haben Sie den Wetterbericht nicht gehört? In Moskau regnet es in Strömen!“

Eine Gruppe politischer Führer mit dem jungen König Michael an der Spitze erwies sich als sehr tapfer. Sie setzten General Antonescu ab und machten seinen Beziehungen zu Deutschland ein Ende. Kurz darauf wurde in Moskau eine Konferenz einberufen, die darüber entscheiden sollte, welche Formen die Nachkriegswelt annehmen sollte. Churchill sagte zu Stalin: „Was halten Sie davon, wenn Sie eine 90prozentige Vormachtstellung in Rumänien bekommen, während wir zu 90 Prozent in Griechenland zu bestimmen haben?“ Er schrieb diese Worte auf ein Blatt Papier. Stalin schwieg. Dann machte er mit einem Blaustift einen fetten Haken auf das Blatt und reichte es an Churchill zurück.

Eine Million russischer Soldaten überflutete Rumänien. Unsere neuen „Alliierten“ waren da.

„Hilfe, die Russen kommen“, war kein Scherzausdruck für uns. Die neue Besatzungsmacht hatte nur einen Gedanken: zu trinken, zu rauben und die „kapitalistischen Ausbeuter“ zu plündern. Tausende von Frauen aller Altersstufen und aller Stände wurden von den Soldaten, die in ihre Häuser einbrachen, vergewaltigt. Männern wurden solche Seltenheiten wie Fahrräder und Armbanduhren einfach auf den Straßen abgenommen. Doch bald hatte das Erschießungskommando innerhalb der Roten Armee die Ordnung wiederhergestellt. Die Geschäftsleute begannen, ihre Rolläden wieder hochzuziehen. Die russischen Soldaten waren sprachlos vor Staunen, als sie die Schaufensterauslagen sahen.

Noch mehr mußten sie sich wundern, als sie erfuhren, daß das Gros der Kunden Bauern und Fabrikarbeiter waren.

Die Kapitulation, die am 23. August 1944 erklärt wurde, wird jedes Jahr als ein Befreiungstag gefeiert. In Wirklichkeit bestand die Befreiung darin, daß das Land seiner ganzen Flotte, des größten Teils der Handelsflotte, der Hälfte seiner Güterwagen und seiner sämtlichen Kraftfahrzeuge beraubt wurde. Landwirtschaftliche Erzeugnisse, Pferde, Vieh und alle unsere Vorräte an Öl und Petroleum wurden nach Rußland abtransportiert. Auf diese Weise wurde Rumänien, früher bekannt als Kornkammer Europas, zu einem Hungergebiet.

die russische Soldatenmission beginnt

Am Tage meiner Bekehrung hatte ich gebetet: „O Gott! Ich war ein Atheist. Laß mich nun nach Rußland gehen und unter den Atheisten als Missionar arbeiten. Ich will mich nicht beklagen, selbst wenn ich den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringen muß.“ Doch Gott schickte mich nicht auf die weite Reise nach Rußland. Statt dessen waren nun die Russen zu mir gekommen.

Ungeachtet der Verfolgung hatte unsere Mission während des Krieges sehr viele Anhänger gewonnen. Viele, die früher Juden und Protestanten verfolgt hatten, saßen nun zusammen mit ihren ehemaligen Opfern in der Kirche.

Nach dem Krieg setzte ich meine Arbeit für die westliche Kirchenmission fort. Ich hatte ein Büro, die nötigen Ausrüstungsgegenstände und Sekretärinnen. Das war das „Aushängeschild“ für mein eigentliches Unternehmen.

Ich spreche gut russisch. So war es für mich ein leichtes, mit den russischen Soldaten auf den Straßen, in

Geschäften und Zügen ins Gespräch zu kommen. Ich trug kein geistliches Gewand, und sie hielten mich für einen gewöhnlichen Bürger. Besonders junge Männer unter ihnen waren durcheinander und hatten Heimweh. Sie freuten sich, wenn man ihnen die Sehenswürdigkeiten von Bukarest zeigte und sie in ein gastfreundliches Haus einlud. Viele junge Christen, die ebenfalls russisch sprachen, halfen mir. Ich sagte den jungen Mädchen, daß sie ihre Schönheit dazu benutzen könnten, Männer zu Christus zu führen. Ein Mädchen sah einen Soldaten allein in einer Schenke sitzen. Sie setzte sich zu ihm. Als er ihr ein Glas Wein anbot, nahm sie an und schlug dann vor, daß sie beide woanders hingehen könnten, um in Ruhe miteinander zu sprechen. „Mit Ihnen gehe ich überall hin“, sagte der Russe. Daraufhin brachte sie ihn zu mir. Der Soldat kam zum Glauben und brachte andere mit zu uns.

Wir druckten heimlich das Evangelium in russischer Sprache. Mehr als hunderttausend Bücher wurden innerhalb von drei Jahren in Cafés, Bars, Bahnhöfen und überall, wo Russen zu finden waren, verteilt. Sie wurden solange von Hand zu Hand gereicht, bis sie in Stücke zerfielen. Viele von unseren Helfern wurden verhaftet, doch keiner hat mich verraten.

Die Zahl der Bekehrten war erstaunlich. Auch ihre Natürlichkeit versetzte uns in Staunen. Was die Religion anbetrifft, sind die Russen völlig unwissend. Doch es war, als hätten sie tief in ihrem Herzen schon lange nach Wahrheit gesucht, und nun nahmen sie diese mit Begeisterung auf. Meistens waren es junge Bauern, die auf dem Land gesät, geerntet und gearbeitet hatten. Das Wissen darum, daß irgend jemand den Lauf der Natur lenkt, lag ihnen im Blut. Doch man hatte sie atheistisch erzogen, und sie glaubten, Atheisten zu sein, genauso, wie viele Menschen meinen, sie seien Christen und sind es nicht.

Auf einer Reise lernte ich einen jungen Maler aus Ost-Sibirien im Zug kennen. Während wir zusammen fuhren, erzählte ich ihm von Christus.

„Jetzt verstehe ich“, sagte er. „Ich wußte nur das, was man uns in den Schulen beigebracht hat, daß Religion ein Werkzeug des Imperialismus ist und dergleichen. Doch in der Nähe unseres Hauses gab es einen alten Friedhof. Dort ging ich oft spazieren, um allein zu sein. Oft hielt ich mich in einem kleinen, verlassenem Haus zwischen den Gräbern auf (ich nahm an, daß dies eine alte orthodoxe Friedhofskapelle war).

Dort an der Wand war das Bild eines Mannes, der an ein Kreuz genagelt war. Ich dachte, er müßte ein großer Verbrecher gewesen sein, wenn man ihn auf diese Weise bestraft hatte. Doch wenn er ein Verbrecher war, weshalb befand sich dann sein Bild auf einem Ehrenplatz, als wäre er Marx oder Lenin? So kam ich nach und nach zu der Überzeugung, daß man ihn zuerst für einen Verbrecher gehalten haben muß, daß sich aber dann später seine Unschuld herausgestellt und man sein Bild aus Reue dort aufgehängt hat.“

Ich sagte zu dem Maler: „Sie sind auf dem halben Weg zur Wahrheit!“ Als wir Stunden später an unserem Ziel ankamen, wußte er alles, was ich ihm über Jesus sagen konnte. Als wir uns trennten, sagte er: „Heute abend hatte ich vor, einiges zu stehlen, wir alle tun es ja. Aber wie könnte ich es jetzt? Ich glaube an Christus.“

die Fronten versteifen sich

Wir arbeiteten auch unter den rumänischen Kommunisten. Jedes Buch mußte durch die kommunistische Zensur. Wir brachten Bücher heraus, welche ein Bild von Karl Marx als Titelseite hatten. Einige Seiten am Anfang brachten Marx' und Lenins Argumente gegen die Religion. Der Zensor las nicht weiter, und es war

auch gut so, der Rest des Buches hatte einen ganz und gar christlichen Inhalt. Auch ein anderer von unseren Titeln, „Religion — Opium für das Volk“, gefiel dem Zensor. Da er ganze Stöße von Büchern zu prüfen hatte, machte er sich nicht die Mühe, dieses Buch aufzuschlagen. Wenn er dies getan hätte, hätte er allerdings nichts als Beweise für die Wahrheit des christlichen Glaubens vorgefunden. Gelegentlich ließ ein Zensor auch einmal einen Titel für eine Flasche Brandy durchgehen.

Da der Parteiausweis den Unterschied zwischen Sattsein und Hungern ausmachen konnte, wuchs die Zahl der rumänischen Kommunisten rapide von einigen Tausenden auf Millionen. Stalin führte eine Einheitsfront-Regierung ein. Groza, der früher die Leitung der Bauernfront hatte, wurde von Stalin selbst als Leiter eingesetzt. Abgesehen von Anna Pauker, die, wie man behauptet, Groza „erfunden“ hat, übten die Russen ihre Macht durch drei Parteiveteranen aus: Lucretiu Patrascanu wurde zum Justizminister ernannt, Teohari Georgescu hatte als Innenminister die Polizei und das Sicherheitsorgan unter sich, und Gheorghiu-Dej, ein zäher Eisenbahnarbeiter, war der Erste Parteisekretär.

Nach der kommunistischen Machtübernahme habe ich einmal als Beobachter einer Versammlung der orthodoxen Priester beigewohnt. Gheorghiu-Dej hielt die Ansprache. Jovial und zuvorkommend versicherte er, er wäre bereit, alles zu vergeben und zu vergessen. Trotz der zahlreichen Beziehungen der Kirche zu der Eisernen Garde und zu den anderen rechts orientierten Organisationen sei der Staat bereit, ihre Gehälter in der gleichen Höhe wie bisher zu zahlen. Seine abschließenden Bemerkungen über die Ähnlichkeit zwischen den christlichen und den kommunistischen Ideen ernteten Beifall.

Bei inoffiziellen Anlässen sprach Gheorghiu-Dej ganz offen über seine atheistische Einstellung und über seine Überzeugung, daß der Kommunismus sich in der ganzen Welt ausbreiten würde. Doch gleichzeitig konnte er mit Nachsicht über seine alte Mutter sprechen, die sein Heim mit Ikonen füllte und seine Töchter als orthodoxe Gläubige erzog. Während der elf Gefängnisjahre unter dem alten Regime hatte Dej Zeit, die Bibel zu studieren. Unter seinen Mitgefangenen gab es Anhänger verschiedener Konfessionen, mit denen er sich freundschaftlich stand. Mit ihnen diskutierte er über Glaubensdinge. Kurz bevor die Russen kamen, entfloh er aus dem Gefängnis. Antonescu hätte ihn unweigerlich einsperren und töten lassen, wenn nicht ein freundlich gesinnter Priester ihn versteckt hätte. Als Gheorghiu-Dej noch mitten in den Kämpfen steckte, hatte die Religion Einfluß auf ihn. Doch jetzt, wo er eine hohe Stellung innehatte, gab es in seinem Leben keinen Platz mehr für diese Dinge. Er trennte sich von seiner Frau, die all die Jahre auf ihn gewartet hatte. Ihren Platz nahm eine Filmschauspielerin ein. Sein Haus war voller Diener und Bittsteller. Dej war reich und berühmt geworden und ließ sich jetzt von niemand mehr raten.

Wenn bei einer Konferenz mit den Priestern jemand das Gespräch auf Glaubensdinge brachte, so antwortete er mit den üblichen, von der Partei vorgeschriebenen Argumenten. Er versprach uns, daß wir in dem neuen Rumänien volle Gewissensfreiheit haben würden. In Erwiderung darauf versprachen meine Kollegen, der neuen Regierung keine Schwierigkeiten zu bereiten. Ich hörte zu und behielt meine Bedenken für mich. Bei dieser Konferenz meldeten sich viele Pfarrer freiwillig für die Zusammenarbeit mit der kommunistischen Bewegung. Aber früher oder später gerieten sie mit

irgendeiner Parteidoktrin in Konflikt und landeten im Gefängnis.

Bald nahm die Bekämpfung der Religion beachtliche Formen an. Das gesamte kirchliche Vermögen und der ganze Grundbesitz wurde verstaatlicht. Ein kommunistisches Religionsministerium kontrollierte die gesamte Pfarrerschaft, bezahlte Gehälter und bewilligte Neueinstellungen. Der gebrechliche Patriarch Nicodim, eigentlich ein Inhaftierter, wurde zur Repräsentativ-Figur. Die Partei brauchte aber ein geschmeidigeres Werkzeug, um die Kirche zu regieren, und Dej wußte schon, wer für diesen Posten geeignet war: der Priester, der ihn vor einem Jahr, als er auf der Flucht vor den Faschisten war, versteckt hatte. So wurde Vater Justinian Marina, ein unbekannter Seminarlehrer aus Rimnicul-Vilcea, Bischof, und bald wußten die vierzehn Millionen orthodoxen Kirchenglieder in Rumänien, daß er ihr Patriarch war.

Die nächste Aufgabe war, die römischen und griechischen Katholiken, von denen es zweieinhalb Millionen gab, zu entzweien. Die griechischen Katholiken, im allgemeinen die Unierten genannt, erkannten den Papst an, obwohl sie manche ihrer eigenen Traditionen aufrecht erhielten (u. a. das Recht der Priester auf die Eheschließung). Jetzt wurden sie mit Gewalt mit der regierungshörigen orthodoxen Kirche verschmolzen. Viele der Pfarrer und alle Bischöfe, die sich dieser Zwangsehe widersetzten, wurden verhaftet, ihre Diözesen aufgelöst und ihr Besitz beschlagnahmt. Den römischen Katholiken wurde befohlen, sich vom Vatikan zu lösen. Sie verweigerten dies, mußten aber ihren Widerstand auch teuer bezahlen. Die Gefängnisse waren mit Priestern gefüllt, und Greuelgeschichten von ihrer Behandlung verbreiteten sich im Lande. So unterwarfen sich die kleineren Konfessionen der Regierung und harrten auf ihr Schicksal.

einer steht gegen alle

Sie brauchten nicht lange zu warten, denn 1945 wurde in dem rumänischen Parlamentsgebäude ein „Religionskongreß“ einberufen. Viertausend Vertreter des geistlichen Standes füllten die Plätze. Bischöfe, Priester, Pastoren, Rabbiner und Muftis klatschten Beifall, als bekanntgegeben wurde, daß Genosse Stalin (dessen Bild an der Wand hing) der Ehrenpräsident des Kongresses sei. Dabei hielten sie es für besser, nicht an die Tatsache zu denken, daß dieser Mann gleichzeitig dem Weltverband der Gottlosenbewegung als Präsident vorstand. Der greise, zittrige Patriarch Nicodim segnete die Versammlung. Premierminister Groza sprach die Eröffnungsworte. Er sagte, daß er selbst der Sohn eines Priesters wäre. Seine vielfachen Versprechungen der Unterstützung wurde von den anderen hohen Persönlichkeiten, die nach ihm zu Wort kamen, wiederholt. Dankbarer Applaus folgte.

Einer der orthodoxen Bischöfe antwortete, daß viele politische Flüßchen bereits dem großen Strom seiner Kirche zugeflossen seien. Sie hätten die Farben grün, blau und die der Trikolore gehabt, und so begrüßte er die Aussicht, daß nun eine rote dazukommen würde. Ein Gemeindeleiter nach dem anderen, ein Reformierter, ein Lutheraner und der oberste Rabbiner standen nacheinander auf, um zu sprechen. Alle brachten ihr Einverständnis zum Ausdruck, mit den Kommunisten zusammen zu arbeiten. Meine Frau, die neben mir saß, konnte es nicht länger ertragen. Sie sagte: „Geh, und wasche diese Schande vom Angesicht Christi ab!“

„Wenn ich das tue, wirst du deinen Mann verlieren“, erwiderte ich.

„Ich brauche keinen Feigling. Geh und tue es“, sagte Sabine.

Ich meldete mich zu Wort. Man bat mich erfreut

auf die Rednertribüne. Die Veranstalter freuten sich schon darauf, am nächsten Tag eine Begrüßungsrede von Pfarrer Wurmbrand, dem Mitarbeiter der Schwedischen Kirchenmission und des Weltkirchenrates, zu veröffentlichen.

Ich begann mit einer kurzen Stellungnahme zu dem Kommunismus. Ich sagte, daß es unsere Pflicht als Priester sei, Gott und Christus zu verherrlichen und nicht die vergänglichen irdischen Mächte. Sein ewiges Reich der Liebe gegen die Nichtigkeit dieser Welt zu verteidigen, sei unsere Aufgabe. Während ich weitersprach, schienen die Priester, die stundenlang den schmeichlerischen Lügen über die Partei zugehört hatten, von einem Traum zu erwachen. Jemand begann zu klatschen, die Spannung löste sich, und der Beifall brach plötzlich los, Woge um Woge. Delegierte standen auf und riefen mir zu. Der Minister für Religion, ein orthodoxer Priester namens Burducea, der einst ein aktiver Faschist gewesen war, rief von der Plattform, daß mein Recht zu sprechen vorbei sei. Ich antwortete, daß Gott mir das Recht gegeben hätte und fuhr fort. Zum Schluß wurde das Mikrophon ausgeschaltet, doch die Halle war bereits in einem solchen Aufruhr, daß ohnehin niemand mehr etwas hören konnte.

Das war der Abschluß des Kongresses an jenem Tag. Ich hörte, daß das Religionsministerium beabsichtigte, mir meine Genehmigung, das Pfarramt auszuüben, zu entziehen. Man riet mir, die Hilfe des einflußreichen, gerade gewählten Patriarchen zu suchen. Nicodim war gestorben. Nach einigen Versuchen gelang es mir, Justinian zu erreichen, als er von seinem Moskau-Besuch zurückkehrte. Man hatte dort viel Theater um ihn gemacht. Schwarzbärtig, lächelnd und voll seiner neu erworbenen Würde, jedoch kein Dummkopf — das war der Mann, dessen Obhut vier Fünftel rumänischer Kirchenbesucher nun anvertraut waren. Plötzlich ent-

schloß ich mich, meine Zeit bei ihm besser zu nutzen, als nur über meine eigenen Angelegenheiten zu sprechen. So sagte ich ihm stattdessen, daß ich seit seiner Amtsübernahme stets für ihn gebetet hätte. Ich erklärte weiter, die Verantwortung für vierzehn Millionen Seelen sei doch wahrlich eine schreckliche Last für einen einzelnen Mann. Er würde sich gewiß wie der hl. Irenäus fühlen, der weinte, als die Leute ihn gegen seinen Willen zum Bischof gemacht hatten und sagte: „Kinder, was habt ihr nur getan? Wie kann ich der Mann werden, der solche Last tragen kann? Die Bibel sagt, daß ein Bischof gerecht sein muß.“

Während ich sprach, sagte er wenig. Nachdem ich gegangen war, erkundigte er sich jedoch bei Freunden über mich. Man redete für einige Zeit nicht mehr vom Entzug meiner Predigerlaubnis. Als ich später von der Polizei sechs Wochen lang zu Verhören festgehalten wurde, war Justinian unter denen, die meine Freilassung zu sichern halfen. Noch später lud er mich nach Jassy, seinem Bischofssitz ein, wo wir enge Bekanntschaft schlossen. Seine Unwissenheit über die Bibel war erstaunlich, doch unter den orthodoxen Priestern durchaus keine Ausnahme. Er hörte aufmerksam zu, als ich ihn an das Gleichnis von dem verlorenen Sohn erinnerte. Ich nahm seine Hände und sagte, daß Gott alle Verirrten wieder annähme, sogar einen Patriarchen. Außer mir haben noch andere Christen versucht, auf jede nur mögliche Weise Justinian zu beeinflussen. Er begann zu beten und Gott zu lieben. Ohne Rücksicht auf seine Empfindungen startete die Partei jedoch dann eine konzentrierte Aktion gegen die Religion. Ich verlor ihn für einige Jahre aus den Augen.

Der antireligiöse Angriff ging Hand in Hand mit der Ausmerzung der Oppositionsparteien. Denn, nachdem Stalin bei seinen Verbündeten alles, was er wollte, erreicht hatte, ließ man auch den letzten Schein einer

Demokratie fallen. Der Führer der Nationalbauernpartei, Julius Maniu, wurde mit elf anderen Männern unter falschen Anklagen vor Gericht gestellt. Über siebzig Jahre alt, wurde er zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, wo er vier Jahre später starb. Während der Terrorherrschaft, die nun folgte, wurden schätzungsweise sechzigtausend „Staatsfeinde“ hingerichtet.

Es ist eine Ironie, daß der 47jährige Justizminister Lucretiu Patrascanu, der diese ganze Massensäuberung leitete, vor dem Krieg große Hilfe zum Schutz der verfolgten Kommunisten von Maniu erhalten hatte. Diese beiden Männer arbeiteten ebenfalls zusammen mit König Michael den Plan für den Waffenstillstand aus. Patrascanu unterzeichnete ihn dann in Moskau im Namen des rumänischen Volkes. Nachdem Maniu mundtot gemacht worden war, zwangen Patrascanu und andere Parteiführer unseren geliebten jungen König, abzudanken.

Eine Volksrepublik wurde also ins Leben gerufen. Wer aber sollte sie regieren? Groza war lediglich eine Marionette und kam daher nicht in Frage. Anna Pauker war verhaßt, sogar innerhalb der Partei. Unter den anderen herrschte Streit. Viele von Patrascanus Anhängern sahen in ihm einen national gesinnten Kommunisten, der das Land aus dem extremen Stalinismus herausführen würde. Er war auf westliche Art Kommunist und stammte aus der Familie eines Grundbesitzers. Die hohe Meinung, die man von ihm im Volke hatte, war vor allem seinem Ausspruch zuzuschreiben, er sei in erster Linie Rumäne und erst dann Kommunist.

Das Führungsproblem war Gegenstand heißer Debatten im Zentralkomitee der Partei.

Mein Leben als Pastor war bis zu dieser Zeit äußerst befriedigend gewesen. Als Familie hatten wir alles, was wir brauchten. Meine Gemeindeglieder liebten mich

und vertrauten mir. Doch eines beunruhigte mich: Weshalb wurde es mir erlaubt, ein normales Leben zu führen, während eine grausame Diktatur alles, was mir lieb war, zerstörte, und während andere wegen ihres Glaubens leiden mußten? Viele Nächte lang beteten Sabine und ich zusammen und baten Gott, uns ein Kreuz tragen zu lassen.

die Revolution frißt ihre Kinder

Im Zuge der Massenverhaftungen, die damals im Gange waren, könnte meine eigene Verhaftung ohne weiteres als eine Antwort auf mein Gebet angesehen werden. Niemals hätte ich jedoch erwartet, daß der erste Mensch, der meine Zelle mit mir teilen würde, Genosse Patrascanu in eigener Person sein würde.

Einige Tage nach meiner Ankunft wurde die Tür meiner Zelle geöffnet, um den stattlichen Justizminister einzulassen. Mein erster Gedanke war, er käme, um mich persönlich zu verhören. Weshalb solche Ehre? Doch dann wurde die Tür hinter ihm wieder verschlossen, und zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß sein Kragen offen war, und daß er keine Krawatte trug. Ich schaute an ihm hinunter bis zu seinen auf Hochglanz geputzten Schuhen: keine Schnürsenkel! Der zweite Gefangene in meiner funkelneuen Zelle war der Mann, der dem Kommunismus in unserem Land zur Macht verholfen hatte.

Er setzte sich auf die andere Pritsche und schwang die Beine hoch. Als ein hartgesottener Verstandesmensch dachte er nicht daran, sich durch diese plötzliche Verwandlung von einem Minister in einen Galgenvogel aus der Ruhe bringen zu lassen. Eingehüllt in unsere Mäntel, um uns vor der kühlen Märzwitterung zu schützen, begannen wir eine Unterhaltung. Ich wußte, daß Patrascanus Grundsätze das Recht gebrochen und sehr viel Unheil angerichtet hatten. Dennoch war es mir

möglich, ihn als Mensch gern zu haben und an seine Aufrichtigkeit zu glauben. Seine Verhaftung tat er mit einem Achselzucken ab. Es war keineswegs seine erste Bekanntschaft mit dem Gefängnis. Von den früheren Machthabern Rumäniens war er bereits mehrmals verhaftet worden. Allem Anschein nach hatte seine zunehmende Beliebtheit zu einem Komplott der übrigen Parteiführer gegen ihn geführt. Einige Tage vorher war er auf einem Kongreß von seinem Kollegen, dem Innenminister Teohari Georgescu, als Bourgeois und Verräter im Klassenkampf öffentlich angeprangert worden. Die zweite Anklage, er habe „möglicherweise die Unterstützung der imperialistischen Mächte hinter sich gehabt“, wurde vom Finanzminister Vasile Luca vorgebracht. Luca war während des Nazi-Regimes zusammen mit Patrascanu im Gefängnis gewesen. Diese Beschuldigungen waren von Anna Pauker, die auch zu seinen alten Freunden gehörte, erfolgreich unterstützt worden.

Sie hätten schon geraume Zeit gegen ihn gearbeitet, erzählte Patrascanu, doch eine Sache hätte sich besonders gegen ihn als Kommunist ausgewirkt: Er hatte einem von Georgescus Funktionären die Frage gestellt, ob an den Gerüchten, daß Gefangene gefoltert würden, etwas Wahres wäre. „Aber gewiß“, sagte der Mann vom Ministerium, sie seien Konterrevolutionäre und verdienten kein Mitleid, besonders, wenn sie ihre Informationen zurückhielten. Patrascanu war zutiefst bestürzt. „Wir haben jahrelang gekämpft, um der Partei zur Macht zu verhelfen. Und dies soll nun das Ergebnis sein?“ fragte er. Sein Protest wurde Georgescu berichtet. Dann folgte seine Brandmarkung auf dem Kongreß.

„Als ich den Saal verließ“, erzählte er, „sah ich, daß ein anderer Fahrer in meinem Wagen auf mich wartete. Er sagte: ‚Ihr Chauffeur Ionescu ist plötzlich krank

geworden Genosse Patrascanu. ' Ich stieg ein, zwei Geheimpolizisten folgten mir — und nun bin ich hier.' Er war sicher, daß er bald wieder in sein Amt eingesetzt würde. Als das Abendessen kam, begann ich es selbst zu glauben, denn anstatt Graupensuppe brachte man ihm Hühnchen, Käse, Obst und eine Flasche Weißwein. Patrascanu nahm ein Glas Wein, schob das Tablett zu mir herüber und sagte, er hätte keinen Appetit.

Während ich mich bemühte, das Essen nicht allzu gierig hinunterzuschlingen, erzählte er mir Witze. Der eine handelte von einem Schweizer Senator, der gerne Marineminister werden wollte. „Aber wir haben keine Flotte“, meinte der Premierminister. „Was macht das schon“, erwiderte der Senator, „wenn Rumänien einen Justizminister und Rußland einen Kultusminister haben kann, warum sollte die Schweiz nicht einen Marineminister haben?“ Patrascanu lachte herzlich über diese Anekdote, obwohl sie über die „Justiz“, die er geschaffen hatte, spottete. Jetzt war er selbst ein Opfer dieser Justiz geworden.

Am nächsten Morgen wurde Patrascanu hinausgeführt, und ich dachte, er würde verhört. Am Abend kam er schlecht gelaunt wieder und erzählte, er hätte keine Fragen zu beantworten gehabt; stattdessen hätte er in der Universität, wo er die Rechte lehrte, eine Vorlesung gehalten. Die Partei wollte seine Verhaftung für eine Zeitlang geheimhalten. Da Patrascanu dreißig Jahre kommunistische Schulung hinter sich hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als mitzumachen. Er redete mit mir, weil er, selbst außerhalb des Gefängnisses, mit niemand anderem reden durfte. Selbst seiner Frau gegenüber zu gestehen, daß er sich in Untersuchungshaft befand, oder jemanden um Rat zu bitten, hätte ein todeswürdiges Vergehen bedeutet. Diese Isolierung zerrte an seinen Nerven. Genau das aber war beab-

sichtigt. Nur mir gegenüber konnte er sich geben, wie er war, denn er hatte Grund zu der Annahme, daß ich die Außenwelt nie wieder sehen würde.

Als Patrascanu mir einiges aus seinem früheren Leben erzählte, war es für mich interessant festzustellen, daß er nicht durch die objektive Beurteilung der Dinge Kommunist geworden war, sondern aus Protest gegen die Nöte seiner frühen Jugend. Sein Vater unterstützte die Deutschen während des Ersten Weltkrieges mit solchem Enthusiasmus, daß nach dem Sieg der Alliierten die ganze Familie geächtet wurde. Um eine Universitätsausbildung bekommen zu können, mußte Patrascanu als junger Mann nach Deutschland gehen. Als er zurückkam, trat er der einzigen Partei bei, die ihn willkommen hieß. Seine erste Frau, die Kommunistin war, fiel einer der stalinistischen Säuberungsaktionen zum Opfer. Als er sich wiederverheiratete, war es wieder ein Parteimitglied, die zufällig eine Schulfreundin meiner Frau war.

Ich versuchte, Patrascanu die Ursache seiner politischen Haltung zu zeigen. „Sie haben vieles mit Marx und Lenin gemeinsam“, sagte ich, „Ihre Ideen und Ihre Handlungsweise waren ebenfalls das Ergebnis einer schweren Jugend. Marx war sehr begabt, doch als Jude in Deutschland, wo der Antisemitismus immer mehr um sich griff, konnte er kein anderes Betätigungsfeld finden und wurde Revolutionär. Lenins Bruder wurde gehenkt, weil er an einem Anschlag auf den Zaren beteiligt gewesen war. Die Wut und die Ächtung hegten in ihm den Wunsch, die Welt auf den Kopf zu stellen. Mit Ihnen ist das gleiche geschehen. Ihre Auffassungen sind ein Ergebnis Ihres persönlichen Schicksales, nicht Ihres objektiven Denkens.“

Patrascanu wies diesen Gedanken zurück. Seine Nerven suchten sich ein Ventil in langen Reden gegen die Schlechtigkeit der Kirche. Die üble Zeit der Borgia-

Päpste, die spanische Inquisition, die Grausamkeit der Kreuzzüge wurde genau unter die Lupe genommen.

„Aber es sind gerade die Sünden und Fehler der Kirche, die uns um so mehr Grund geben, sie zu bewundern“, meinte ich.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Patrascanu bestürzt.

Ich erwiderte: „Ein Krankenhaus mag mit Eiter- und Blutgestank erfüllt sein, doch das gerade ist das Schöne an ihm: die Kranken mit ihren ekelregenden Wunden und häßlichen Krankheiten werden aufgenommen. Die Kirche ist Christi Krankenhaus. Millionen von Patienten werden darin mit Liebe behandelt. Die Kirche nimmt die Sünder auf. Leider sündigen sie aber auch dann noch, und für ihre Sünden wird die Kirche verantwortlich gemacht. Andererseits erscheint mir die Kirche wie eine Mutter, die zu ihren Kindern hält, selbst wenn sie Verbrechen begehen. Die Machenschaften und Vorurteile der Diener der Kirche sind ein Zerrbild dessen, was wirklich von Gott kommt, nämlich der Bibel, ihrer Lehren, des Gottesdienstes und der Gnadenmittel. Die See fordert jährlich tausende von Menschenleben, doch niemand bestreitet ihre Schönheit.“

Patrascanu lächelte: „Genau das gleiche könnte ich vom Kommunismus behaupten. Seine Vertreter sind unvollkommen, es gibt Schurken unter ihnen, doch das bedeutet nicht, daß unsere Ideen nicht in Ordnung sind.“

„Dann urteilen Sie doch nach den Früchten, wie Jesus es riet“, sagte ich. „Die Geschichte der Kirche ist zwar durch manches Traurige befleckt, und doch hat sie Menschen in der Welt mit Liebe und Fürsorge überschüttet. Sie hat eine große Anzahl von Heiligen hervorgebracht, und Christus, der heiligste von allen, ist ihr Haupt. Wie sehen dagegen Ihre Idole aus? Männer wie Marx, den sein Biograph Rjasanov, Direktor des Moskauer Marx-Instituts, als einen Trinker schil-

dert; oder Lenin, dessen Frau berichtet, daß er ein leichtfertiger Spieler war, und dessen Schriften von Gift nur so triefen. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Der Kommunismus hat das Leben von Millionen unschuldiger Opfer ausgelöscht und ganze Länder an den Rand des Ruins gebracht. Er hat die Luft mit Lügen und Furcht erfüllt. Die Kirche hat eine negative und positive Seite. Wo ist denn die positive Seite des Kommunismus?“

Patrascanu verteidigte die Logik seiner Parteigrundsätze.

„Die Grundsätze als solche bedeuten noch gar nichts“, sagte ich. „Man kann ohne weiteres unter einer wohlklingenden Parole Greuelthaten verüben. Hitler sprach von dem ‚Kampf um Lebensraum‘ und mordete ganze Völker. Stalin sagte: ‚Wir müssen Menschen wie Blumen hegen‘ — und tötete seine und Ihre Frau.“

Patrascanu wurde es unbehaglich, doch er blieb offen: „Unser Endziel ist, die ganze Welt für den Kommunismus zu gewinnen. Es gibt einige wenige, die den ganzen Weg mit uns gehen wollen. Doch wir können auch jederzeit einige finden, die aus egoistischen Gründen gewillt sind, uns eine Zeitlang zu helfen. Erst hatten wir Rumäniens obere Gesellschaftsschichten und den König, die den Alliierten bei dem Kampf gegen die Nazis halfen. Als sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, liquidierten wir sie. Wir gewannen die orthodoxe Kirche mit Versprechen. Anschließend gebrauchten wir kleinere Religionsgruppen, um sie zu zersetzen. Wir hetzten die Bauern gegen die Grundbesitzer auf und später arme Bauern gegen die reichen. Im Endeffekt werden sie alle zusammen in Kollektiven zusammengefaßt. Dies ist Lenins Taktik, und sie funktioniert.“

Ich sagte: „Es ist allgemein bekannt, daß alle Ihre Mitläufer entweder verhaftet, hingerichtet oder sonst

irgendwie umgebracht worden sind. Wie können Sie nur hoffen, daß Sie auch weiterhin fortfahren können, die Menschen für Ihre Zwecke zu benutzen und sie dann wegzuwurfen?“

Patrascanu lachte: „Weil sie dumm sind! Hier ist ein Beispiel: Zehn Jahre nach dem Ersten Weltkrieg hatte Trotzki den Plan, die Weltrevolution gewaltsam durchzuführen. Der große bolschewistische Denker Bucharin stellte sich dagegen. Er behauptete, es wäre besser zu warten, bis die kapitalistischen Länder sich selbst untereinander vernichten würden. Rußland könnte sich dann auf die Seite des Siegers stellen und den Löwenanteil von den unterworfenen Ländern an sich reißen. Eine bemerkenswerte Prophezeiung! Doch damals nahm sie keiner ernst. Das Ergebnis des letzten Weltkrieges war, daß die Hälfte Europas und zwei Drittel Asiens kommunistisch wurden. Hätten die Westmächte dies damals geahnt, dieser Krieg hätte niemals stattgefunden. Doch glücklicherweise hören unsere Feinde nicht auf unsere Beweisführung. Auch lesen sie unsere Bücher nicht, deshalb können wir offen reden.“

Ich deutete auf einen schwachen Punkt in seiner Argumentation: „Eines scheinen Sie noch nicht begriffen zu haben, Herr Patrascanu. Sie haben die Menschen benutzt und haben Sie anschließend erledigt. Genauso haben Ihre Genossen Sie benutzt und werden Sie nun erledigen. Haben Sie nicht vor dieser üblen Logik der Lehren Lenins die Augen geschlossen?“

Diesmal sprach Patrascanu mit unverhohlener Bitterkeit: „Als Danton zur Guillotine geführt wurde, sah er, wie Robespierre von einem Balkon zuschaute, und er rief aus: ‚Du wirst mir folgen!‘ Und ich versichere Ihnen heute, daß sie mir alle folgen werden: Anna Pauker, Georgescu und auch Luca.“

Und dies traf auch innerhalb der nächsten drei Jahre ein.

erste Vernehmung

An diesem Abend sprachen wir nicht mehr miteinander. Doch um zehn Uhr, nachdem wir uns schlafen gelegt hatten, schloß man unsere Tür auf und rief meinen neuen Namen aus. Drei Männer standen im Gang. Einer von ihnen, dessen Namen Appel ich später erfuhr, sagte, ich sollte mich ankleiden. Ich zog mich an. Patrascanu raunte mir zu, auch meinen Mantel anzuziehen, er würde die Schläge etwas dämpfen. Man setzte mir eine undurchsichtige Brille auf, damit ich nicht sehen konnte, wohin ich ging. Ich wurde durch einen Korridor in einen Raum geführt und auf einen Stuhl gesetzt. Dann nahm man mir die Brille ab.

Ich saß vor einem Tisch. Grelles Licht schien mir in die Augen. Zuerst sah ich nur eine dunkle Figur mir gegenüber. Doch als ich mich an die blendende Helle gewöhnt hatte, erkannte ich einen Mann namens Moravetz, einen hohen Polizeioffizier des bürgerlichen Regimes, der früher in Schwierigkeiten geraten war, weil er den Kommunisten geheime Nachrichten zugetragen hatte. Als Belohnung erhielt er nun den Posten eines Vernehmungsbeamten.

„Aha“, sagte er, „Vasile Georgescu! Dort auf dem Tisch finden Sie Papier und Schreibzeug. Setzen Sie sich und schreiben Sie über Ihre Tätigkeit und Ihr Leben.“

Ich fragte, was ihn besonders interessiere. Moravetz hob sarkastisch die Augenbrauen: „Als Priester haben Sie sich eine ganze Anzahl von Beichten angehört. Wir haben Sie hierher gebracht, damit Sie uns beichten.“

Ich beschrieb in großen Zügen mein Leben bis zum Zeitpunkt meiner Bekehrung. Da ich annahm, daß mein Bericht den Parteiführern in die Hände geraten und vielleicht nicht ohne Wirkung auf sie bleiben

würde, beschrieb ich ausführlich, wie mir als ehemaliger Atheist die Augen für die Wahrheit geöffnet worden waren. Ich schrieb eine Stunde oder noch länger, ehe Moravetz mir den Bogen wegnahm und sagte: „Genug für heute abend.“ Man führte mich zurück in die Zelle, wo Patrascanu bereits schlief.

Wieder vergingen einige Tage, ohne daß man mich störte. Die Kommunisten kehren die normalen Polizeimethoden um, die darauf basieren, daß der Schock der Verhaftung den Gefangenen zum Reden bringt. Sie ziehen es vor, ihn erst einmal „schmoren“ zu lassen. Der Fragesteller sagt niemals, was er will. Er nähert sich seinem Opfer lediglich in suggestiver Weise, aus einer oder der anderen Richtung, um Angst und Schuldgefühle zu schaffen. Während der Mann sich das Gehirn nach dem Grund seiner Verhaftung zermartert, wird die Spannung durch verschiedene andere Tricks erzeugt: Die Gerichtsverhandlung wird ständig aufgeschoben, Tonbandaufnahmen von einer schießenden Kompanie werden abgespielt, er hört Schreie anderer Gefangener. Allmählich schwindet sein Urteilsvermögen. Ein Fehltritt folgt dem anderen, bis die Erschöpfung ihn schließlich zwingt, irgendeine Schuld anzuerkennen. Der Vernehmende wird dann auf einmal mitfühlend. Er gibt jetzt Hoffnung und verspricht das Ende der Leiden, wenn der Gefangene zugibt, daß er Strafe verdient hat, und wenn er alles rückhaltslos aussagt. Also meldete sich Appel nach einigen Tagen wieder, und die erste meiner zahllosen Vernehmungen begann.

Diesmal führte er mich nur wenige Schritte weit von der Zelle in ein Zimmer im Kellergeschoß. Er reichte mir einen Stuhl, bot mir einen Sahnebonbon aus seiner Aktentasche an und setzte sich selbst auf ein Sofa. Einer seiner Kollegen machte Notizen. Unentwegt kauend ging Appel Punkt für Punkt meinen Be-

richt durch. „Das Denken eines Menschen wird durch seine Klasse bestimmt“, meinte er. Da ich nicht aus dem Proletariat stamme, könne ich ja nur reaktionäre Ansichten haben. Ich war gewiß, daß Appel ebenfalls kein Proletarier war und wies darauf hin, daß keiner der großen Parteidenker in diesem Sinne Arbeiter gewesen wäre: Marx war der Sohn eines Rechtsanwaltes, Engels' Vater war Fabrikant, und Lenin stammte aus dem Adel.

„Die Anschauungen eines Menschen lassen sich nicht allein auf seine Klassenzugehörigkeit zurückführen“, fuhr ich fort.

„Welche Beziehungen hatten Sie zu Herrn Teodorescu?“ unterbrach mich Appel.

„Teodorescu?“ wiederholte ich. „Das ist ein sehr häufiger Name. Welchen Teodorescu meinen Sie?“

Doch Appel gab mir keine Antwort. Stattdessen ging er dazu über, mit mir über die Bibel, besonders die Prophetien Jesajas bezüglich des Kommens des Messias zu diskutieren. Von Zeit zu Zeit nannte er unerwartet die Namen von Menschen, die mir geholfen hatten, Evangelien unter die sowjetischen Soldaten zu verteilen, oder die ehrenamtlich im Weltkirchenrat gearbeitet haben. Diese Fangschüsse kamen scheinbar zufällig. Appel war immer höflich und drängte nie. Er schien sich mehr für meine Reaktion auf plötzliche Fragen, als für meine Antworten zu interessieren. Nach einer weiteren Stunde wurde ich zu meiner Zelle zurückgebracht. Was mochte das alles bedeuten?

die genutzte Chance

Patrascanu versuchte, sich über mich lustig zu machen. Er sprach über die Pläne der Partei zur Ausmerzungen und Ausrottung des Christentums in Rumänien. Anna Pauker, Georgescu und andere Mit-

glieder des Zentralkomitees hatten bereits geheime Unterredungen mit Metropolit Justinian gehabt und waren der Meinung, daß er als Patriarch für ihre Zwecke bestens geeignet sei. „Justinian“, sagte Patrascanu, „hat mit Gott genau so viel zu tun, wie ich mit dem Kaiser von Japan. Und was den alten Patriarchen Nicodim anbelangt, der leidet doch an Altersschwachsinn. Am Anfang des Krieges veröffentlichte er Enzykliken und rief jedermann auf, gegen den siebenköpfigen bolschewistischen Drachen zu kämpfen, um, nachdem wir mit Hitler gebrochen hatten, seine Schäfchen zu beschwören, zusammen mit der siegreichen Roten Armee gegen das Nazi-Ungeheuer zu marschieren. Kann man vor einem solchen Manne Respekt haben? Jeder im Lande weiß, wie Patriarch Nicodim gehandelt hat. Das sind eure Kirchenfürsten, und die übrigen sind auch nicht viel besser, die bringen euch auch nicht weiter.“

Ich gab zur Antwort, daß er vielleicht einigen vorbildlicheren Christen begegnen könne, wenn er das Gefängnis nicht so schnell verließ, wie er hoffte.

„Patriarch Nicodim ist kein schlechter Mensch“, meinte ich, „doch er ist alt und verbraucht. Den zukünftigen Patriarchen Justinian kann ich ebenfalls nicht verurteilen, noch solche, die mit List oder Gewalt auf eure Seite gebracht wurden. Es ist dasselbe, wie wenn man ein Mädchen verführt und sie hinterher eine Dirne nennt.“

Ich hoffte, dieser Seitenhieb würde seine Wirkung auf Patrascanu nicht verfehlen. Er hatte nämlich die Neigung, mit Genuß und in sehr geschmackloser Weise über geschlechtliche Dinge zu sprechen. Auch versuchte ich, ihm zu erklären, was christliche Liebe bedeutet. Anfangs war er mit seinen eigenen Sorgen zu sehr beschäftigt, um auf mich zu hören. Doch er war ein Mann, der das ständige Lesen und Studieren gewohnt war und nun kein einziges Buch mehr hatte. So disputierte er,

um sich zu zerstreuen. Über den Glauben sagte er: „Ich habe das alles in der Schule gelernt. Damals betete ich, doch später hörte ich damit auf.“

Ich fragte ihn, weshalb.

„Euer Jesus verlangt zu viel. Besonders, wenn man noch jung ist.“ Ich erwiderte: „Ich habe noch nie den Eindruck gehabt, daß Jesus von Menschen etwas verlangt. Als mein Sohn Mihai klein war, gab ich ihm Geld, um mir ein Geburtstagsgeschenk zu kaufen. So schenkt uns Jesus die guten Eigenschaften, die er von uns zu verlangen scheint und macht aus uns bessere Charaktere. Aber vielleicht hatten Sie keinen guten Religionslehrer.“

„Kann sein, sie sind nicht sehr häufig.“ Patrascanu setzte sich auf und gähnte. „Übrigens gibt es eine Menge Dinge im Christentum, die ich nicht schlucken kann.“

„Und die wären?“

„Demut, und besonders die Unterwerfung unter die Tyrannei. Nehmen Sie den Brief von Paulus an die Römer. Er sagt, daß alle Regierung von Gott ist. Also müssen wir brav sein, unsere Steuern pünktlich bezahlen und nicht gegen den Stachel löcken. Und das alles zu der Zeit, als Nero der Herrscher der Welt war!“

Ich sagte: „Lesen Sie die Bibel noch einmal, und Sie werden finden, daß sie voll revolutionärer Explosivkraft ist. Sie beginnt mit der Befreiung der jüdischen Sklaven von Pharao. Sie berichtet weiter von Gideon, Jael, Jehu und vielen anderen Kämpfern gegen die Tyrannei. Und bevor wir weiterreden: Auf welche Weise kam denn die von Gott eingesetzte Regierung an die Macht? Gewöhnlich doch als Ergebnis eines Umsturzes. Wenn man sich also der Regierung unterstellt, ordnet man sich denen unter, die eine erfolgreiche Revolution durchgeführt haben. Washington kam an die Regierung, indem er die Engländer niederwarf.“

„Wie Lenin die Zaren stürzte“, warf Patrascanu ein.

„Nur, um noch schlimmeren Terror zu bringen. Und eines Tages wird ein Mann kommen, der die kommunistische Tyrannei beenden wird. Er wird eine freie Regierungsform einführen. Er wird dann die Obrigkeit von Gott sein. Dann werden wir uns unterordnen. Diese Stelle der Schrift lehrt in Wirklichkeit nicht, daß man den Tyrannen gehorchen muß, doch man soll das sinnlose Blutvergießen bei Revolutionen, die aussichtslos sind, vermeiden.“

Patrascanu sagte: „Wie ist es mit ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist‘? Mit diesem Satz forderte doch Jesus gewiß die Unterwerfung der Juden unter den römischen Tyrannen.“

„Der erste Kaiser war ein Usurpator“, sagte ich, „selbst für das Römische Reich. Er war ein General, der sich selbst zum Diktator gemacht hatte. Palästina wurde durch Gewalt römische Kolonie. Cäsars Nachfolger hatten dort nicht mehr Rechte, als die Russen hier. So ist es klar, was Jesus meinte. Gebt dem Kaiser, was wir ihm schuldig sind: einen Fußtritt in den Hintern und schmeißt ihn hinaus.“

Patrascanu brüllte vor Lachen: „Wenn jeder Priester die Bibel so erklären würde wie Sie, würden wir bald zu einer besseren Verständigung kommen“, sagte er.

Ich war nicht so sicher.

Eines Abends bat er mich, ihm ganz kurz den Inhalt des christlichen Glaubens zu erklären. Ich sagte das nicäische Glaubensbekenntnis auf und meinte: „Und Sie Ihrerseits sollten mir sagen, woraus der kommunistische Glaube wirklich besteht.“

Patrascanu dachte einen Augenblick nach: „Wir Kommunisten glauben, daß wir die Welt beherrschen werden“, sagte er und lehnte sich auf seinen schmutzigen Strohsack zurück.

Am nächsten Morgen holte man ihn aus der Zelle. Ich habe ihn nie wiedergesehen. In der einen Woche des Zusammenseins waren wir uns recht nahe gekommen. Ich fühlte, daß er von dem, was ich sagte, bewegt war. Doch es paßte nicht in sein Programm, sich dies auch selbst einzugestehen. Erst nach Jahren hörte ich, was aus ihm geworden war.

vier „Autos“

Mein nächster Inquisitor war ein kleiner Mann namens Vasilin. Er pflegte seine Fragen, die er von einem getippten Bogen ablas, durch den schiefen Mundwinkel an mich zu richten. Die erste war gleichzeitig die schwerste: „Schreiben Sie alle Namen der Menschen nieder, die Sie kennen, wo Sie ihnen begegnet sind und in welcher Beziehung Sie zu ihnen stehen.“ Es gab viele Freunde, die ich decken wollte, doch wenn ich sie wegließ und die Polizei es bemerken würde, waren sie in doppelter Gefahr. Als ich zögerte, schnaubte Vasilin: „Sie sollen nicht aussuchen — ich habe a l l e gesagt!“

Um den Anfang zu machen, schrieb ich die Namen meiner Gemeindeglieder auf. Die Polizei kannte sie ja sowieso. Das waren ein bis zwei Seiten. Dann fügte ich die kommunistischen Parlamentsmitglieder hinzu, jeden Mitläufer und alle Spitzel, an die ich mich erinnern konnte.

„Frage Nr. 2“, sagte Vasilin, „Sie sollen berichten, was Sie gegen den Staat unternommen haben.“

„Wessen bin ich angeklagt?“ fragte ich. Vasilin schlug auf den Tisch: „Sie wissen, was Sie getan haben — heraus damit! Erzählen Sie uns zuerst über Ihre Beziehungen zu Ihrem orthodoxen Kollegen, Vater Grigoriu. Was halten Sie von ihm? Schreiben, immer weiterschreiben!“

Ein Geistlicher wurde stets über den anderen ausgefragt. Protestanten mußten über die orthodoxen

Priester aussagen, Katholiken über die Adventisten usw., um aus den konfessionellen Eifersüchteleien einen Nutzen zu ziehen. Man konnte schreiben, was man wollte, man befand sich stets in einer Falle. Einem Gefangenen wurde zum Beispiel gesagt: „Unterschreiben Sie mit einem Decknamen, wir arbeiten hier immer so.“ Nachdem er bereits mehrere Aussagen unter verschiedenen Namen gemacht hatte, verlangte man von ihm, einen seiner Freunde zu denunzieren. Falls er sich weigerte, würde man an die Öffentlichkeit bringen, daß er ein Spitzel sei, der bereits Aussagen unter falschem Namen gemacht habe, so wurde ihm angedroht. Diese Behandlungsweise genügte, um viele wirklich zu Spitzeln zu machen. Der Gefangene mußte lange Zeit in der Einsamkeit auf das nächste Verhör warten. Währenddessen wurden neue Fragen ausgearbeitet, und er versuchte mühsam, sich zu erinnern, was er früher gesagt, und was er verschwiegen hatte. Die Peiniger mit ihren auf der Schreibmaschine geschriebenen Fragen kamen gewöhnlich zu zweit. Wenn einer von ihnen hinausging, schwieg der andere solange, bis der erste wieder hereinkam. Manche von diesen Leuten waren damals noch ganz anständige Menschen, die um ihrer Existenz willen diese Arbeit tun mußten. Ein Mann zeigte mir einmal sogar Aussagen, die gegen mich gemacht worden waren, als sein Mitarbeiter gerade den Raum verlassen hatte. Manche dieser Aussagen waren von Menschen unterschrieben, zu denen ich Vertrauen hatte. Ich konnte mir vorstellen, unter welchem Druck man sie gesetzt hatte.

Dies war erst das Anfangsstadium einer langen Entwicklung. Die Zahl der Gefangenen war überwältigend, doch es gab nur wenige geschulte Inquisitoren. Jeden Tag wurden jedoch neue Mitarbeiter in den sowjetischen Methoden unterrichtet. Ich hatte wenigstens etwas Zeit, mich auf das vorzubereiten, was

kommen sollte. Sehr ermuntert wurde ich, als ein Friseur mir während des Rasierens zuflüsterte, daß es Sabine gut gehe. Sie führe unsere Arbeit weiter. Meine Erleichterung war nicht in Worte zu fassen. Ich hatte gedacht, meine Frau sei vielleicht ebenfalls verhaftet worden, und Mihai, mein Junge, müsse hungern oder sei auf das Mitleid der Nachbarn angewiesen. Jetzt war ich bereit, so viele Kapitel aus meinem geistlichen Lebenslauf herauszurücken, wie meine Befrager wünschten. Von anderen Dingen gab ich nichts preis. Nur die einfache Aussage über einen Freund, daß er einmal im Westen gewesen sei, konnte für seine Familie bereits Verhaftung und für ihn selbst brutale Mißhandlung bedeuten.

Die Verhöre gingen also Monat für Monat weiter. Der Gefangene muß von seiner Schuld völlig überzeugt sein, bevor ihm kommunistische Ideale eingepflegt werden können. Und das kann nur dann wirksam geschehen, wenn er dem Gedanken erliegt, daß die Partei ihn völlig und für immer in der Gewalt hat, und er jede Einzelheit seiner Vergangenheit preisgegeben hat. Man sagte in Rumänien, das Leben bestehe aus vier „Autos“: Die „Autokritik“ (Selbstkritik), die regelmäßig im Büro und in der Fabrik geübt werden muß, das „Automobil“, welches einen zur Geheimpolizei bringt, die „Autobiographie“, die man schreiben muß, und am Ende dann die „Autopsie“.

Selbstmord?

Ich wußte, daß mir die Folter bevorstand, und so beschloß ich, mich eher selbst zu töten, als andere zu verurteilen. Ich hatte keinerlei moralische Skrupel, denn für einen Gläubigen bedeutet das Sterben: zu Christus gehen. Ich würde ihm alles erklären, und er würde gewiß alles verstehen. Die hl. Ursula zog den Freitod dem Verlust ihrer Jungfräulichkeit vor, als die Bar-

baren ihr Kloster plünderten. Dafür wurde sie heiliggesprochen. Meine höchste Pflicht war also, meine Freunde zu decken und nicht mein Leben zu erhalten.

Das Problem war, das Mittel für den Selbstmord sicherzustellen, bevor man mein Vorhaben vermuten würde. Wächter durchsuchten Gefangene und ihre Zellen regelmäßig nach allen Gegenständen, mit denen sie sich umbringen könnten: nach Glasscherben, Bindfäden und Rasierklingen. Einmal sagte ich dem Gefängnisarzt bei der Morgenvisite, ich könnte mich an die Einzelheiten, die im Verhör benötigt würden, nicht erinnern, weil ich schon wochenlang nicht geschlafen hätte. Er verschrieb mir für jede Nacht eine Schlaf-tablette. Der Wächter sah mir jedesmal in den Mund, um sicher zu sein, daß ich sie geschluckt hatte, doch ich legte die Tablette unter die Zunge und nahm sie heraus, wenn er gegangen war. Doch, wo sollte ich meinen Schatz verstecken? Nicht an meinem Körper, mit dem jederzeit alles mögliche geschehen konnte. Meine Schlafunterlage war auch nicht der rechte Ort dafür. Sie mußte jeden Tag ausgeschüttelt und zusammengelegt werden. Doch es gab noch die andere Unterlage, auf welcher Patrascanu geschlafen hatte. Ich trennte eine Naht ein wenig auf und versteckte jeden Tag eine Pille zwischen dem Stroh.

Am Ende des Monats besaß ich dreißig Pillen. Sie waren zwar ein Trost gegen die Furcht vor dem Zusammenbrechen unter den Folterqualen. Doch schwarze Melancholie überkam mich oft bei dem Gedanken daran. Es war Sommer, vertraute Geräusche drangen von draußen zu mir. Ein Mädchen sang, eine Straßenbahn fuhr quietschend um die Ecke, Mütter riefen ihre Söhne: „Silviu, Emil, Matei!“ Flugsamen schwebten durch die Luft und fielen sacht auf den Zementboden meiner Zelle. Ich fragte Gott: „Was tust du? Warum bin ich gezwungen, meinem Leben ein Ende zu machen,

das ich deinem Dienst geweiht habe?“ Eines Abends sah ich durch mein schmales Fenster, gerade als der erste Stern am dunklen Himmel erschien. Als ich ihn sah, kam mir der Gedanke, daß Gott mir jetzt diesen Lichtstrahl sandte, welcher seine scheinbar sinnlose Reise bereits vor Millionen von Jahren angetreten hatte. Und heute schien er durch die Gitterstäbe meiner Zelle, um mir Trost zu bringen.

Am nächsten Morgen erschien der Wächter. Ohne ein Wort zu sagen, griff er nach dem Strohsack mit meinem Pillenvorrat und trug ihn zu irgend einem anderen Gefangenen. Zuerst war ich recht deprimiert, dann lachte ich und fühlte mich zuversichtlicher denn je. Wenn Gott meinen Selbstmord nicht wollte, würde er mir gewiß Kraft geben, die Leiden zu tragen, die vor mir lagen.

in der Manege

Die Geheimpolizei sei bisher geduldig mit mir gewesen, wurde mir in den nächsten Tagen gesagt. Nun sei es an der Zeit, zu einigen brauchbaren Ergebnissen zu kommen. Dem Großinquisitor, Oberst Dulgheru, war es bis jetzt immer gelungen, diese Ergebnisse zu erzwingen. Nun saß er, die gepflegten Hände vor sich gebreitet, still und drohend an seinem Tisch. „Sie haben mit uns gespielt“, sagte er.

Vor dem Krieg hatte Dulgheru in der sowjetischen Botschaft gearbeitet. Unter den Nazis wurde er interniert und freundete sich auf diese Weise mit Gheorghiu-Dej und anderen kommunistischen Gefangenen an. Diesen waren damals seine Eigenschaften — Intelligenz mit Grausamkeit gekoppelt — nicht entgangen. Und da war er nun, um über Leben und Tod zu entscheiden.

Ohne nur einen Augenblick zu warten, begann Dulgheru mich auszufragen. Er wollte alles über einen Mann aus der Roten Armee wissen, der Bibeln nach

Rußland geschmuggelt hatte. Bis dahin schien ihnen von meiner Arbeit unter den Russen nichts bekannt zu sein. Der verhaftete Soldat hat mich zwar nicht verraten, doch es kam ans Licht, daß wir uns getroffen hatten. Jetzt mußte ich mehr denn je die einzelnen Worte genau abwägen. Ich hatte diesen Mann tatsächlich in Bukarest getauft, und er war auf diese Weise unser Mitarbeiter geworden.

Dulgherus Fragen waren hartnäckig. Er meinte, etwas Wichtiges aufgespürt zu haben. In den folgenden Wochen brachte mich der ständige Wechsel seiner Methoden zur völligen Erschöpfung. Die Betten wurden aus meiner Zelle entfernt. Ich konnte in der Nacht insgesamt nur etwa eine Stunde auf einem Stuhl zusammengekauert schlafen. Zweimal in der Minute klickte das Guckloch an der Tür, und das Auge des Wächters erschien. Wenn ich eingeduselt war, kam er herein und stieß mich mit dem Fuß wieder wach. Ich verlor schließlich jede Empfindung für Zeit. Einmal erwachte ich und sah, daß die Tür angelehnt war. Sanfte Musik ertönte im Korridor — oder war es eine Täuschung? Die Töne verwirrten sich, und ich hörte, wie eine Frau schluchzte. Dann begann sie zu schreien — es war meine Frau!

„Nein, nein, bitte nicht schlagen, bitte nicht wieder schlagen, ich kann es nicht aushalten!“ Ich hörte, wie die Peitsche auf den Körper aufschlug. Die Schreie wurden immer lauter und erreichten einen unerträglichen Höhepunkt. Jeder Muskel meines Körpers krampfte sich vor Entsetzen zusammen. Nach und nach wurde das Stöhnen leiser. Doch jetzt war es eine fremde Stimme. Sie verstummte, es war wieder still. Noch völlig betäubt zitterte ich und war in Schweiß gebadet. Später erfuhr ich, daß dies ein Tonband war. Doch jeder Gefangene, der es hörte, dachte, daß das Opfer seine Frau oder seine Geliebte wäre.

Dulgheru war ein kultivierter Unmensch nach dem Vorbild der sowjetischen Diplomaten, mit denen er verkehrte. „Ich lasse nur ungern foltern“, sagte er zu mir. Da er in den Gefängnissen alle Gewalt hatte, verzichtete er auf schriftliche Aufzeichnungen und Zeugen. Oft kam er nachts ganz allein in meine Zelle, um das Verhör fortzusetzen. Eine entscheidende Sitzung zog sich mehrere Stunden lang hin. Er fragte nach meinen Beziehungen zu der anglikanischen Mission, und was ich dort getan hätte. Er wurde immer zorniger.

„Wissen Sie“, sagte er giftig, „daß ich noch heute nacht Ihre Hinrichtung als Konterrevolutionär anordnen kann?“

„Herr Oberst“, sagte ich, „Sie haben jetzt die Gelegenheit, ein Experiment zu machen. Sie sagen, Sie können mich erschießen lassen. Ich weiß, daß es stimmt. Legen Sie Ihre Hand an mein Herz. Wenn es beschleunigt schlägt, würde das bedeuten, daß ich Angst habe. Dann gibt es weder Gott, noch ein ewiges Leben. Schlägt es aber ruhig, so heißt das: ich gehe zu dem Einen, den ich liebe. Dann müssen Sie umdenken, dann gibt es einen Gott und das ewige Leben.“

Dulgheru schlug mir mitten ins Gesicht, doch dauerte er sofort diese unbeherrschte Handlung. „Sie sind ein Dummkopf, Georgescu“, sagte er. „Merken Sie denn nicht, daß Sie ganz und gar von meiner Gnade abhängig sind? Ihr Heiland, oder wie Sie ihn nennen, wird nie ein Gefängnistor öffnen, Sie werden die Westminsterabtei nie sehen.“

Ich sagte: „Er heißt Jesus Christus, und wenn er will, kann er mich befreien, und ich werde auch die Westminsterabtei sehen.“

Dulgheru stierte mich an und rang nach Atem. Dann schrie er: „Also gut! Morgen werden Sie den Genossen Brinzaru kennenlernen!“

Major Brinzaru, Dulgherus rechte Hand, hatte die Aufsicht über einen Raum, in dem Keulen, Gummiknüppel und Peitschen aufbewahrt wurden. Er hatte behaarte Arme wie ein Gorilla. Andere Vernehmungsbeamte gebrauchten seinen Namen als Drohmittel. Der zeitgenössische russische Dichter Wosnessenskij schreibt: „In diesen Tagen des unaussprechlichen Leidens ist der wahrhaft glücklich zu nennen, der kein Herz besitzt.“ In dieser Beziehung war Brinzaru ein glücklicher Mensch. Er führte mir sein Waffensortiment vor. „Haben Sie besondere Wünsche?“ fragte er. „Wir sind hier gern demokratisch.“

Dann führte er mir sein Lieblingsgerät vor, eine lange schwarze Gummipeitsche. „Schauen Sie sich das Firmenzeichen an.“ Darauf stand: Made in USA.

„Wir besorgen das Auspeitschen“, sagte Brinzaru, indem er seine gelben Zähne entblöste, „aber Ihre amerikanischen Freunde liefern uns die Werkzeuge dazu.“ Damit schickte er mich zurück in meine Zelle, um über alles nachzudenken.

Der Wächter erzählte mir, daß Brinzaru vor dem Krieg bei einem führenden Politiker als Chauffeur gearbeitet hatte. Er war dort wie ein Familienglied behandelt worden. Nach der kommunistischen Machtübernahme, die für Brinzaru einen plötzlichen Aufstieg in die Reihen der Geheimpolizei bedeutete, wurde ihm einmal ein jugendlicher Gefangener zum Verhör gebracht. Es war der Sohn jenes Politikers. Er hatte versucht, eine patriotische Untergrundbewegung zu organisieren. „Ich habe dich oft auf meinem Schoß gehalten, als du noch ein Baby warst“, sagte Brinzaru zu ihm. Dann folterte er den Burschen und erschoss ihn eigenhändig.

Seltsamerweise blieben die angedrohten Schläge aus. Während einer seiner allabendlichen Kontrollrunden schlug Brinzaru den Deckel des Gucklochs hoch und

beobachtete mich einen Augenblick lang. „Na? Immer noch hier, Georgescu? Was macht Jesus heute abend?“

„Er betet für Sie“, antwortete ich. Er ging ohne ein Wort der Erwiderung.

Am nächsten Tag kam er wieder. Nach seinen Anweisungen stellte man mich so an die Wand, daß meine über den Kopf erhobenen Hände sie gerade noch berührten. „Halte ihn in dieser Stellung“, sagte Brinzaru, bevor er die Zelle verließ.

Die Folter begann also doch. Ich möchte nicht viel Wesens davon machen, doch es muß gesagt werden, weil diese Dinge in allen Gefängnissen der kommunistischen Geheimpolizei noch heute geübt werden. Zuerst mußte ich stundenlang stehen. Meine Beine fingen an zu zittern und schwellen schließlich an. Wenn ich zusammenbrach, gab man mir eine Brotrinde und einen Schluck Wasser und ließ mich wieder stehen. Ein Wächter löste den anderen ab. Einige von ihnen zwangen mich, lächerliche oder unanständige Stellungen einzunehmen. Dies dauerte mit kurzen Unterbrechungen viele Tage und Nächte. Ich mußte stets die Mauer ansehen.

Ich dachte an Mauern, die in der Bibel erwähnt werden. Ein Vers aus Jesaja, den ich mir ins Gedächtnis zurückrief, machte mich traurig. Gott sagt darin, daß Israels Sünden zwischen ihm und seinem Volk eine Mauer errichtet hätten. Die Sünden der Christen hatten den Triumph der Kommunisten ermöglicht. Deshalb war jetzt diese Mauer vor mir. Dann fiel mir der Vers ein: „Mit meinem Gott will ich über eine Mauer springen.“ Auch ich würde vielleicht durch diese Wand hindurch einen Sprung in die geistliche Welt und in die Gemeinschaft mit dem Herrn machen. Ich erinnerte mich an die hebräischen Kundschafter, die aus dem Lande Kanaan zurückkehrten, um von großen befestig-

ten Städten zu berichten. Doch wie die Mauern von Jericho niederfielen, so mußten auf Gottes Geheiß auch die Mauern dieser Städte umstürzen. Wenn Schmerzen mich übermannten, wiederholte ich den Vers aus dem Hohenlied: „Mein Freund ist gleich einem Reh oder jungem Hirsch. Siehe, er steht hinter unserer Wand.“ Ich stellte mir vor, daß Jesus hinter dieser meiner Wand steht und mir Kraft verleiht. Ich erinnerte mich daran, daß das erwählte Volk den Sieg errang, solange Moses auf dem Berg seine Hände emporhielt. Ich hatte mit erhobenen Händen zu stehen. Vielleicht waren auch unsere Leiden den Kindern Gottes in ihrem Kampf eine Hilfe.

Major Brinzaru schaute von Zeit zu Zeit herein und fragte, ob ich nun bereit wäre nachzugeben. Als ich einmal wieder auf dem Boden lag, sagte er: „Aufstehen! Wir haben doch noch beschlossen, daß Sie die Westminsterabtei besuchen sollen. Sie machen sich jetzt auf den Weg.“ — „Marsch!“ befahl der Wächter. Ich versuchte, meine Schuhe anzuziehen, doch meine Füße waren zu sehr geschwollen. „Los, vorwärts! Immer im Kreis herumgehen! Ich werde draußen aufpassen.“

Die Zelle maß zwölf Schritte, eine Wand vier, die nächste zwei, dann wieder vier Schritte, dann wieder zwei. Ich schleppte mich auf zerfetzten Strümpfen im Kreis herum. Das Guckloch klickte. „Schneller“, schrie der Wächter. Vor meinen Augen begann sich alles zu drehen. „Schneller, oder willst du Schläge?“ Ich stieß mich schmerzhaft an der Mauer. Schweiß rann mir über die Augen. Immer weiter, immer weiter im Kreis herum. Klick! „Halt! Kehrtum, marsch!“ Immer weiter in der entgegengesetzten Richtung. „Schneller!“ Ich taumelte, riß mich wieder hoch. „Weiter, weiter!“ Als ich hinfiel, sprang der Wächter herein, und während ich hochtaumelte, schlug er mir mit einer Keule auf den Ellenbogen. Die Schmerzen waren so quälend, daß ich

wieder hinfiel. „Aufstehn, aufstehn! Los, vorwärts!
Das ist die Manege!“

Fast jeder mußte die „Manege“, wie man sie nannte, den Trainingsplatz, durchmachen. Stunden vergingen, bevor man eine Tasse Wasser oder etwas zu essen bekam. Der Durst ließ den Hunger vergessen. Er war noch grausamer als die Schmerzen in den Beinen, die sich wie glühende Messerstiche anfühlten. Am allerschlimmsten war es, nach einer kurzen Ruhepause oder nach einigen Stunden betäubungsähnlichen Schlafes von neuem anfangen zu müssen. Die steifen Gelenke, die gezerzten Muskeln und die zerschundenen Füße wollten das Körpergewicht einfach nicht mehr tragen. Kraftlos hielt ich mich an der Mauer fest, während die Wächter Befehle brüllten. Wenn die Beine einen nicht mehr trugen, ging es auf allen Vieren weiter.

Ich weiß nicht, wieviel Tage und Nächte ich in der „Manege“ verbracht habe. Während ich mich fortbewegte, begann ich für die Wächter zu beten. Ich erinnerte mich an das Hohelied. Darin wird uns von dem heiligen Tanz erzählt, den Christi Braut zu Ehren ihres Bräutigams tanzt. Ich dachte: Ich will mich so schön bewegen, als wäre dies hier ein Tanz der Liebe für Jesus. Eine Zeitlang schien es zu gelingen. Wenn ein Mensch alles, was er tun soll, willensmäßig bejaht, dann tut er bei allem nur seinen eigenen Willen. Die härtesten Proben werden dann leichter, denn man führt sie ja freiwillig aus. Als ich mich immer weiter im Kreis herum bewegte, schien sich alles um mich zu drehen. Ich konnte eine Wand von der anderen nicht mehr unterscheiden, auch nicht die Tür von der Wand. Genauso wie die Liebe Gottes zwischen den guten und bösen Menschen keinen Unterschied macht, denn sie möchte a l l e umfassen.

die Bastonade

Ich hatte bereits einen Monat ohne wirklichen Schlaf hinter mir, als der Wächter mir eine schwarze Brille überstülpte und mich in einen anderen Verhörraum führte. Es war ein großes, kahles Zimmer. Geblendet von den Scheinwerfern, die auf mich gerichtet waren, sah ich hinter dem Tisch andeutungsweise drei oder vier Gestalten. Ich stand vor ihnen mit Handschellen und barfuß. Auf dem Leib hatte ich nur ein zerrissenes, schmutziges Hemd. Gewohnte Fragen wurden wieder gestellt. Ich gab die gleichen Antworten. Dieses Mal befand sich eine Frau unter den Inquisitoren. Einmal sagte sie schrill: „Wenn Sie keine vernünftigen Antworten geben, werden wir Sie auf der Folterbank strecken müssen.“ Dieses Gerät war zuletzt vor dreihundert Jahren zum Erpressen von Geständnissen in England benutzt worden. Die Partei hatte es zu all den anderen Werkzeugen ihrer Überredungskunst hinzugefügt.

Ich erwiderte: „In dem Brief des Apostels Paulus an die Epheser steht geschrieben, daß wir das volle Maß in Christus zu erreichen haben. Wenn Sie mich auf der Folterbank strecken, helfen Sie mir, mein Ziel zu erreichen.“ Die Frau knallte mit der Faust auf den Tisch. Hinter dem blendenden Scheinwerfer wurde schnell beraten. Manchmal hatte eine schlagfertige Antwort den Effekt, daß das Angedrohte ausblieb. Ich kam nicht auf die Streckbank. Stattdessen ging man zurück zur Inquisition und gab mir die Bastonade.

Ich wurde in eine andere Zelle geführt. Dort stülpte man mir eine Kapuze über den Kopf und befahl, mich hinzuhocken. Die Arme wurden um die Knie gelegt. Zwischen die Knie und die Ellenbogen schob man mir eine Metallstange und hob mich auf ein Gerüst. Mein Kopf schlug nach hinten über, meine Füße kamen nach oben. Während man mir den Kopf festhielt, schlug

jemand auf meine Fußsohlen. Jeder Schlag glich einer Explosion. Manch einer traf auf die Oberschenkel und auf das Steißbein. Ich wurde mehrmals ohnmächtig. Mit kalten Wassergüssen brachte man mich immer wieder zum Bewußtsein, und jedesmal sagte man mir, ich brauchte nur einen einzigen Namen zu nennen, und es würde aufhören. Als sie mich schließlich herunternahmen, mußte ich in meine Zelle getragen werden.

Bei jedem Gang in diesen Raum trug ich die schwarze Brille. Sie verhinderte, daß ich die Anordnung des Gefängnisses kennenlernte. Manchmal mußte ich die Brille aufbehalten, während ich geschlagen wurde. Wenn man den Schlag sehen kann, der auf einen zukommt, kann man sich innerlich darauf einstellen. Doch die Unmöglichkeit zu sehen, wann und wohin er trifft, verdoppelt die Furcht.

Schließlich unterzeichnete ich, was meine eigene Person betraf, sämtliche „Bekanntnisse“, die sie wünschten. Ich sei ein Ehebrecher und zur gleichen Zeit homosexuell. Ich hätte die Kirchenglocken verkauft und den Erlös unterschlagen (obwohl unsere Kirche ein Gebetsaal ohne Glocken war). Unter dem Deckmantel der Arbeit für den Weltkirchenrat hätte ich Spionage getrieben. Mein Plan wäre gewesen, die Regierung durch einen Akt des Verrats zu stürzen. Ich und andere hätten damals die kommunistische Partei infiltriert und dann Geheimnisse verraten. Brinzaru las diese Geständnisse und fragte: „Wo sind die Namen derer, an die Sie die Geheimnisse weitergereicht haben?“

Er war sehr erfreut, als ich ihm eine Anzahl Namen und Adressen nannte. Das würde ihm sicher eine Gratifikation und vielleicht sogar eine Beförderung einbringen. Doch einige Tage später wurde ich wieder ausgepeitscht. Die Namen waren nachgeprüft worden. Es waren alles Menschen, die entweder in den Westen

geflohen oder gestorben waren. Doch in der kurzen Atempause war ich wieder ein wenig zu Kräften gekommen.

Das Warten war vielleicht die allerschlimmste Tortur. Dazuliegen, die Schreie und das Weinen zu hören und zu wissen, in einer Stunde bist du selbst an der Reihe! Doch Gott half mir, nie etwas zu sagen, das anderen schaden konnte. Ich verlor leicht das Bewußtsein. Sie waren aber an meinem Fortleben interessiert, denn jeder Gefangene konnte eine Quelle weiterer Informationen sein. In den nicht abzusehenden Wendungen des Parteigeschicks konnten diese Informationen vielleicht einmal von Nutzen sein. So kam es nicht darauf an, wie lange man einen Menschen in Haft hielt. Ein Arzt war stets bei den Folterungen anwesend. Er mußte den Puls fühlen und achtgeben, daß das Opfer nicht etwa in die bessere Welt entschlüpfte, während die Geheimpolizei es noch brauchte. Es war ein Sinnbild der Hölle, deren Qualen ewig sind, und in der man nicht sterben kann.

Sich an einen Bibeltext zu erinnern, war nicht einfach. Dennoch bemühte ich mich, nie aus dem Sinn zu verlieren, daß Jesus wohl als ein König auf die Welt hätte kommen können. Stattdessen zog er es vor, als ein Verbrecher verurteilt und ausgepeitscht zu werden. Die von den Römern benutzte Geißel war grauenvoll. Bei jedem Hieb, den ich erhielt, dachte ich daran, daß Jesus dieselben Schmerzen kannte. Diese Schmerzen mit ihm zu teilen, war Freude für mich.

Der Spott und die Erniedrigungen waren auch mehr, als Menschen ertragen konnten. Jesus sprach oft davon, daß Schläge, Spott und Kreuzestod ihm bevorstünden. Ich hatte immer gedacht, daß Spott im Vergleich mit Schlägen und Kreuzigung eine Lappalie wäre. Ich wurde eines anderen belehrt: Ein Mann konnte mit Gewalt gezwungen werden, seinen Mund offen zu hal-

ten, damit andere hineinspucken oder -urinieren konnten, während unsere Gebieter lachten und höhnten.

So unglaublich es auch scheinen möchte, die Ausführungsorgane der spanischen Inquisition dachten allen Ernstes, daß das Verbrennen von Ketzern eine heilige Pflicht sei. Genauso waren viele von den Parteimännern der Überzeugung, daß ihre Handlungsweise gerechtfertigt sei. Oberst Dulgheru schien zu dieser Gruppe zu gehören. Oft sagte er: „Es gibt Informationen, die zum Schutze des Staates notwendig sind. Deshalb müssen alle Personen, die mit solchen Informationen zurückhalten, mißhandelt werden. Dies ist für die sozialistische Gesellschaft von lebenswichtiger Bedeutung.“ Sehr viel später, als ich vor nervöser Erschöpfung, nur noch ein weinendes Wrack, vor ihm saß, sagte Dulgheru mit so etwas wie Mitleid: „Warum geben Sie nun nicht nach? Das hat doch gar keinen Zweck. Sie sind nur ein Mensch und werden schließlich zugrunde gehen.“ Genau das Gegenteil hatte ich erfahren. Hätte ich nur menschliche Kraft gehabt, hätte ich niemals durchgehalten. Doch der Leib ist nur der vorübergehende Aufenthaltsort der Seele. Die Kommunisten bauen alles auf den Selbsterhaltungstrieb auf. Deshalb waren sie der Meinung, ein Mensch würde alles tun, um der Vernichtung zu entgehen. Doch sie irrten sich. Christen, die das glauben, was in der Kirche verkündigt wird, wissen, daß der Tod nicht das Ende des Lebens, sondern seine Erfüllung ist. Er ist kein Auslöschen, sondern der Eingang in das ewige Leben.

in absoluter Stille

Sieben Monate befand ich mich schon im Gefängnis Calea Rahova. Es war Oktober und für uns bereits Winter. Wir litten nun genau so sehr unter der Kälte wie unter dem Hunger und den Mißhandlungen, und lange Wintermonate lagen vor uns. Fröstelnd starrte

ich aus meinem Fenster. Schneeregen fiel auf den Gefängnishof. Trotz allem war ich irgendwie getrost. Ich wußte, daß alles, was ich für Gott hier im Gefängnis tun konnte, war: geduldig sein und liebhaben. Das war nicht viel. Doch das Gute im Leben sieht immer recht klein aus, im Gegensatz zu der Flut des Bösen. Im Neuen Testament wird das Böse als ein riesenhaftes Tier mit sieben Hörnern dargestellt. Der Heilige Geist dagegen kam herab in Gestalt einer kleinen Taube, und es ist die Taube, die den Sieg über das Tier davontragen wird.

Eines Abends brachte man mir einen Teller appetitlich duftenden Gulaschs und vier Scheiben Brot. Doch noch ehe ich einen Bissen davon nehmen konnte, erschien der Wächter wieder und befahl mir, meine Sachen zu nehmen und ihm zu folgen. Er führte mich dahin, wo schon andere Gefangene aufgestellt waren. In Gedanken noch immer bei meinem nie gegessenen Gulasch wurde ich in einem Lastwagen zum Innenministerium gebracht. Dieses prunkvolle Gebäude wird von Touristen immer sehr bewundert. Keiner von ihnen ahnt, daß sich darunter ein großangelegtes Gefängnis mit einem Labyrinth von Gängen befindet. Hunderte von hilflosen Insassen sind darin untergebracht.

Meine Zelle befand sich tief unter der Erde. Eine Glühbirne an der Decke beleuchtete kahle Wände und ein eisernes Bettgestell mit drei Latten und einem Strohsack. Es fiel mir auf, daß kein Eimer vorhanden war. Das bedeutete, daß ich stets auf den Wächter angewiesen war, der mich zum Abort führen mußte. Das war für jeden Gefangenen die allerschlimmste Zumutung. Manchmal ließ man sie stundenlang warten und machte sich über ihr flehentliches Bitten lustig. Aus Furcht, ihre Qualen könnten noch gesteigert werden, hörten manche Männer und auch Frauen auf, etwas

zu essen und zu trinken. Ich selbst hatte schon aus dem gleichen Gefäß gegessen, in dem ich meine Notdurft verrichtet hatte, ohne es vorher auszuwaschen, weil kein Wasser da war.

Es war Absicht, daß hier praktisch absolute Stille herrschte. Unsere Wächter trugen Schuhe mit Filzsohlen. Man konnte das Tasten ihrer Hände an der Tür hören, bevor sie das Schlüsselloch fanden. Hin und wieder konnte ich von ferne hören, wie einer der Gefangenen immer wieder an seine Tür schlug oder schrie. Da ich in der Zelle nur drei Schritte in jeder Richtung machen konnte, lag ich meistens auf dem Bett und stierte die Lampe an. Sie brannte Tag und Nacht. Wenn ich nicht schlafen konnte, betete ich. Die Außenwelt existierte nicht mehr. Alle vertrauten Geräusche wie der Wind, das Rauschen des Regens in dem Hof, das Quietschen der Stiefel auf dem steinernen Fußboden, das Summen einer Fliege, Menschenstimmen — alles war weg. Mein Herz schien in sich zusammenzuschrumpfen, als wollte es in dieser Totenstille auch verstummen und aufhören zu schlagen.

Schweigen

In dieser Zelle verbrachte ich die nächsten zwei Jahre der Einzelhaft. Ich hatte nichts zu lesen und auch keinerlei Schreibmaterial. Meine Gesellschaft bestand nur aus meinen Gedanken, und ich war nie ein Grübler gewesen. Man hatte mich kaum jemals stillsitzen sehen. Doch Gott war da. Aber, hatte ich wirklich gelebt, um Gott zu dienen? Oder war es lediglich mein Beruf?

Von den Pastoren wird selbstverständlich erwartet, daß sie Muster der Weisheit, der Reinheit, der Liebe und der Wahrhaftigkeit sein sollen. Doch in Wirklichkeit ist dies nicht immer möglich, denn auch Pfarrer sind Menschen. Also beginnen sie mehr oder weniger Theater zu spielen. Nach einiger Zeit sind sie selbst

noch kaum in der Lage zu erkennen, was in ihrem Verhalten echt und was Schauspielerei ist.

Der tiefgründige Kommentar, welchen Savonarola im Gefängnis zum 51. Psalm schrieb, fiel mir ein. Der Mann hatte damals so viele Knochenbrüche gehabt, daß er seine Selbstanschuldigung nur mit der linken Hand unterschreiben konnte. Er sagt in diesem Kommentar, es gäbe zwei Arten von Christen: die einen glaubten aufrichtig an Gott, die anderen glaubten nur, wenn auch mit der gleichen Aufrichtigkeit, daß sie glaubten. Man könnte sie daran unterscheiden, wie sie im entscheidenden Augenblick handelten. Wenn ein Dieb geplant hat, in das Haus eines Reichen einzubrechen und plötzlich einen Unbekannten sieht, der ein Polizist sein könnte, wird er sich zurückziehen. Bricht er aber dennoch ein, dann glaubt er offensichtlich nicht, daß der Betreffende ein Diener des Gesetzes ist. Unser Handeln offenbart also den Inhalt unseres Glaubens.

Glaubte ich wirklich an Gott? Das würde sich jetzt herausstellen. Ich war allein. Es gab kein Gehalt zu verdienen, keine guten Gelegenheiten zu erwägen. Gott bot mir nichts als Leiden. Würde ich ihn dennoch weiterlieben?

Ich erinnerte mich an eines meiner Lieblingsbücher, den „Pateric“. Es war die Geschichte einiger Heiliger aus dem vierten Jahrhundert, die während der Zeiten der Kirchenverfolgung einige Klöster in der Wüste errichtet hatten. Das Buch hatte 400 Seiten. Doch als ich es zum ersten Mal in die Hand bekam, konnte ich weder essen noch trinken noch schlafen, bevor ich es zu Ende gelesen hatte. Christliche Bücher gleichen edlem Wein: je älter, desto besser. Unter anderem enthielt es folgenden Abschnitt: Ein Bruder fragte den Ältesten: „Vater, was ist Schweigen?“ Die Antwort war: „Mein Sohn, Schweigen ist, allein in der Zelle zu sein, in der Weisheit und der Furcht Gottes, das

Herz vor den feurigen Pfeilen der Gedanken schützend. Solches Schweigen gebiert das Gute. O ungebrochenes Schweigen, du Himmelsleiter! O Schweigen, das nur nach dem Einen trachtet, das not ist und nur mit Jesus Christus ein Gespräch führt. Einer, der in solchem Schweigen verharret, ist danach fähig zu singen: „Mein Herz ist bereit, dich o Herr, zu preisen!“

Aber wie konnte ich Gott durch ein schweigsames Leben preisen? Anfangs flehte ich meist um Befreiung. Ich betete: „Du hast in der Schrift gesagt: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — weshalb läßt du mich dann in dieser Einsamkeit?“ Doch aus Tagen wurden Wochen, und mein einziger Gast war immer noch der Wächter, der mir schwarze Brotkrusten und wässrige Suppe brachte, und der nie ein Wort sprach.

Sein Kommen erinnerte mich täglich an das altgriechische Sprichwort: „Die Götter gehen in Filzschuhen“. Mit anderen Worten: Die Griechen glaubten, daß uns eine Wahrnehmung des göttlichen Waltens nicht möglich wäre. Vielleicht würde ich in der Stille Gott näher kommen und auch ein besserer Pastor werden. Es war mir nicht entgangen, daß die besten Prediger Menschen waren, die, Jesus gleich, eine tiefe innere Ruhe besaßen. Wenn der Mund sich zu häufig öffnet, sei es auch, um etwas Gutes zu sagen, verliert die Seele die innere Glut. Ein Raum mit offener Tür kühlt rasch aus.

Nach und nach ging es mir auf, daß an dem Baum der Stille die Frucht des Friedens reift. Ich begann mich so zu sehen, wie ich wirklich bin. Es wurde mir zur Gewißheit, daß ich wirklich Christus gehörte. Selbst in dieser Umgebung neigten sich meine Gedanken und Sinne zu Gott. Nacht um Nacht füllte ich mit Gebet, geistlichen Übungen und Lobpreis. Ich wußte jetzt, daß ich keine Komödie spielte, daß ich nicht nur glaubte zu glauben.

im Läuterungsfeuer

Ich arbeitete mir eine Routine aus, die ich die nächsten zwei Jahre hindurch einhielt. Während der ganzen Nacht blieb ich wach. Um 20 Uhr schellte es, um den Beginn der Nachtruhe anzuzeigen. Dann begann ich mit meinem Programm. Manchmal war ich niedergeschlagen, manchmal froh, doch immer waren die Nächte zu kurz für all das, was ich vorhatte.

Den Anfang bildete ein Gebet. Nicht selten weinte ich dabei, und oft waren es Tränen des Dankes. Ähnlich den Radiosendungen werden Gebete des Nachts besser gehört. Es ist die Zeit der großen geistlichen Schlachten. Als nächstes kam die Predigt, die ich wie in der Kirche predigte. Kein Wächter konnte das geflüsterte „Geliebte Brüder!“ hören. Ich schloß mit „Amen“. Endlich konnte ich die volle Wahrheit sagen. Ich brauchte mir keine Gedanken darüber zu machen, was der Bischof denken, die Gemeinde sagen oder die Spitzel berichten würden. Ich predigte keineswegs ins Leere. Gott, seine Engel und die Heiligen hören jede Predigt. Doch ich fühlte auch, daß sich unter den Zuhörern diejenigen befanden, die mich zum Glauben geführt hatten. Mitglieder meiner Herde: Tote und Lebende, meine Familie und meine Freunde befanden sich in der „Wolke von Zeugen“, von der die Bibel spricht. Die im Glaubensbekenntnis erwähnte Gemeinschaft der Heiligen wurde mir zur Erfahrung.

Jede Nacht sprach ich zu meiner Frau und meinem Sohn. Ich erinnerte mich an alles, was an ihnen gut und liebenswert war. Manchmal erreichten meine Gedanken Sabine über die Gefängnismauer hinweg. In ihrer Bibel hat sie eine Notiz aus dieser Zeit: „Heute habe ich Richard gesehen. Ich lag wach im Bett, und er beugte sich über mich und sprach zu mir.“ Unter der Konzentration aller meiner Kräfte versuchte ich, ihr eine Botschaft der Liebe zu übermitteln. Wir wurden reich-

lich dafür belohnt, daß wir täglich einige Minuten intensiv aneinander dachten. Während sehr viele Ehen durch die Verhaftung des einen Gatten zerstört wurden, hielt unsere Ehe der Belastung stand und wurde sogar gefestigt.

Doch die Gedanken an meine Lieben konnten auch wehe tun. Ich wußte, daß man Sabine hart bedrängen würde, sich von mir scheiden zu lassen. Falls sie sich weigerte und ihre Arbeit in der Gemeinde weiterführte, stand ihre Verhaftung so gut wie fest. Dann würde Mihai, der erst zehn Jahre alt war, völlig allein bleiben.

Ich legte mein Gesicht auf den Strohsack und umarmte ihn, als wäre es mein Sohn. Einmal sprang ich auf, schlug mit den Fäusten gegen die Eisentür und schrie: „Gebt mir meinen Jungen wieder!“ Die Wächter stürzten herein, hielten mich fest und verabreichten mir eine Spritze, die mich für Stunden in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzte. Als ich wieder zu mir kam, dachte ich, ich würde den Verstand verlieren. Ich kannte viele, denen es so ergangen war.

Dann dachte ich über die Mutter Jesu nach, und das gab mir wieder Mut. Sie hatte ohne ein einziges Klagewort am Fuße des Kreuzes gestanden. Ob es immer richtig war, ihr Schweigen ausschließlich als ein Zeichen des Leides zu deuten? Muß sie nicht auch stolz gewesen sein, daß ihr Sohn sein Leben für alle Menschen dahingab? Die Kreuzigung fand am Tag des Passahfestes statt. Noch am gleichen Abend muß Maria den rituellen Lobgesang gesungen haben. Auch ich sollte Gott für das Leid danken, durch welches mein Sohn vielleicht hindurchgehen mußte. Ich hatte wieder Hoffnung. Selbst wenn Sabine nicht mehr da wäre, so hätten wir Freunde, die gewiß für Mihai sorgen würden.

Eine von meinen regelmäßigen geistlichen Übungen war die bildhafte Vorstellung der totalen Übergabe an Christus. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,

meine Familie, meine Gemeinde, meine Leidenschaften, meine geheimsten Gedanken, jedes Glied meines Körpers übergab ich ihm. Ich bekannte ihm rückhaltlos meine früheren Sünden und erlebte, wie seine Hand sie wewischte. Oftmals weinte ich.

In den ersten Tagen hatte ich viel Zeit zum Durchforschen meiner Seele verwandt. Das war ein Fehler. Liebe, Güte und Schönheit sind scheue Wesen und verbergen sich, wenn sie sich beobachtet fühlen. In diesem Punkt hatte mir mein Sohn eine Lektion erteilt. Damals war er fünf Jahre alt gewesen. Ich hatte ihn zu rechtgewiesen: „Der Herr Jesus hat ein großes Heft. Auf einer der Seiten steht dein Name geschrieben. Heute morgen mußte er hineinschreiben, daß du deiner Mutter ungehorsam warst. Gestern hast du einen anderen Jungen geschlagen und behauptet, das sei seine eigene Schuld. Diese Sache mußte auch hinein ins Heft.“ Mihai dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Papa, schreibt Jesus nur das Böse auf oder auch das Gute?“

Ich dachte so oft an meinen Jungen. Mit Freude erinnerte ich mich daran, wie er mir Theologie beigebracht hatte. Als ich aus dem Korintherbrief vorlas, „prüft euch selbst, ob ihr noch im Glauben steht“, fragte er: „Wie kann ich mich selbst prüfen?“

Ich antwortete: „Klopfe dir an die Brust und frage, Herz, liebst du Gott?“ Und ich versetzte meiner Brust einen starken Schlag.

„Das ist falsch“, sagte Mihai. „Der Mann am Bahnhof, der die Waggonräder mit dem Hammer prüft, hat es mich auch einmal versuchen lassen und sagte mir dabei: ‚Um zu prüfen, ob die Räder in Ordnung sind, gibt man ihnen keinen kräftigen Schlag, sondern man tippt sie ganz leicht an.‘ Also brauche ich mir auch keinen starken Schlag zu geben, wenn ich wissen will, ob ich Jesus lieb habe.“

Jetzt wußte ich, daß das leise Ja meines Herzens auf die Frage: „Liebst du Jesus?“ genug war.

Jede Nacht verbrachte ich eine Stunde damit, mich in die Lage meiner Hauptgegner hineinzusetzen. Oberst Dulgheru war zum Beispiel so einer. Wenn ich an seiner Stelle wäre — allein der Gedanke ließ mich tausend Entschuldigungen für ihn finden. Auf diese Weise war es mir möglich, ihn und die anderen Folterknechte liebzuhaben. Dann überdachte ich alles in meinem Leben, was von ihrem Standpunkt aus ein Vergehen war. So gewann ich ein neues Selbstverständnis.

Es ist uns möglich, mit sanftem Mitgefühl von den Opfern der Guillotine zu lesen. Selbst jedoch von einer Revolution bedroht, geraten wir leicht in Panik. So ging ich dazu über, die Ereignisse in eine andere Zeit hinein zu projizieren. Alles, was gegenwärtig mit mir geschah, rückte ich in eine frühere Epoche. Dinge der Vergangenheit behandelte ich so, als hätten sie sich heute ereignet. Wenn man so verfährt, darf man sogar die Hoffnung hegen, den Heiligen aus längst vergangenen Zeiten zu begegnen.

Ich stellte Überlegungen an, was ich wohl tun würde, wenn ich ein großer Staatsmann, ein Multimillionär, der Kaiser von China oder der Papst wäre. Oder wie mein Leben aussehen würde, wenn ich Flügel hätte? Oder einen Mantel, der unsichtbar machte? Bei diesen Träumereien erschien mir der menschliche Geist als eine beschwingte, unsichtbare Macht, die die Welt umzuwandeln vermag. Diese Phantasien waren zwar recht unterhaltsam, doch eine Zeitverschwendung. Ein vielbeschäftigter Architekt wird niemals mit einem nicht existierenden Material spekulieren, etwa mit gewichtslosen Steinen oder biegsamem Glas. In der Meditation wie in der Architektur soll man konstruktiv denken. Doch dieser abwegige Zeitvertreib half mir zu erkennen, daß gegensätzliche Wesenszüge im Lebensbereich

des Geistes durchaus miteinander vereinbar sind. Jetzt begriff ich, wie Christus alle Dinge in sich vereinen und gleichzeitig der Löwe von Juda und das Lamm Gottes sein konnte.

In meiner kahlen Zelle fehlte es auch keineswegs an Unterhaltung. Ich erzählte mir selbst Witze und erfand neue. Aus Brot formte ich Schachfiguren und spielte mit mir selbst Schach, schwarz gegen weniger schwarz mit beigemischter Wandkreide. Ich konnte meine Gedanken zweispurig laufen lassen, so daß die schwarzen nicht wußten, welchen Zug die weniger schwarzen im nächsten Augenblick tun würden, und umgekehrt. In den zwei Jahren habe ich kein einziges Spiel verloren und konnte sagen, daß ich ein Meister war.

Ich entdeckte, daß man sich Freude zur Gewohnheit machen kann. Das einmal gefaltete Blatt Papier legt sich, wenn geöffnet, ganz von selbst in die alte Form zurück. „Freuet euch!“ ist ein Befehl Gottes. John Wesley pflegte zu sagen, er sei niemals traurig gewesen, „nicht eine einzige Viertelstunde.“ Das kann ich zwar nicht von mir behaupten, aber ich lernte doch, mich auch unter den schlimmsten Umständen zu freuen.

der Dienst der Engel

Die Kommunisten sind der Überzeugung, das Glücksgefühl werde durch die Befriedigung materieller Bedürfnisse erzeugt. Doch ich in meiner Zelle war einsam, hungrig und verlumpt, und ich fror ständig. Dennoch tanzte ich jede Nacht vor Freude. Die Anregung dazu gab mir die Erinnerung an tanzende Derwische, die ich als Junge beobachtet hatte. Die ernste Schönheit dieser mohammedanischen Mönche, ihre würdevollen Bewegungen, wenn sie sich um die eigene Achse drehten und ihren Namen für Gott „Allah“ ausriefen, ihre Ekstase, all das hatte mich damals über die Maßen innerlich bewegt. Später erfuhr ich, daß auch viele andere Menschen zur

Ehre Gottes getanzt haben; es waren Juden, Pfingstler, Urchristen und Persönlichkeiten aus der Bibel wie David oder Miriam. Ministranten im Dom von Sevilla tun es heute noch während des österlichen Hochamts. Das, was man in der Nähe Gottes empfindet, kann man nie mit Worten allein zum Ausdruck bringen. Manchmal war ich derart von Freude erfüllt, daß ich mir einfach Luft machen mußte, sonst meinte ich, zerspringen zu müssen. Ich erinnerte mich an die Worte Jesu: „Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und ausstoßen und schelten euch und verwerfen euren Namen als einen bösen um des Menschensohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet.“ Ich sagte zu mir: „Du hast erst die Hälfte dieses Gebotes erfüllt; gefreut hast du dich, aber das ist nicht genug. Jesus sagt ganz klar, daß wir auch hüpfen sollen.“

Als der Wächter dann einmal durch das Guckloch hereinblickte, sah er mich in der Zelle herumspringen. Anscheinend hatte er die Anweisung, sofort für Ablenkung zu sorgen, wenn jemand die Anzeichen eines Nervenzusammenbruchs aufzuweisen schien. Erschlurfte davon und brachte mir aus der Wachstube etwas zu essen: eine dicke Scheibe Brot, etwas Käse und Zucker. Als ich sie entgegennahm, fiel mir ein, wie der Vers im Lukasevangelium weiter lautet: „Freuet euch alsdann und hüpfet, denn siehe, euer Lohn ist groß!“ Und das war ein sehr großes Stück Brot, mehr als eine Wochenration.

Seitdem ließ ich kaum eine Nacht vergehen, ohne zu tanzen, obwohl ich nie wieder dafür belohnt wurde. Ich dichtete Lieder, sang sie mir selbst leise vor und tanzte zu meiner eigenen Musik. Die Wächter gewöhnten sich daran. Die Stille wurde dadurch nicht gestört, und sie hatten schon viele seltsame Dinge in diesen unterirdischen Zellen erlebt. Freunde, denen ich später von diesen Tänzen im Gefängnis erzählte, fragten mich:

„Wofür nur? Was hatte es für einen Zweck?“ Es war nicht etwas Nützliches, es war eine Manifestation der Freude, ähnlich wie Davids Tanz. Es war ein heiliges Opfer, vor dem Altar des Herrn dargebracht; daß meine Fänger meinten, ich sei von Sinnen, machte mir nichts aus, denn ich hatte wie nie zuvor Christus in seiner Schöne erkannt.

Manchmal hatte ich Visionen. Einmal beim Tanzen meinte ich, mein Name würde gerufen, nicht „Richard“, sondern ein anderer Name, den ich hier nicht nennen möchte. Ich war ganz gewiß, daß ich es war, der mit diesem neuen Namen gerufen wurde. Ich weiß nicht warum, doch der Gedanke kam mir wie ein Blitz: Das muß der Erzengel Gabriel sein. Dann war die Zelle ganz mit Licht erfüllt. Ich hörte nichts mehr, doch ich begriff, daß ich in der Zusammenarbeit mit Jesus und den Heiligen eine Brücke zwischen Gut und Böse zu bauen hatte, eine Brücke aus Tränen, Gebeten und Selbstaufopferung, damit die Sünder darauf zu den Gesegneten hinübergehen konnten. Ich erkannte, daß unsere Brücke so beschaffen sein mußte, daß sogar der Schlechteste sie benutzen konnte.

Jesus hat gesagt, daß beim letzten Gericht solche, die Hungrige gespeist und Nackte gekleidet haben, zu seiner Rechten sitzen werden. Die Bösen jedoch sollen in die äußerste Finsternis geworfen werden. Nun wird aber jeder Mensch zu gewissen Zeiten anderen geholfen und zu anderen Malen es unterlassen haben. Leiblich gesehen ist der Mensch eine Einheit, geistlich aber nicht. Die Bibel spricht von dem inneren und dem äußeren, dem neuen und dem alten, dem natürlichen und dem geistlichen Menschen. Der innere geistliche Mensch ist es, der die Glückseligkeit des ewigen Lebens erreichen kann.

Ich begriff, daß ich die Menschen so lieben sollte, wie sie waren, nicht, wie sie sein sollten. In einer ande-

ren Nacht wurde ich einer großen Schar von Engeln gewahr, die sich langsam durch die Dunkelheit meiner Zelle auf mein Bett zu bewegte. Während sie näher kamen, stimmten sie ein Lied der Liebe an, wie Romeo es für Julia gesungen haben könnte. Ich konnte es nicht glauben, daß die Wächter nichts von dieser wunderbaren und ergreifenden Musik hörten, die mir so ganz und gar wirklich erschien.

Gefangene, die lange allein sind, haben mitunter Visionen. Es gibt eine natürliche Erklärung für diese Erscheinungen, welche deswegen aber keineswegs an Bedeutung verlieren. Die Seele benutzt den Körper für ihre eigenen Ziele. Diese Visionen halfen, mein Leben zu erhalten; das allein beweist schon, daß es sich hier nicht um bloße Halluzinationen handelte.

die Morsebotschaften

Eines Nachts vernahm ich ein leises Klopfen an der Wand neben meinem Bett. Ein neuer Gefangener war in der Nebenzelle untergebracht worden und wollte sich bei mir bemerkbar machen. Ich antwortete. Das löste ein neues Gewirr von Klopffzeichen aus. Sofort merkte ich, daß mein Nachbar mir einen einfachen Kode zu vermitteln suchte: A - ein Schlag, B - zwei Schläge, C - drei Schläge usw.

„Wer sind Sie?“ war seine erste Botschaft.

„Ein Pastor!“ war meine Antwort.

Nach diesem beschwerlichen Anfang entwickelten wir allmählich ein neues System: ein Schlag als Zeichen für die ersten fünf Buchstaben des Alphabets, zwei Schläge für die nächsten fünf usw. Auf diese Weise war das B also ein Schlag, eine Pause und zwei Schläge. F war zwei Schläge, Pause und ein Schlag. Aber selbst dieser Kode befriedigte meinen neuen Nachbarn nicht. Er konnte morsen und brachte mir die Buchstaben einzeln bei, bis ich sie alle gelernt hatte.

Dann gab er mir seinen Namen durch. „Gott segne Sie“, antwortete ich mit Mühe, „sind Sie ein Christ?“

Eine Minute verging. „Das kann ich nicht behaupten“, kam die Antwort.

Er war Radiotechniker und schien auf eine Gerichtsverhandlung wegen eines Staatsverbrechens zu warten. 52 Jahre alt und schlechte Gesundheit. Einige Jahre vorher heiratete er eine Ungläubige und kam so vom Glauben ab. Er befand sich jetzt in tiefer Niedergeschlagenheit. Jede Nacht sprach ich mit ihm durch die Wand und lernte die Morsezeichen fließend zu gebrauchen.

Nicht lange danach klopfte er durch: „Ich würde gern meine Sünden bekennen.“

Sein Bekenntnis wurde oft durch Schweigen unterbrochen. „Ich war sieben . . . Ich trat einen Jungen mit dem Fuß . . . weil er ein Jude war. Er fluchte mir . . . Deine Mutter . . . soll dich nicht sehen können . . . wenn sie stirbt . . . Mutter lag im Sterben . . . als sie mich verhafteten.“

Der Mann erleichterte sein Herz von vielen Lasten. Er erklärte dann, er wäre seit Jahren nicht so glücklich gewesen. Wir wurden Morsefreunde, wie andere Brieffreunde werden. Ich brachte ihm Bibelverse bei, wir tauschten lustige Geschichten aus und klopfen Schachzüge an die Wand. Ich hielt für ihn Predigten in Kode und sandte ihm Botschaften über Jesus. Als der Wächter mich dabei ertappte, wurde ich in eine andere Zelle versetzt. Dort hatte ich einen neuen Nachbarn, und das Ganze begann von vorne. Auf diese Weise haben viele die Morsezeichen gelernt. Doch Gefangene wurden oft umquartiert, und mehr als einmal wurde ich denunziert. So morste ich nur Bibelverse und Aussagen über Christus, denn ich war nicht gewillt, um politischer Aussagen willen zu leiden.

Durch die Einzelhaft sollten die Menschen gezwungen werden, in den Dingen zu forschen, die längst in Vergessenheit geraten waren. Alte Betrügereien und andere Sünden drangen unentrinnbar wieder auf den Täter ein. Es war, als kämen sie alle in die Zelle und sähen ihn anklagend an: Mutter, Vater, längst verlassene Freundinnen, Freunde, die er verleumdet oder betrogen hatte. Alle Sündenbekenntnisse, die ich in Morse gehört hatte, begannen: „Als ich noch ein Junge war...“, „Als ich noch in die Schule ging...“. Die Erinnerung an die alte Schuld stand wie ein zähnefletschender Wachhund zwischen ihnen und dem heiligen Frieden Gottes. Doch die Kabbala, die auf alter Mystik fußende jüdische Geheimlehre, sagt uns, daß, wenn auch alle Tore für einen Menschen verschlossen sind, immer noch das „*Bab Hadimot*“, das Tränentor, offen bleibt. Durch dieses Tor mußten auch die Gefangenen hindurchgehen.

Karfreitag im Stachelkasten

Eines Morgens klopfte ein Nachbar durch, es sei Karfreitag. Daraufhin ritzte ich mit einem auf dem Abort gefundenen Nagel das Wort „Jesus“ an die Wand meiner Zelle. Der Wächter war wütend. „Jetzt kommen Sie in den Karzer“, sagte er.

Er führte mich den Korridor entlang zu einem schrankähnlichen Einbau. Er war gerade hoch genug, daß man darin aufrecht stehen konnte und etwa 75 cm breit. Einige Belüftungsöffnungen und eine Durchreiche fürs Essen befanden sich in der Tür. Der Wächter stieß mich hinein und schloß zu. Scharfe Spitzen stachen mich in den Rücken. Ruckartig lehnte ich mich nach vorne, stach mich aber erneut. Vor mir befand sich auch eine Stachelfront. Panik erfaßte mich. Ich zwang mich jedoch, ruhig zu stehen. Dann, behutsam im Dunkeln umhertastend, befühlte ich die Seiten des

Kastens. Alle vier waren mit Stahlstacheln besetzt. Sobald ich nicht kerzengerade stand, wurde ich aufgespießt. Das war also der Karzer.

Meine Beine begannen zu schmerzen. Nach einer Stunde schien jeder Muskel eine Wunde zu sein. Die Füße, noch zerschunden von der „Manege“, schwellen an. Als ich zusammenbrach und mich an den Stacheln aufriß, holte man mich heraus. Nach einer kurzen Ruhepause wurde ich wieder eingeschlossen. Ich versuchte, meine Gedanken auf Christi Leiden zu konzentrieren, doch meine eigenen waren zu schwer. Dann dachte ich an meinen Sohn Mihai. Als er noch sehr klein war, hatte er einmal gefragt: „Was soll ich machen, Papa? Es ist so langweilig.“ „Denke an Gott, Mihai“, hatte ich gesagt. „Warum?“ meinte er. „Ich habe nur einen kleinen Kopf, Gott hat einen großen. Er soll an mich denken!“ Jetzt, sagte ich mir, versuche nicht an Gott zu denken, denke überhaupt nicht. In dieser erdrückenden Finsternis rief ich mir die indischen Yogis in Erinnerung. Durch das ständige Wiederholen einer Geheimformel sind sie in der Lage, ihren Geist von allen Gedanken völlig zu entleeren. Fast die gleiche Methode benutzen die Mönche auf dem Berg Athos in ihrem endlosen Herzensgebet. Sie wiederholen ständig den Satz: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner“, wobei sie bei jedem Herzschlag ein Wort aussprechen. Ich wußte wohl, daß Christus barmherzig ist. Doch wie ich auch meiner Frau jeden Tag neu sagte, daß ich sie liebe, wollte ich das Jesus gegenüber auch tun. Ich begann zu wiederholen: „Jesus, lieber Seelenbräutigam, ich liebe dich.“ Das leise Schlagen eines liebenden Herzens ist eine kraftspendende Musik. Ich sagte diesen Satz in dem Rhythmus des Herzschlags. Anfangs meinte ich, das Hohngelächter des Teufels zu vernehmen: „Du liebst ihn, und er läßt dich leiden? Wenn er allmächtig ist, warum

holt er dich nicht aus dem Karzer?“ Ich fuhr fort, leise zu sprechen: „Jesus, lieber Seelenbräutigam, ich liebe dich!“ Bald darauf wurde der Sinn dieser Worte verschwommen und versank völlig. Ich hatte aufgehört zu denken.

Später habe ich diese Entspannungsübung häufig in besonders schweren Augenblicken praktiziert. Jesus sagt im Matthäus-Evangelium: „In der Stunde, die ihr *nicht denkt*, wird der Sohn des Menschen kommen.“ So habe ich ihn erlebt. Ich hörte auf zu denken, und Christus nahm überraschend Besitz von mir. Doch der helle Glanz seines Lichtes ist schwer zu ertragen. Manchmal kehrte ich mitten in diesem Vorgang um und floh in meine eigene Gedankenwelt zurück.

vom Teufel versucht

Ich verbrachte zwei Tage im Karzer. Manch einer wurde eine Woche und länger darin eingesperrt. Doch der Arzt machte darauf aufmerksam, daß mein Gesundheitszustand sehr bedenklich wäre. Ich befand mich bereits an der Grenze zwischen Leben und Tod. Infolge der langen Haft und des Mangels an Sonne, Nahrung und Luft wuchs mein Haar nicht mehr. Ich brauchte tagelang nicht rasiert werden. Meine Fingernägel waren weich und ausgebleichen wie Pflanzen, die im Dunkeln gehalten werden.

Halluzinationen begannen sich meiner Sinne zu bemächtigen. In den Augenblicken der Verzweiflung starrte ich meinen blechernen Wasserkrug an — nein, ich war noch nicht in der Hölle, dort gab es kein Wasser. Da — plötzlich verwandelte sich der Krug in einen Teller. Köstliche Gerichte erschienen vor meinen Augen, aufgetragen auf einem Tisch, der weit über die Grenzen meiner Zelle reichte. Von weit her sah ich meine Frau kommen. Sie trug eine Platte, hochbeladen mit dampfenden Würstchen. Doch ich knurrte sie an: „Ist

das alles? Sie sind ja so klein.“ Manchmal weitete sich meine Zelle zu einer Bibliothek aus, Brett an Brett voller Bücher, endlose Reihen von Einbänden, die sich in der Dunkelheit verloren. Berühmte Romane, Dichtungen, Biographien, religiöse und wissenschaftliche Werke, sie türmten sich über mir auf. Ein andermal sah ich Tausende von Gesichtern mit Spannung auf mich gerichtet. Ich war umgeben von riesigen Menschenmengen, die auf meine Ansprache warteten. Fragen wurden gerufen, Stimmen gaben Antwort, immer neue Freudenrufe ertönten, ein Ozean von Gesichtern erstreckte sich ins Unendliche. Ich träumte von Gewalttätigkeiten an denen, die mich verhaftet hatten. Das machte mir viel Not. Auch wurde ich von erotischen Phantasien gequält. Dies ist eine Hölle. Solche, die es nicht durchgemacht haben, werden es kaum verstehen. Bei meiner Verhaftung war ich 39 Jahre alt, ein gesunder und aktiver Mensch. Nun hatte das erneute Aufflackern der Tuberkulose erhöhtes sexuelles Verlangen mit sich gebracht. Im Wachzustand hatte ich heiße Träume sinnlicher Lust mit Frauen und Mädchen. Dann, obwohl ich sie zu vertreiben suchte, kamen Visionen von Exzessen und Perversionen des Liebesaktes. Verzweiflung und Schuldgefühle quälten mich entsetzlich. Manchmal war dieser Schmerz scharf und brennend, zu anderen Zeiten dumpf, doch immer gegenwärtig.

Ich lernte jedoch, diese Halluzinationen als feindliche Eindringlinge zu betrachten, wie etwa die Tb-Bazillen. Weit davon entfernt, mich selbst für ihre Angriffe zu beschuldigen, war ich vielmehr stolz, ihnen Widerstand zu leisten. Nachdem ich diese Wahnvorstellungen nicht mehr als Sünde, sondern als Feinde betrachtete, war es mir möglich, sie systematisch zu bekämpfen. Böse Gedanken lassen sich verstandesmäßig überwinden, wenn man alle ihre Konsequenzen in Ruhe

überdenkt. Ich versuchte also nicht, sie zu vertreiben. Ich wußte, daß sie doch durch eine Seitentür wieder einschlüpfen würden. Stattdessen ließ ich sie gewähren und rechnete gleichzeitig aus, was es mich kosten würde, im wirklichen Leben solchen Versuchungen nachzugeben. Das würde gewiß große Not über meine eigene und andere Familien bringen. Meine Frau müßte sich von mir scheiden lassen, die Zukunft meines Sohnes wäre zerstört, die Glieder meiner Gemeinde würden den Glauben verlieren und dann, von allen verachtet, müßte ich mich außerdem noch vor Gott für all das verursachte Leid verantworten. Genauso, wie die Ärzte einen Virus mit einem anderen bekämpfen, können auch wir des Teufels Grundsatz „teile und herrsche“ gegen ihn selbst anwenden. Der Teufel des Stolzes, die Angst, das Gesicht zu verlieren, kann gegen den Teufel der Lust eingesetzt werden. Der Geizteufel haßt Laster, die Geld kosten.

ein Folterknecht wurde Christ

Einmal, als unsere Klosetts verstopft waren, führte man mich zu der Toilette, die die Wächter benützten. An der Wand über dem Waschbecken hing ein kleiner Spiegel. Zum ersten Mal seit zwei Jahren sah ich mich selbst.

Als ein jugendlicher und gesunder Mann hatte ich das Gefängnis betreten. Man hatte mich für gutaussehend gehalten. Als ich jetzt sah, was aus mir geworden war, mußte ich lachen. Es war ein trauriges, homerisches Gelächter. So viele Menschen hatten mich geliebt und bewundert. Wenn sie jetzt den schrecklichen Mann sehen könnten, der mich aus dem Spiegel anstarrte, würden sie entsetzt sein. Auf einmal wurde mir klar, daß das wahrhaft Wertvolle in uns für das Auge unsichtbar ist. Eines Tages werde ich noch häßlicher werden, nur ein Skelett und ein Schädel. Und der Gedanke daran

stärkte meinen Glauben und das Verlangen, ein geistliches Leben zu führen.

In der Toilette fand ich eine zerrissene Zeitung, die erste, die ich seit meiner Verhaftung zu Gesicht bekam. Sie enthielt die Nachricht, daß der Premierminister Groza fest entschlossen sei, die Reichen auszurotten. Wie seltsam, dachte ich: eine Regierung, die Wohlhabende liquidiert, während die übrige Welt versucht, der Armut ein Ende zu bereiten. Ich suchte nach Patrascanus Namen, um zu sehen, ob er rehabilitiert worden war. Doch er befand sich nicht unter den Namen der Minister, die bei Grozas Ansprache anwesend waren.

Als ich in meine Zelle zurückgeführt wurde, hörte ich eine Frau laut weinen und schreien, als wäre sie von Sinnen. Die Aufschreie schienen aus dem unter uns gelegenen Teil des Gefängnisses zu kommen. Sie steigerten sich bis zum Paroxysmus und brachen dann plötzlich ab.

Einige Tage später wurde ein neuer Gefangener in meine Nachbarzelle gebracht. „Wer sind Sie?“ fragte ich durch Klopfzeichen und bekam eine prompte Antwort. Es war Ion Mihalache, ein Mitglied verschiedener Regierungen in der Vorkriegszeit und ein ehemaliger Kollege des großen politischen Führers Iuliu Maniu. Als die Partei mit dem Terror begann, schloß sich Mihalache einer Gruppe an, die versuchen wollte, ins Ausland zu fliehen. Am Flughafen wurde er verhaftet und im Oktober 1947 zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Mihalache war in den sechzigern. „Mein ganzes Leben lang habe ich gekämpft, um meinen Landsleuten zu helfen. Und das ist mein Lohn“, sagte er.

„Wenn Sie zu allem, was kommt, ja sagen, dann kann nichts kommen, was Sie nicht wünschen“, signalisierte ich. „Verzicht ist der Weg zum Frieden.“ — „Es gibt keinen Frieden ohne Freiheit“, war seine Antwort.

Ich sagte: „In einem Land, in dem die Tyrannei regiert, ist das Gefängnis ein Ehrenplatz.“

Er sagte, er hätte Gott verloren.

Ich gab zur Antwort: „Niemand kann Gott verlieren. Wir sind die Verlorenen. Wenn wir uns selbst finden, finden wir das Göttliche in uns. Die Gefängniszeit kann uns bei diesem Suchen eine Hilfe sein.“ Er sagte, er wollte es versuchen.

Zwei Tage später wurde Mihalache in eine andere Zelle versetzt. Vorher berichtete er mir noch, daß die schreiende Frau, die wir gehört hatten, die Frau des früheren Premierministers Ion Gigurtu war. Das plötzliche Abbrechen ihrer Schreie wies darauf hin, daß man sie in eine Zwangsjacke gesteckt und geknebelt hatte. Als ich das nächste Mal wieder an die Wand klopfte, erhielt ich keine Antwort. Mihalache war nicht mehr da.

Nicht lange danach begann man wieder, mich zu verhö- ren. Das Verhör führte gewöhnlich Leutnant Grecu, ein junger Mann, hart, intelligent und selbstsicher. In den politischen Schulungen war ihm die Überzeugung eingeimpft worden, er baue durch seine Tätigkeit eine bessere Welt auf. Die Fragen, die er mir stellte, brachten uns wieder einmal auf den amtlichen Dienst, den ich für die skandinavische Judenmission getan hatte. Ob ich immer noch leugnete, fragte Grecu, daß die Missionsgelder für Spionage benutzt worden seien.

„Wenn Sie es England und Amerika zutrauen, daß sie in unserem Land ein Spionagenetz unterhalten, so kann ich es verstehen. Aber welches Interesse könnte Schweden oder Norwegen an solchen Organisationen haben?“

„Beide Länder sind Werkzeuge der Imperialisten“, gab er zurück.

„Aber gerade Norwegen ist doch für die dort herrschende demokratische Gesinnung bekannt, und Schwe-

den hat schon seit vierzig Jahren eine sozialistische Regierung.“

„Unsinn“, sagte er, „sie sind genauso Faschisten wie die anderen.“

Bei unserer nächsten Begegnung sagte Grecu, er hätte die Sache geprüft und darüber nachgedacht; ich könnte recht haben.

Als nächstes erkundigte er sich nach der Verbreitung des Evangeliums zwischen den Russen. Ich erwähnte, der Direktor der Bibelgesellschaft namens Emil Klein wäre möglicherweise damit in Verbindung zu bringen. Er wollte wissen, weshalb ich denn die Stadt Jassy (eines der Zentren dieser Arbeit) wiederholt besucht hätte. Ich sagte, ich wäre laufend eingeladen worden, den jetzigen Patriarchen zu besuchen, der damals dort als Metropolit im Amt war.

Am nächsten Morgen wurde ich wieder bestellt. Mit einer Gummipeitsche in der Hand saß Grecu an seinem Schreibtisch. „Ihre Geschichte war eine Lüge“, schrie er. „Emil Klein ist, noch ehe Sie verhaftet wurden, gestorben. Deshalb haben Sie ihn auch genannt! Man hat die Daten Ihrer Reisen nach Jassy nachgeprüft. Patriarch Justinian war zu diesen Zeiten fast nie anwesend.“

Er rückte mit seinem Stuhl zurück. „Schluß jetzt! Hier ist Schreibpapier. Uns ist bekannt, daß Sie mit anderen Gefangenen, einschließlich Mihalache, durch Morsezeichen in Verbindung gestanden haben. Wir müssen jetzt ganz genau wissen, was jeder von ihnen gesagt hat. Ebenfalls möchten wir wissen, wie und wann Sie noch andere Gefängnisregeln gebrochen haben. Und jetzt die Wahrheit gesagt, sonst . . .“

Er knallte mit der Peitsche auf den Schreibtisch. „Sie haben eine halbe Stunde Zeit“, sagte er und verließ den Raum.

Ich setzte mich hin, um zu schreiben. Das erste Wort mußte „Erklärung“ heißen. Ich hatte Mühe zu begin-

nen, denn seit zwei Jahren hatte ich kein Schreibwerkzeug in der Hand gehabt. Ich gab zu, Gefängnisregeln übertreten zu haben: Ich hatte Evangeliumsbotschaften an die Wand geklopft, ich hatte Pillen gesammelt, um mich zu töten, ich hatte aus einem Stück Blech ein Messer gefertigt und Schachfiguren aus Brot und Kreide gemacht. Ich hatte mich mit anderen Gefangenen verständigt, doch ihre Namen waren mir unbekannt. (Daß ich Sündenbekenntnisse in Morse gehört und sogar Menschen zu Jesus geführt hatte, erwähnte ich nicht.) Ich schrieb weiter: „Niemals habe ich gegen die Kommunisten gesprochen. Ich bin ein Jünger Jesu, und er hat uns Liebe zu unseren Feinden geschenkt. Ich verstehe die Kommunisten und bete um ihre Bekehrung. Ich möchte, daß sie meine Glaubensbrüder werden. Über das, was die anderen mir gesagt haben, kann ich keine Aussage machen. Ein Priester Gottes kann niemals ein Anklagezeuge sein. Ich bin berufen zu rechtfertigen, nicht zu verklagen.“

Seinen Knüppel schwingend, erschien Grecu wieder, auf die Minute pünktlich. Offensichtlich hatte er gerade Gefangene ausgepeitscht.

Er griff nach meiner Erklärung und fing an zu lesen. Nach einer Weile legte er die Peitsche zur Seite. Als er zu Ende gelesen hatte, sah er mich bekümmert an und sagte: „Herr Wurmbrand (er hatte mich vorher noch nie mit „Herr“ angedredet), weshalb sagen Sie, daß Sie mich lieben? Das ist doch eines von den christlichen Geboten, das kein Mensch zu halten imstande ist! Ich könnte jemanden, der mich jahrelang in der Einzelhaft hält, mich schlägt und hungern läßt, unmöglich lieben!“

Ich sagte: „Es geht hier nicht um das Halten eines Gebotes. Als ich zum Glauben an Christus kam, wurde ich wiedergeboren und ein vollkommen neuer Mensch. Mein Wesen wurde mit Liebe erfüllt. Wie aus einer

Quelle nur Wasser kommen kann, so bringt ein liebendes Herz nur Liebe hervor.“

Zwei Stunden lang sprachen wir über den christlichen Glauben und seine Beziehung zu den marxistischen Doktrinen, nach welchen er erzogen war. Grecu war überrascht, als ich ihm sagte, das erste Werk von Marx sei ein Kommentar zum Johannes-Evangelium. Rizaner behauptet es, der Direktor des Marx-Institutes in Moskau. Er muß es doch wissen. Ich gab ihm auch Zitate, besonders aus Marx's Frühschriften, in denen er sich positiv zum Christentum und besonders zu Luther stellt.

Nach diesem Gespräch ließ mich Grecu fast jeden Tag für ein bis zwei Stunden zu sich bringen. Er hatte festgestellt, daß die von mir angeführten Zitate tatsächlich stimmten. Das war die Einleitung zu einer Reihe langer Diskussionen über den christlichen Glauben, wobei ich stets in besonderer Weise die demokratischen und revolutionären Wesenszüge des frühen Christentums unterstrich.

Grecu sagte wiederholt: „Ich bin als Atheist erzogen, ich werde nie etwas anderes werden.“ Ich sagte zu ihm: „Atheismus ist für Christen ein heiliges Wort. Als unsere Vorväter um ihres Glaubens willen den wilden Tieren vorgeworfen wurden, hatten Nero und Caligula sie als Atheisten bezeichnet. Wenn also jemand sich selbst einen Atheisten nennt, habe ich Achtung vor ihm.“

Grecu lächelte. Ich fuhr fort: „Herr Leutnant! Einer meiner Vorfahren im 17. Jahrhundert war ein Rabbiner. Seine Biographen berichten, wie er einmal einem Atheisten begegnete und sagte: ‚Ich beneide Sie, teurer Bruder! Ihr geistlicher Zustand ist viel besser als unserer. Wenn ich einen Menschen in Not sehe, so kommt es oft vor, daß ich sage: Gott wird ihm helfen! Dann gehe

ich weiter. Sie glauben nicht an Gott, infolgedessen müssen Sie allen, die Ihnen in den Weg kommen, an seiner Statt helfen.“

„Christen haben an der Partei viel auszusetzen, doch nicht deshalb, weil sie atheistisch gesinnt ist, sondern weil sie eine verkehrte Art von Atheisten hervorbringt. Es gibt zwei Arten: solche, die sagen, es gibt keinen Gott— also kann ich alles Böse tun, was ich will. Die anderen meinen: Da es keinen Gott gibt, ist es meine Aufgabe, all das Gute zu tun, das Gott tun würde, wenn es ihn gäbe. Der größte Atheist im zweiten Sinn war Christus selbst. Wenn er hungrige, kranke und verzweifelte Menschen sah, ging er nicht vorbei und sagte: ‚Gott wird ihnen schon helfen.‘ Er handelte, als läge die ganze Verantwortung auf ihm allein, und die Menschen begannen zu fragen: ‚Ist denn dieser Mann Gott selbst? Er tut Gottes Werke!‘ Auf diese Weise fanden sie heraus, daß Jesus Gott ist. Wenn Sie, Herr Leutnant, es fertig bringen, diese Art von Atheist zu werden, wenn Sie es lernen, jeden Menschen zu lieben und jedem Menschen zu dienen, werden die Leute rasch merken, daß Sie ein Kind Gottes geworden sind, und Sie selbst werden das Göttliche in sich entdecken.“

Solche Argumente mögen manche Leute schockieren. Doch Paulus sagt, ein Missionar solle den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche sein. Dem Marxisten Grecu gegenüber mußte ich ein Marxist sein und die Sprache gebrauchen, die er verstand. Meine Worte gingen ihm zu Herzen. Er begann nachzudenken und gewann Jesus lieb. In seiner Khaki-Uniform mit den blauen Streifen der Sicherheitspolizei bekannte Grecu zwei Wochen später vor mir in meiner schmutzigen und zerlumpten Gefängniskleidung seine Sünden. Wir wurden Brüder.

Von da an half Grecu in tapferer Weise den Gefangenen so gut er konnte durch alle Schwierigkeiten und

Gefahren. Zum Schein diene er noch der Partei und spielte nach außen hin seine Rolle. Eines Tages verschwand er, und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Ich versuchte vorsichtig, etwas durch die Wächter zu erfahren. Nach deren Meinung war er verhaftet worden. Eine wahre Bekehrung zu verbergen, ist durchaus keine leichte Sache.

Persönlichkeitsspaltung?

Ich bin noch anderen heimlichen Jüngern Jesu bei der Geheimpolizei begegnet. Manche von ihnen sind immer noch im Dienst. Man sage nicht, es sei unmöglich, zu gleicher Zeit zu foltern und zu beten. Jesus erzählt uns von einem Zollbeamten (und dieser Beruf ging zur Zeit der Römer Hand in Hand mit Erpressung und Brutalität). Als Sünder bat dieser Zöllner um Gnade und ging gerechtfertigt nach Hause. Die Bibel sagt nicht, daß dieser Mann unmittelbar danach seine ungerechte Tätigkeit aufgab. Gott sieht das Herz an, und in einem wahrhaftigen Gebet sieht er bereits den Vorläufer einer echten Lebensumwandlung, die manchmal erst viel, viel später kommen mag.

Während des zweiten Jahres meiner Haft wurde einer von diesen Menschen mit geteiltem Herzen einmal in meine Zelle gebracht. Die ganze Zeit, während er bei mir war, waren ihm die Hände auf dem Rücken zusammengekettet. Ich mußte ihn füttern und alle Handgriffe für ihn tun.

Dionisiu war ein junger Bildhauer voll neuer Ideen. In der Welt, in der er lebte, wurde jedoch nur nach vorteilhaft dargestellten Stalin-Büsten gefragt. Da er kein Geld hatte, um Brot zu kaufen, nahm er einen Posten bei der Sicherheitspolizei an. Seine Arbeit bestand im Schlagen der Gefangenen. Gleichzeitig aber scheute er kein Risiko, Anti-Kommunisten vor Spitzeln zu warnen. Als er merkte, daß er selbst unter Verdacht

stand, entschloß er sich, das Land zu verlassen. Er war bereits der Freiheit sehr nahe, als irgend ein innerer Zwang ihn dazu brachte umzukehren und sich auszuliefern. Solche gespaltenen Persönlichkeiten kann man unter den Kommunisten häufig finden. Dionisiu wurde innerlich in zwei verschiedene Richtungen gezerzt.

Zehn ganze Nächte hindurch lehrte ich Dionisiu aus der Bibel. Ein Sündenbewußtsein war bei ihm einfach nicht mehr vorhanden. Bevor man ihn aus meiner Zelle wegholte, sagte er zu mir: „Wenn nur einer der fünfzehn Priester in unserem Städtchen einmal stehengeblieben wäre und mit mir geredet hätte, als ich noch jünger war, hätte ich Jesus schon längst gefunden.“

Drogen

Mit dem Verschwinden von Leutnant Grecu hörten meine Verhöre nicht auf. Doch Gott schenkte mir die Fähigkeit, die Namen aller derer zu vergessen, denen ich hätte schaden können. Während meiner Gefängniszeit dichtete ich mehr als dreihundert Gedichte, insgesamt hunderttausend Worte, die ich nach meiner Freilassung alle niederschrieb. Doch während der Verhöre konnte ich mein Gedächtnis völlig leer machen. Deshalb wandte man einen neuen Kunstgriff an.

Unter dem Vorwand, meine Tuberkulose hätte sich verschlimmert (ich hustete tatsächlich ununterbrochen), wurde mir von den Ärzten ein neues Medikament verordnet. Es war eine gelbe Kapsel, die langen Schlaf mit beglückenden Träumen bewirkte. Sobald ich erwachte, bekam ich die nächste Kapsel. Mehrere Tage lang blieb ich bewußtlos und wurde nur von den Wächtern zu den Mahlzeiten geweckt. Mein Essen wurde leicht und schmackhaft.

Ich erinnere mich ganz verschwommen an den Fortgang der Verhöre. Ich weiß nur, daß die Wirkung dieser Droge mich nicht dazu gebracht hat, meine

Freunde zu verraten. Denn als ich später vor Gericht kam, war ich allein. Die große Gerichtsverhandlung gegen die Menschen, die hinter der „Spionageorganisation“ des Weltkirchenrates gestanden haben sollten, hat nie stattgefunden. Pfarrer Milan Haimovici, ein anderer, der zu demselben Zwecke verhaftet wurde, widerstand unter den grausamsten Foltern. Er duldete und schwieg. Er wurde dann auch allein unter irgend einem Vorwand zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt, in denen er sich als ein Glaubensheld erwies. Drogen waren bei Kardinal Mindszenty, den Trotzlisten und noch vielen anderen angewendet worden. Sie schwächen die Willenskraft und bringen das Opfer schließlich zu einem Delirium von Selbstanklagen. Später hörte ich, wie manche Menschen plötzlich anfangen, an ihre Tür zu schlagen. Sie verlangten nach dem politischen Funktionär, um noch weitere Geständnisse gegen sich selbst machen zu können. Die Behandlung kann auch einen lang wirkenden Effekt haben. Männer, die ihr vor Monaten unterzogen worden waren, bekannten mir später Sünden, die sie unmöglich begangen haben konnten. Mag sein, daß die Tuberkulose in meinem Körper die Wirkung der Droge neutralisiert hatte, oder vielleicht hatte ich eine zu große Dosis erhalten, die jedes weitere Verhör unnütz machte. Auf jeden Fall wurde ich durch Gottes Gnade davor bewahrt, ein Verräter zu werden.

Satan wurde verjagt

Nach der Behandlung mit diesem Präparat wurde ich immer schwächer und brach schließlich gänzlich zusammen. Ich konnte nur mit äußerster Anstrengung mein Bett verlassen. Doch mein Geist blieb völlig wach. Ich fand seine Regsamkeit sogar beängstigend.

Es ist kein Märchen, daß der berühmte heilige Antonius, Martin Luther und auch viele andere weniger

bekannte Persönlichkeiten den Teufel gesehen haben. Als Kind sah ich ihn auch einmal. Er grinste mich an. Ein halbes Jahrhundert ist darüber vergangen. Ich erwähne dies hier zum ersten Mal. Jetzt, allein in meiner Zelle, spürte ich wieder seine Gegenwart. Es war kalt und dunkel, und er verhöhnte mich. Die Bibel spricht von den Orten, wo die Feldgeister tanzen. Meine Zelle wurde zu solch einem Tummelplatz. Tag und Nacht hörte ich seine Stimme: „Wo ist nun dein Jesus? Dein Heiland kann dich nicht retten, du bist genarrt worden und hast andere genarrt. Er ist nicht der Messias, du bist an den Falschen geraten!“

Ich schrie laut auf: „Wer ist denn dann der wahre Messias, der kommen soll?“ Die Antwort war unmißverständlich, doch zu lästerlich, als daß man sie wiedergeben könnte. Ich hatte Bücher und Artikel geschrieben, die bewiesen, daß Jesus der Messias sei. Aber jetzt fiel mir kein einziges Argument ein.

Die Dämonen, die den großen norwegischen Evangelisten Nils Hauge dazu gebracht hatten, in seinem Glauben schwankend zu werden, als er im Gefängnis saß, und die sogar Johannes den Täufer in seinem Kerker in Zweifel stürzten, trieben jetzt mit mir ihr Unwesen. Ich war wehrlos. Meine Freude und Heiterkeit waren wie weggeblasen. Früher hatte ich Jesus so nah gefühlt, er hatte alle Bitterkeit gelindert und die Dunkelheit hell gemacht. Jetzt konnte ich nur noch im Gefühl tiefster Verlassenheit rufen: „Eli, Eli, lama asab-thani?“

Während dieser mit Grauen und Finsternis erfüllten Tage verfaßte ich nach und nach ein langes Gedicht. Wer nicht einen ähnlichen körperlichen und seelischen Zustand kennt, wird damit kaum etwas anfangen können. Doch für mich war es die Rettung. Worte, Rhythmus und Melodie wurden zu einem Mittel, mit dem ich die Angriffe Satans abwehren konnte. Hier ist eine

Version ohne Reim und Versmaß, die den Sinn des rumänischen Textes genau wiedergibt:

„Von meiner Kindheit an besuchte ich häufig Tempel und Kirchen. Darin wurde Gott verherrlicht. Verschiedene Priester sangen und wehräucherten eifrig. Sie behaupteten, es sei recht, Dich zu lieben; doch als ich aufwuchs, sah ich solch tiefes Herzeleid in der Welt dieses Gottes, daß ich zu mir selbst sagte: ‚Er hat ein Herz von Stein, sonst würde er uns die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen.‘ Kranke Kinder kämpfen mit dem Fieber im Krankenhaus, betrübte Eltern beten für sie. Der Himmel ist taub, unsere Lieben gehen zum Tal des Todes, auch wenn wir lange Gebete hersagen. Unschuldige Menschen werden lebendig verbrannt, und der Himmel schweigt, er läßt den Dingen ihren Lauf. Kann Gott sich dann wundern, daß selbst die Gläubigen anfangen, leise zu zweifeln? Hungrig, gemartert, verfolgt von ihrem eigenen Land, haben sie keine Antwort auf diese Fragen. Das Grauen, das uns widerfährt, ist eine Schande für den Allmächtigen.

Wie kann ich den Schöpfer der Mikroben und der Tiger, die die Menschen zerfleischen, lieben? Wie kann ich ihn lieben, der alle seine Diener martert, nur weil einer von einem Baume gegessen hat? Noch elender als Hiob habe ich weder Frau, noch Kinder, noch Tröster. In diesem Gefängnis gibt es weder Sonne, noch Luft, und das Regime ist schwer zu ertragen.

Aus den Latten meines Bettes werden sie meinen Sarg machen; darauf ausgestreckt, versuche ich herauszufinden, weshalb alle meine Gedanken zu Dir gehen, weshalb alles, was ich schreibe, auf Dich gerichtet ist. Warum ist diese leidenschaftliche Liebe in meiner Seele, warum ist mein Lied nur für Dich? Ich weiß wohl, daß ich verworfen bin; bald werde ich in einem Grab verwesen.

Doch hätte die Braut in dem Hohenlied danach gefragt, ob sie eine Veranlassung hat, Dich zu lieben, wäre es keine Liebe gewesen. Liebe braucht keine Rechtfertigung, sie ist einfach da; Liebe ist nichts für kluge Leute, Tausende von Zerreißproben werden sie nicht hindern weiterzulieben; in der Feuersglut und in der Tiefe des Wassers küßt sie noch die Hand, die sie peinigt. Findet sie keine Antwort auf ihre Fragen, vertraut sie weiter und wartet. Eines Tages wird die Sonne die Dunkelheit erhellen, und alles wird offenbar werden.

Die Vergebung vieler Sünden hat Magdalenas brennende Liebe zwar noch mehr entfacht, doch sie schenkte Dir ihre Narde und ihre Tränen, bevor Du das Wort der Vergebung sprachst. Hättest Du es nicht gesagt, und wäre sie in ihren Sünden geblieben, sie hätte dennoch aus Liebe zu Dir bei Dir gesessen und geweint. Sie liebte Dich, bevor Du Dein Blut hingabst; sie liebte Dich noch vor der Vergebung. So frage auch ich nicht, ob es sinnvoll ist, Dich zu lieben; ich liebe nicht, weil ich auf Erlösung hoffe; auch in ewigem Unglück würde ich Dich lieben; ich würde Dich lieben selbst im verzehrenden Feuer. Hättest Du Dich geweigert, vom Himmel herabzusteigen, so wärest Du mein ferner Traum; hättest Du uns Dein Wort vorenthalten, ich würde Dich lieben, ohne es je gehört zu haben. Wenn Du zurückgeschreckt wärest und vor der Kreuzigung die Flucht ergriffen hättest und ich unerrettet geblieben wäre, müßte ich Dich doch lieben; selbst wenn ich Sünde an Dir entdecken würde, würde ich sie mit meiner Liebe decken.

Jetzt will ich es wagen, unsinnige Worte zu reden, daß alle sehen, wie groß meine Liebe ist. Ich will unberührte Saiten anschlagen und Dich mit neuer Musik verherrlichen. Hätten die Propheten von einem Anderen geweissagt, ich würde mich von ihnen abwenden,

doch nicht von Dir. Brächten sie auch tausend Beweise, ich würde Dir treu bleiben. Wenn ich erkennen müßte, daß Du ein Betrüger bist, würde ich mit Tränen Fürbitte für Dich tun. Ich könnte Dir dann in verkehrten Dingen nicht folgen, doch ich würde Dich deshalb nicht weniger lieben. Um Sauls willen brachte Samuel sein Leben mit Weinen und strengem Fasten zu. Meine Liebe würde siegreich bleiben, selbst wenn ich wüßte, daß Du verloren bist. Wenn nicht der Satan, sondern Du Dich in Bosheit erhoben und gegen den Himmel rebelliert hättest, wenn Du die Schöne Deiner Schwingen verloren und, einem Erzengel gleich, aus der Höhe in die Hoffnungslosigkeit gestürzt wärest, ich würde doch die Hoffnung hegen, daß der Vater Dir vergeben wird, und Du eines Tages mit ihm wieder über die goldenen Straßen im Himmel gehen wirst.

Wenn Du nur ein Mythos wärest, würde ich die Realität verlassen, um mit Dir in einem Traum zu leben. Wenn man nachweisen könnte, daß Du nicht existierst, würdest Du durch meine Liebe Leben empfangen. Meine Liebe ist unsinnig, ohne Begründung, wie auch die Deine. Herr Jesus, sei darüber ein wenig froh, denn mehr kann ich Dir nicht geben.“

Als ich dieses Gedicht beendet hatte, merkte ich, daß der Satan nicht mehr da war. Er war weg. In der Stille fühlte ich den Kuß Christi. Und jeder, der geküßt wird, wird still. Ruhe und Freude kehrten wieder zurück.

Christ ohne Christus

Nach etwa drei Jahren Einzelhaft war ich dem Tode nahe. Oft spuckte ich Blut.

Oberst Dulgheru sagte: „Wir sind keine Mörder wie die Nazis. Wir wollen, daß Sie leben — und leiden.“ Ein Facharzt wurde gerufen. Aus Angst vor der Infektion stellte er seine Diagnose durch das Guckloch in

der Tür meiner Zelle. Es wurde verfügt, daß ich in das Gefängniskrankenhaus verlegt werden sollte.

Aus der unterirdischen Zelle wurde ich hinaufgetragen. Im Hof des Innenministeriums sah ich wieder den Mond und die Sterne. Vom Krankenwagen aus konnte ich dann die vertrauten Ecken von Bukarest sehen. Wir fuhren in der Richtung meines Hauses. Einen Augenblick lang meinte ich, man wollte mich zum Sterben nach Hause bringen. Doch als wir beinahe dort waren, wendete der Krankenwagen und begann, einen Berg am Rande der Stadt hinaufzukriechen. Ich begriff, daß wir nach Vacaresti fuhren. Vacaresti war eines der großen Bukarester Klöster gewesen. Während des 19. Jahrhunderts war es in ein Gefängnis umgewandelt worden. Die schöne Kirche und das Kapellchen wurden unter den Kommunisten als Lagerschuppen benutzt. Ein Teil der Zwischenwände, die die einzelnen Mönchszellen voneinander getrennt hatten, waren abgerissen worden. Auf diese Weise hatte man große Räume geschaffen, in denen jeweils eine größere Anzahl von Gefangenen miteinander lebte. Es verblieben nur wenige Zellen, in denen Gefangene isoliert werden konnten.

Bevor die Wächter mich aus dem Krankenwagen hoben, wurde mir ein Laken über den Kopf gehängt. Sie packten mich unter den Armen, und halb getragen gelangte ich über einen Hof, die Treppe hinauf und einen Balkon entlang. Als das Laken entfernt wurde, befand ich mich allein in einer engen, kahlen Zelle. Draußen auf der Veranda hörte ich einen Offizier mit dem Wächter sprechen.

„Niemand darf diesen Mann sehen, nur der Arzt darf zu ihm hinein. Und dann müssen Sie dabei sein“, sagte er. Daß ich immer noch lebte, sollte ein Geheimnis bleiben.

Diese Vorsichtsmaßnahmen machten den Wächter, einen kleinen grauhaarigen Mann, neugierig. Nachdem

der Offizier weggegangen war, fragte er, was ich verbrochen hätte. „Ich bin Pastor und ein Kind Gottes“, sagte ich.

Er beugte sich über mich und flüsterte: „Gott sei gelobt, ich bin auch einer von Jesu Streitern.“ Er war ein heimliches Mitglied der „Armee des Herrn“, einer Erweckungsbewegung, die sich von der orthodoxen Kirche gelöst hat. Obwohl sie sowohl von den Kommunisten, als auch von der Geistlichkeit gleichermaßen verfolgt wurde, hatte sich diese Bewegung sehr rasch von Ort zu Ort ausgebreitet und zählte bereits Hunderttausende von Anhängern.

Der Wächter hieß Tachici. Wir flüsterten einander Bibelverse zu. Er half mir, so weit er es wagen konnte. Manch ein Wächter war schon zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil er einem Gefangenen einen Apfel oder eine Zigarette gegeben hatte. Ich war zu schwach, um aufzustehen und lag oft in meinem Schmutz. Morgens war ich für kurze Zeit bei klarem Bewußtsein. Doch dann warf ich mich von einer Seite auf die andere im Delirium. Schlafen konnte ich wenig. Durch ein kleines Fenster konnte ich wieder etwas vom Himmel sehen. Morgens wurde ich durch ein seltsames Geräusch geweckt — es war schon so lange her, daß ich das Singen der Vögel gehört hatte.

Ich erzählte Tachici: „Martin Luther pflegte bei seinen Waldspaziergängen seinen Hut vor den Vögeln abzunehmen und zu sagen: ‚Guten Morgen, ihr Herren Theologen! Ihr wacht auf und singt, aber ich alter Dummkopf habe geringere Erkenntnis als ihr; ich bange mich über alles und jedes, anstatt einfach der Fürsorge meines himmlischen Vaters zu vertrauen.‘“

Durch das Fenster konnte ich eine grasbewachsene Ecke und den gewöhnlich leeren Hof sehen. Manchmal hasteten weißbekleidete Ärzte über diesen Hof, ängstlich, auch nur die Augen zu erheben. Ihre Pflicht war

es, „im Geiste des Klassenkampfes“ Medizin zu praktizieren.

Ich konnte Männer reden hören, wenn sie draußen ihren Arbeitsdienst taten. Früher hatte ich mich manchmal nach dem Klang einer menschlichen Stimme gesehnt, doch jetzt machte es mich nervös. Diese Menschen unterhielten sich über Nichtigkeiten, ihre Gedanken schienen oberflächlich und unwahr zu sein.

Eines Morgens hörte ich die Stimme eines alten Mannes aus der Nachbarzelle: „Ich bin Leonte Filipescu. Wer sind Sie?“ Ich erkannte den Namen eines der ersten Sozialisten Rumäniens. Filipescu war ein hochbegabter Mann, den die Partei benützt und nun ausrangiert hatte. „Kämpfen Sie gegen Ihre Krankheit“, rief er, „geben Sie nicht auf! In zwei, drei Wochen werden wir alle frei sein.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte ich.

„Die Amerikaner drängen in Korea die Kommunisten zurück, in zwei Wochen werden sie hier sein.“

Ich sagte: „Aber, selbst wenn sie keinem Widerstand begegnen, werden sie mehr als vierzehn Tage brauchen, um Rumänien zu erreichen.“

„Quatsch! Entfernung ist gar nichts für sie. Ihre Düsenjäger fliegen mit Überschallgeschwindigkeit.“

Ich machte keine Einwände. Gefangene leben von ihren Illusionen. Wenn der tägliche Haferschleim etwas sämiger war, so hieß es, das amerikanische Ultimatum habe die Russen eingeschüchtert, und wir würden nun besser behandelt werden. Wenn ein Wächter jemanden niederschlug, so war es ein Zeichen, daß die Kommunisten die letzten Tage ihrer Macht noch ordentlich ausnützen wollten. Männer kamen voller Begeisterung von ihrem Rundgang zurück: „König Michael hat im Radio gesagt, daß er innerhalb eines Monats wieder auf dem Thron sein werde.“

Keiner konnte den Gedanken ertragen, daß er in Wirklichkeit die nächsten zehn oder zwanzig Jahre im Gefängnis verbringen müsse. Filipescu hoffte immer noch auf eine baldige Erlösung, als er einen Monat später in ein anderes Gefängnis Krankenhaus verlegt wurde. Dort sind wir uns später wieder begegnet. Seinen Platz nahm der Führer der faschistischen Eisernen Garde, Radu Mironovici, ein. Dieser Mann gab vor, ein feuriger Christ zu sein, spie jedoch bei jeder Gelegenheit Gift und Galle gegen die Juden.

Ich bat Tachici, mich zu stützen, so daß ich im Bett aufsitzen konnte. „Wenn Sie in Ihrer orthodoxen Kirche das heilige Abendmahl nehmen, rief ich dann zu Mironovici hinüber, „werden dann das Brot und der Wein tatsächlich in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt?“ Er bejahte. „Jesus war ein Jude“, sagte ich. „Wenn der Wein also in sein Blut verwandelt wird, so ist es doch dann jüdisches Blut, nicht wahr?“ „Wahrscheinlich“, sagte er widerstrebend. Ich fuhr fort: „Jesus sagt, daß, wer Seinen Leib isst und Sein Blut trinkt, das ewige Leben haben wird. Um das ewige Leben zu erhalten, müssen Sie also zu Ihrem arischen Blut einige Tropfen jüdisches Blut hinzufügen. Wie bringen Sie es dann fertig, die Juden zu hassen?“

Er wußte keine Antwort. Ich bat ihn, doch einzusehen, daß es für einen Jünger des Juden Jesus absurd sei, die Juden zu hassen. Ebenso absurd sei der Antisemitismus der Kommunisten, solange sie an die Lehren des Juden Karl Marx glaubten. Mironovici wurde gleich darauf weit von mir weg in eine andere Zelle verlegt. Doch er hatte Tachici gesagt: „Das, was in meinem Leben nicht in Ordnung war, ist jetzt beseitigt. Ich war nämlich ein Christ, der zu stolz war, Christus nachzufolgen.“

in der Todeszelle

Eines Tages, als meine Temperatur gerade stieg, und ich mich schwach und elend fühlte, kamen die Wächter wieder, um mich abzuholen. Sie hängten mir ein Laken über den Kopf und führten mich einen Korridor entlang. Als das Tuch abgenommen wurde, befand ich mich in einem großen kahlen Raum mit vergitterten Fenstern. Vier Männer und eine Frau saßen hinter einem Tisch mir gegenüber. Das waren meine Richter. Jetzt sollte ich verurteilt werden.

„Ein Rechtsanwalt ist zu Ihrem Verteidiger ernannt worden“, sagte der Gerichtsvorsitzende, „er hat von Ihrem Recht, Zeugen einzuberufen, keinen Gebrauch gemacht. Setzen Sie sich.“

Wächter hielten mich auf einem Stuhl fest. Man verabreichte mir eine Stärkungsspritze. Als die Aufwallungen von Brechreiz und Schwindel abebbten, sah ich, daß der Staatsanwalt sich erhoben hatte. Er sagte, ich hätte die gleiche verbrecherische Ideologie in Rumänien vertreten, wie Josef Broz Tito in Jugoslawien. Ich phantasiere, dachte ich. Zur Zeit meiner Verhaftung war Marschall Tito als ein Musterkommunist hingestellt worden. Daß er in der Zwischenzeit als ein Abtrünniger und Verräter entlarvt worden war, war mir nicht bekannt. Der Staatsanwalt fuhr mit der endlosen Aufzählung meiner Straftaten fort: Spionagearbeit durch die skandinavische Kirchenmission und den Weltkirchenrat, Ausbreitung imperialistischer Ideologien unter dem Deckmantel kirchlicher Arbeit, Infiltrierung in die Partei mit dem eigentlichen Zweck, die Partei zu zerstören u. a. m. Während die Stimme weiterredete, fühlte ich, wie ich vom Stuhl glitt. Die Verhandlung wurde unterbrochen, während ich eine weitere Spritze erhielt.

Mein Verteidiger tat, was er konnte, es war nicht viel. „Haben Sie noch etwas zu sagen“, fragte der Vorsitzende. Seine Stimme schien weit weg zu sein. Vor

meinen Augen wurde es dunkel. Mein verwirrter Kopf war nur eines einzigen Gedankens fähig.

„Ich liebe Gott“, sagte ich.

Mein Urteil lautete: Zwanzig Jahre Zwangsarbeit. Die Gerichtsverhandlung hatte zehn Minuten gedauert. Ehe man mich wegbrachte, wurde mir wieder ein Laken um den Kopf gewickelt.

Zwei Tage später flüsterte Tachici mir zu: „Sie verlassen uns. Gott sei mit Ihnen.“ Ein anderer Wächter kam herein. Die beiden trugen mich zwischen sich zum Haupteingang. Ich sah Bukarest unten ausgebreitet, zum letzten Mal für die nächsten sechs Jahre. Vorschriftsmäßige Ketten von fünfzig Pfund Gewicht wurden mir um die Fußknöchel gehämmert. Ich wurde in einen Lastwagen verfrachtet, in dem sich bereits etwa vierzig Männer und einige Frauen befanden. Alle, sogar die Kranken, trugen Ketten. Neben mir begann ein Mädchen zu weinen, und ich bemühte mich, es zu trösten.

„Kennen Sie mich nicht mehr“, schluchzte sie. Ich schaute sie mir näher an, doch ihr Gesicht war mir unbekannt.

„Ich gehörte zu Ihrer Gemeinde.“ Nach meiner Verhaftung hätte sie aus Armut einen Diebstahl begangen, erzählte sie weiter, und sei zu drei Monaten Zwangsarbeit verurteilt worden. „Ich schäme mich so“, sagte sie mit tränenerstickter Stimme. „Ich gehörte zu Ihrer Kirche, und Sie sind jetzt ein Märtyrer. Ich aber bin eine Diebin.“

„Auch ich bin ein Sünder, gerettet durch die Gnade Gottes“, sagte ich. „Glaube an Christus, und deine Sünden werden dir vergeben werden.“

Sie küßte mir die Hand und versprach, nach ihrer Entlassung meiner Familie wissen zu lassen, daß sie mich gesehen habe.

Auf einem Rangierbahnhof wurden wir in einen Spezialtransportwagen für Gefangene verladen. Die Fenster waren winzig und undurchsichtig. Während wir langsam aus dem Flachland in die Ausläufer der Karpaten dahintratterten, stellten wir fest, daß alle von uns Tb hatten. So kamen wir zu dem Schluß, daß man uns nach Tîrgul-Ocna verschickte, wo sich eine Art Sanatorium für tuberkulöse Gefangene befand. Etwa vierhundert Jahre lang hatten dort Sträflinge in den Salzminen gearbeitet. Vor dreißig Jahren hatte ein berühmter Arzt namens Romascanu dort dieses Sanatorium gebaut und es dem Staat übergeben. Bevor die Kommunisten an die Macht kamen, hatte es einen ausgezeichneten Ruf.

Nach einer Reise von dreihundert Kilometern, die Tag und Nacht gedauert hatte, kamen wir am Bahnhof von Tîrgul-Ocna an. Die Stadt hatte 30 000 Einwohner. Mit sechs anderen Männern, die nicht gehen konnten, wurde ich auf einen Handkarren geladen. Die übrigen zogen uns, während die Wächter zusahen, zu einem großen Gebäude am Rande der Stadt. Als ich hineingetragen wurde, erblickte ich ein bekanntes Gesicht. Es war Dr. Aldea, ein früherer Faschist, der sich bekehrt hatte und ein Freund unserer Familie geworden war. Nachdem ich in der Quarantänestation ins Bett gebracht worden war, untersuchte er mich.

„Ich bin selbst ein Gefangener“, sagte er mir, „doch sie lassen mich als Arzt arbeiten. Es gibt hier keine Krankenschwestern und nur einen Arzt. Deshalb müssen wir uns gegenseitig helfen, so gut wir können.“

Er maß meine Temperatur und untersuchte mich. „Ich möchte dich nicht belügen“, sagte er, „wir können nichts für dich tun. Du hast vielleicht noch etwa zwei Wochen zu leben. Versuche zu essen, was man dir gibt, obwohl es nichts taugt. Sonst —“ er tippte mich an die Schulter und ging weiter.

Während der nächsten Tage starben zwei der Männer, die vom Bahnhof aus in dem Karren hierher gezogen worden waren. Ich hörte, wie ein anderer von ihnen Dr. Aldea heiser anflehte: „Ich schwöre Ihnen, daß es mir besser geht, Doktor. Das Fieber geht herunter, ich weiß es, bitte hören Sie doch! Heute habe ich nur einmal Blut gespuckt, lassen Sie mich nicht in den Raum Nr. 4 bringen!“

Ich fragte den Mann, der mir den wässerigen Hafer schleim brachte, was mit dem Raum Nr. 4 los sei. Er stellte den Teller vorsichtig hin und antwortete: „Da kommt man hin, wenn es feststeht, daß es keine Hoffnung mehr gibt.“

Ich versuchte, den Schleim zu essen, doch es ging nicht. Jemand fütterte mich mit dem Löffel. Ich konnte das Essen nicht bei mir behalten. Dr. Aldea sagte: „Es tut mir leid, doch man besteht darauf. Du mußt in den Raum Nr. 4.“

Ich kam also mit meinen Leidensgenossen vom Karren wieder zusammen.

im Koma

Ich hätte eigentlich schon tot sein müssen. Wenn Gefangene an meinem Bett vorbeigingen, bekreuzigten sie sich. Die meiste Zeit lag ich in einem Koma. Wenn ich stöhnte, drehten mich die anderen auf die Seite oder gaben mir zu trinken.

Dr. Aldea konnte nur wenig helfen. „Hätten wir doch nur diese modernen Medikamente“, sagte er. „Streptomycin, eine neue amerikanische Entdeckung, soll Wunder gegen die Tuberkulose wirken. Doch die Partei behauptet, das alles sei nur westliche Propaganda.“

Die vier Männer, die mit mir zusammen in den Raum verlegt worden waren, starben während der nächsten vierzehn Tage. Ich selbst war zuweilen nicht

sicher, ob ich noch lebte oder schon tot war. In der Nacht schlief ich immer wieder für kurze Zeit ein, um von heftigen Schmerzstößen geweckt zu werden. Die anderen drehten mich jede Nacht durchschnittlich vierzigmal auf die Seite, um die Schmerzen zu lindern. Eiter floß mir aus dutzenden von offenen Stellen. Meine Brust war vor Eiter aufgedunsen, und auch die Wirbelsäule war in Mitleidenschaft gezogen. Fortwährend spuckte ich Blut.

Meine Seele war nur noch durch einen dünnen Faden mit dem Leib verbunden, und ich war bereits im Begriff, die sichtbare Welt zu verlassen. Ich fragte meinen Schutzengel: „Was bist du für ein Beschützer, wenn du mich nicht vor diesem Leiden und noch nicht einmal vor unchristlichen Gedanken bewahren kannst?“ In einem Aufflammen blendenden Lichtes, das nur eine tausendstel Sekunde zu dauern schien, sah ich ein Wesen mit vielen Armen wie Krishna und hörte seine Stimme: „Ich kann nicht alles für dich tun, was ich eigentlich sollte, ich bin auch nur ein Bekehrter.“

Zu dieser Zeit konnte ich mich weder an die Bibel, noch an irgendein Dogma erinnern. Mein Geist versagte mir den Dienst, und ich konnte mir kein objektives Urteil über diese Vision machen. Nur verschwommen tauchte es in meinem Gedächtnis auf, daß die orthodoxen Mystiker von Sonderfällen reden, bei denen abgefallene Engel in den Dienst Gottes zurückgebracht worden sind. Doch die Bekehrung kann die Wesensart solcher, die sehr böse gewesen sind, nicht vollständig ändern, selbst wenn sie gründliche Buße getan haben. Wie dem auch sei, in meiner Lage bot mir diese Vision eine entscheidende Hilfe. Sie gab mir eine Erklärung für die Leiden, die ich durchzustehen hatte.

Ich überlebte die erste Krise. Das Mitleid in den Augen von Dr. Aldea verwandelte sich allmählich in Verwunderung, weil ich immer noch am Leben blieb.

Obwohl ich keine Medikamente erhielt, begann das Fieber am Morgen für eine Stunde etwas herunterzugehen, meine Gedanken wurden klarer. Ich fing an, um mich zu blicken und nahm wieder von meiner Umgebung Notiz.

keiner starb als Atheist

In unserem Raum befanden sich zwölf eng nebeneinander gestellte Betten und einige kleine Tische. Die Fenster waren offen, und ich konnte Männer in einem Gemüsegarten arbeiten sehen. Hinter ihnen befanden sich hohe Mauern mit Stacheldraht. Es war sehr still. Hier gab es keine Alarmglocken, keine brüllenden Gefängniswärter — ja, überhaupt keine Wärter. Sie fürchteten die Ansteckung und hielten sich den Patienten so fern wie möglich. So wurde Tîrgul-Ocna „per distance“ verwaltet und wurde durch Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit eines der etwas weniger strengen Gefängnisse. Niemand sorgte oder tat etwas für uns. Wir trugen noch die Kleidung, in der wir verhaftet worden waren. In all den Jahren wurde sie immer wieder mit allem nur auffindbaren Zeug zusammengeflickt.

Strafgefangene brachten das Essen bis vor die Tür der politischen Abteilung. Von dort aus wurde es zu den einzelnen Zellen getragen. Wer gehen konnte, holte sich seine Ration selbst, die übrigen bekamen sie ans Bett. Es gab eine dünne Kohlsuppe, etwas weiße Bohnen oder eine Wassersuppe aus Hirse oder Mais. Einige der Insassen, die gut bei Kräften waren, konnten draußen ein Grundstück umgraben, die übrigen lagen auf ihren Pritschen und schlugen die Zeit mit Geschwätz tot. In Raum Nr. 4 jedoch herrschte eine andere Atmosphäre. Da ihn bisher niemand lebend verlassen hatte, wurde er „die Todeszelle“ genannt.

Dreißig Monate lang lag ich darin. Während dieser Zeit starben die Männer scharenweise, und ihren Platz

nahmen andere ein. Doch die Tatsache war bemerkenswert: Keiner von ihnen starb als Atheist. Faschisten, Kommunisten, Heilige, Mörder, Diebe, Priester, reiche Landbesitzer und die ärmsten aller Bettler waren in einer kleinen Zelle zusammengepfercht. Doch starb keiner von ihnen, ohne vorher sich mit Gott und Menschen versöhnt zu haben.

Viele betraten den Raum Nr. 4 als überzeugte Gottesleugner. Doch ich sah, wie ihr Unglaube angesichts des Todes stets in sich zusammenfiel. Wenn eine Katze über eine Brücke läuft, bedeutet das noch nicht, daß die Brücke tragfähig ist. Wenn aber ein Zug über sie fahren kann, dann ist sie es bestimmt. Wenn ein Mann sich Atheist nennt, während er mit seiner Frau bei Kaffee und Kuchen sitzt, so ist dies noch kein Beweis für den Atheismus. Eine echte Überzeugung muß enormen Zerreißproben standhalten können. Und dazu ist der Atheismus nicht in der Lage.

ein Judenmörder bekehrt sich

Der alte Filipescu liebte Shakespeare und trug oft einiges aus seinen Werken vor. Auch erzählte er uns zum Zeitvertreib aus seinem Leben. Seit fünfzig Jahren war er Revolutionär gewesen. Die erste seiner vielen Verhaftungen geschah 1907 wegen politischer Agitation. Doch 1948 holte ihn die kommunistische Geheimpolizei. „Ich habe für den Sozialismus gelitten, noch ehe Sie geboren waren“, sagte er zu den Männern, die ihn verhafteten. „Wenn das so ist“, gaben sie zurück, „hätten Sie sich den Kommunisten anschließen und die Ergebnisse des Sieges mit ihnen teilen sollen.“ „Ich sagte diesen Grünschnäbeln: ‚Der Sozialismus ist ein lebender Organismus mit zwei Armen: soziale Demokratie und revolutionärer Kommunismus. Schneidet man einen davon ab, ist der Sozialismus verstümmelt.‘ Darauf lachten sie nur.“

Filipescu war zu zwanzig Jahren verurteilt worden. Ein Wächter sagte ihm: „Sie werden im Gefängnis sterben.“ Darauf erwiderte er: „Man hat mich nicht zum Tode verurteilt, warum wollen Sie mich denn töten?“

Seine Karriere habe er als Schuster begonnen, erzählte er uns. Im Selbststudium hatte er sich eine große Allgemeinbildung angeeignet. Er bekannte sich zu den Lehren von Karl Marx über die Religion: Die Kirche mache mit den Unterdrückern gemeinsame Sache. Die Reichen unterhielten den geistlichen Stand nur, damit die Priester den Armen einredeten, daß sie ihren Lohn erst im Himmel bekämen.

Doch keiner kennt die Tiefen seines eigenen Herzens. So, wie viele Menschen sich für Christen halten, ohne es wirklich zu sein, sind auch etliche der Meinung, sie seien Atheisten und sind es gar nicht. Filipescu leugnete die Existenz Gottes. Doch, was er in Wirklichkeit leugnete, war nicht ein ewiges Wesen voller Gerechtigkeit und Liebe, sondern nur seine eigenen primitiven Vorstellungen darüber, nicht die Realitäten der Liebe, der Gerechtigkeit und der Ewigkeit. Ich sagte ihm das auf den Kopf zu.

„Ich glaube an Jesus Christus und liebe ihn als den größten aller Menschen“, sagte er. „Ich kann ihn mir aber nicht als Gott vorstellen.“

Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich ständig. Innerhalb der nächsten zwei Wochen hatte er mehrere Blutstürze. Dann kam das Ende. Ich hörte seine letzten Worte: „Ich liebe Jesus.“ In dieser Woche waren mehrere gestorben, und man warf ihn nackt in ein Massengrab, welches die Gefangenen gegraben hatten.

General Tobescu, ein ehemaliger Chef der Gendarmerie, ließ seine Stimme aus der anderen Ecke ertönen, als er davon hörte: „Das ist das Schicksal, das sich die westlichen Sozialisten selbst bereiten, wenn sie mit den Kommunisten gemeinsame Sache machen.“

Mein Nachbar, Abt Iscu von Tismana, bekreuzigte sich. „Immerhin sollten wir dankbar sein, daß er am Ende Gott gefunden hat“, sagte er.

Wachtmeister Bucur am anderen Ende des Raumes war damit nicht einverstanden: „Das stimmt nicht. Er sagte uns doch, daß er sich Christus nicht als Gott vorstellen könnte.“

Ich sagte: „Filipescu wird jetzt in der anderen Welt die Wahrheit erfahren haben; denn er liebte Jesus, der niemanden hinausstößt. Der Schächer, der sich auf Golgatha bekehrte, sprach auch von Jesus nur als von einem Menschen, und Jesus versprach ihm das Paradies. Ich glaube an die Göttlichkeit Jesu, aber ich glaube auch, daß er solche liebt, die das nicht verstehen.“

Bucur liebte niemanden, doch er war geradezu verliebt in seine eigene Vorstellung von einem Staat. Er selbst spielte darin die Rolle des Vizekönigs irgendeines Dorfes, in dem er vor seiner Verhaftung auf seine eigene Art Recht gesprochen hatte. Besonders liebte er es, jedermann zu erzählen, wie er als Gendarm Diebe und Bettler, ja sogar seine eigenen Männer geschlagen hatte, wenn sie nur gewagt hatten zu widersprechen. Juden zu schlagen, war seine besondere Spezialität. „Hinterher hatte keiner von ihnen auch nur eine Schramme“, erzählte er stolz, „man muß ihnen nur vorher Säcke mit losem Sand über den Rücken legen. Der Schmerz ist dann genauso schlimm, doch sie können sich nicht beschweren, da keine Spuren da sind.“

Bucur konnte es nicht begreifen, weshalb er unter dem neuen Regime abgesetzt worden war. Im Rahmen seines Dienstes wäre er bereit gewesen, die Antikommunisten mit der gleichen Wonne zu verprügeln wie früher die anderen.

Bucur war schwerkrank, doch er wollte es nicht zugeben. Als Dr. Aldea ihn eines Abends untersuchte, wurde er heftig. „Warum halten Sie mich hier eigent-

lich? Ich bin doch gar nicht so krank! Nicht wie diese anderen da.“

Aldea sah auf das Thermometer und schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte er, „es geht Ihnen bei weitem schlechter als den anderen. Sie sollten aufhören zu diskutieren und an Ihre Seele denken.“

Bucur war wütend. „Was denken Sie wer Sie sind?“ schrie er dem Arzt nach.

„Ich nehme an, daß Aldea jüdisches Blut hat“, sagte er dann. Das war das allerschlimmste, was Bucur von einem Menschen denken konnte.

Bucur stritt sich gern mit Moisescu, einem kleinen Juden in mittlerem Alter, dessen Bett neben dem seinen stand.

„Die Eiserne Garde wüßte schon, wie man mit solchen Leuten wie Ihnen umzugehen hat“, sagte er.

„Wissen Sie eigentlich“, antwortete Moisescu sanft, „daß ich als Mitglied der Eisernen Garde verhaftet wurde?“ Eine Lachwelle ging durch den Raum.

„Das stimmt“, protestierte er. „Nach dem Sturz der Eisernen Garde war es ein furchtbares Verbrechen, ein grünes Hemd im Besitz zu haben, weil es Teil ihrer Uniform war. Wir Juden hatten während ihrer Herrschaft so viel verloren, daß ich mir dachte, hier ist eine gute Gelegenheit: Ich kaufe alle grünen Hemden auf, die als Ladenhüter liegengeblieben sind, färbe sie blau und verkaufe sie wieder. Mein Haus war gerammelt voll mit sämtlichen grünen Hemden von ganz Bukarest, als die Polizei Haussuchung bei mir machte. Sie schenkten meinen Erklärungen keinen Glauben und wurde zu einem von der Eisernen Garde gestempelt. Auf diese Weise wurde ein Jude als ein Nazifreund ins Gefängnis gesteckt.“

Obwohl Bucur geräuschvoll erklärte, er sei ein entschiedener Christ, war sein Leben ein einziger Streit mit Gott. Er ging in die Kirche, fand aber dort keine Hilfe.

Die Priester in seinem Dorf waren keine Verkündiger des Glaubens, sondern Zeremonienmeister. Er konnte weder begreifen, warum er soviel durchmachen mußte und nun im Sterben lag, noch verstand er, was wahrer Glaube bedeutet.

Ich sagte zu ihm: „Sie werden jetzt denken, Ihre Lage sei hoffnungslos. Doch die Nacht ist am dunkelsten kurz vor dem Sonnenaufgang. Christen glauben, daß der Morgen kommen wird. Glauben kann durch die Worte „obwohl“ und „dennoch“ ausgedrückt werden. Im Buch Hiob steht: „Obwohl der Herr mich geschlagen hat, will ich ihm dennoch vertrauen.“ Diese beiden Worte kommen in der Bibel häufig nebeneinander vor. Sie sollen uns helfen, auch in den dunkelsten Augenblicken zu glauben.“

Bucur freute sich, daß sich jemand für ihn interessierte; doch Reue über die Grausamkeiten und Übeltaten seiner Vergangenheit zeigte er erst, als es ihm aufging, daß Dr. Aldea recht gehabt hatte. Es ging schnell mit ihm zu Ende. Er sagte mit ängstlicher Stimme: „Ich sterbe für mein Vaterland.“

Stundenlang war er bewußtlos. Als er zu sich kam, sagte er: „Ich möchte beichten! Vor euch allen. Ich habe so viel gesündigt. Ich kann nicht sterben im Gedanken daran.“ Seine Stimme wurde seltsam ruhig. Er sagte uns, er hätte Juden scharenweise getötet; nicht, weil es ihm befohlen worden war, sondern weil er wußte, daß niemand ihn bestrafen würde. Er hatte Frauen gemordet und einen zwölfjährigen Jungen. Er war blutdürstig wie ein Tiger gewesen.

Als er damit zu Ende war, murmelte er: „Herr Wurmbrand wird mich jetzt hassen.“

„Nein“, erwiderte ich, „Sie selbst hassen diese Kreatur, die gern tötete. Sie haben sich bekehrt und sich von ihr losgesagt — Sie sind kein Mörder mehr. Ein Mensch kann wiedergeboren werden.“

Am nächsten Morgen flackerte seine Lebensflamme immer noch, wenn auch nur schwach. „Ich habe gestern nicht alles gesagt“, erklärte er, „ich hatte Angst.“

Er hatte Kinder in den Armen ihrer Mütter erschossen. Wenn die Munition ausgegangen war, schlug er sie mit dem Gewehrkolben zu Tode. Seine entsetzliche Geschichte schien endlos zu sein, doch schließlich war es überstanden, und er fiel in Schlaf. Sein Atem ging röchelnd und unregelmäßig. Die Brust hob und senkte sich, als bekäme er nicht genug Luft. Wir alle waren still. Seine Hände klammerten sich immer wieder an die Steppdecke und umfaßten schließlich das kleine Kreuz an seinem Hals. Ein gequältes Röcheln kam aus seiner Kehle, dann hörte er auf zu atmen.

Jemand sagte einem Gefangenen im Korridor Bescheid. Zwei Männer kamen herein, um Bucurs Leichnam zu holen. Die Strahlen der Morgensonne fielen durch das Fenster auf sein Gesicht. Seine Augen waren geschlossen. Die harten Falten um den Mund hatten sich gelöst. Im Tod drückten seine Züge großen Frieden aus, wie er ihn in seinem Leben nie gekannt hatte.

der wandernde Zucker

Gefangene aus anderen Zellen kamen oft in den Raum Nr. 4. Sie blieben über Nacht, halfen den Sterbenden und versuchten, uns zu trösten.

Zu Ostern brachte einer dieser Freunde etwas in Papier gewickeltes an: Es war für Valeriu Gafencu bestimmt, der ein ehemaliges Mitglied der Eisernen Garde war. Beide Männer stammten aus derselben Stadt. „Es ist eingeschmuggelt worden“, sagte er. „Machen Sie es auf.“

Gafencu entfernte das Papier, zum Vorschein kamen zwei Stücken weißer, glitzernder Substanz: Zucker! Wir alle hatten schon seit Jahren kein Stück Zucker mehr gesehen, und unser ausgehungertes Körper lechzte da-

nach. Aller Augen waren auf Gafencu und die Kostbarkeit in seiner Hand gerichtet. Langsam wickelte er sie wieder ein.

„Ich werde es noch nicht essen“, sagte er, „heute während des Tages mag es einem von uns noch schlechter gehen als mir. Doch vielen Dank!“ Er legte das Geschenk sorgsam neben sein Bett, und da blieb es auch.

Einige Tage später stieg mein Fieber, und ich wurde sehr schwach. Der Zucker wurde von Bett zu Bett gereicht, bis er bei mir anlangte.

„Ich schenke es Ihnen“, sagte Gafencu. Ich bedankte mich, ließ jedoch den Zucker unangerührt für den Fall, daß ihn jemand am nächsten Tag noch mehr benötigte. Als die Krise vorüber war, gab ich ihn an Soteris weiter, den älteren der beiden griechischen Kommunisten. Es stand sehr ernst um ihn.

Zwei Jahre lang wanderte der Zucker im Raum Nr. 4 von Mann zu Mann (ich hatte ihn noch zweimal gehabt), doch jedesmal fand der Leidende die Kraft, ihn nicht anzurühren.

Soteris und Glafkos waren kommunistische Guerillakämpfer, die am Ende des griechischen Bürgerkrieges nach Rumänien geflohen waren. Wie viele ihrer Kumpane waren sie wegen mangelhaften Kampfeinsatzes verhaftet worden. Jetzt wurden sie nicht müde, sich ihrer Heldentaten zu rühmen, die sie vollbracht haben wollten, ehe die Wogen des Krieges gegen sie schlugen. Sie hatten die berühmten Klöster auf dem Berg Athos geplündert. Alles, was sie mitnehmen konnten, hatten sie zusammengerafft und alles, was sie zurücklassen mußten, kurz und klein geschlagen. Frauen dürfen Athos nicht betreten, und viele von den zweitausend Mönchen hatten jahrelang keine Frau mehr gesehen. „Wir hatten eine Gruppe von Partisanenmädchen mitgenommen“, sagte Soteris. „Ihr hättet sehen sollen, wie diese alten Knaben wegrannten.“

Solange Soteris noch Witze machen konnte und die Hoffnung hatte, am Leben zu bleiben, war er auf seine gottlose Gesinnung stolz gewesen. Doch als er dem Tode nahe war, schrie er zu Gott um Hilfe. Nur die murmelnde Stimme des Priesters, der die Verheißungen göttlicher Vergebung wiederholte, konnte ihn zur Ruhe bringen. Doch dann brachte auch er die große seelische Kraft auf, auf die beiden Stückchen Zucker zu verzichten.

Ein Gefangener aus einer anderen Zelle, der häufig kam, um uns zu helfen, bereitete seinen Körper für das Begräbnis vor. Dieser Mann wurde von allen respektvoll „Herr Professor“ genannt. Sein Name war Popp. Nur selten sah man seine gebeugte Gelehrtengestalt ohne Begleitung. Meist hatte er jemanden bei sich, den er gerade in Geschichte, Französisch oder in irgendeinem anderen Fach unterrichtete.

„Wie kommen Sie nur ohne Schreibmaterial zurecht?“ fragte ich ihn einmal. „Wir reiben den Tisch mit einem Stück Seife ein und schreiben die Worte mit einem Nagel“, erklärte er. Als ich seine Ausdauer bewunderte, kam in seine unschuldigen blauen Augen ein Leuchten: „Früher war meine Überzeugung, daß ich lehren muß, um Geld zu verdienen. Das Gefängnis brachte mir die Erfahrung, daß ich lehre, weil ich meine Schüler liebe.“

„Sie haben also eine innere Berufung, wie die Priester es nennen.“ „Nun“, gab er zur Antwort, „hier zeigt es sich wohl, was in einem jeden steckt.“

Als ich ihn fragte, ob er ein Christ sei, machte er einen niedergeschlagenen Eindruck. „Herr Pfarrer, ich bin zu oft enttäuscht worden. In dem Gefängnis Ocnele-Mari, wo ich zuletzt war, sollte die Kirche in einen Lagerraum umgewandelt werden. Man suchte nach jemandem, der das Kreuz vom Kirchturm herunterreißen sollte. Doch keiner dachte daran, es zu tun.“

Der sich dann schließlich dazu bereit erklärte, war ein Priester.“

Ich sagte ihm, daß nicht jeder ordinierte Pfarrer ein priesterliches Herz habe. Nicht alle, die sich Jünger Jesu nennen, seien es im wahren Sinne des Wortes. „Ein Mann, der einen Friseur aufsucht, um sich rasieren zu lassen, oder der bei einem Schneider einen Anzug bestellt, ist kein Jünger, sondern ein Kunde. Solche, die lediglich deshalb zum Heiland kommen, um errettet zu werden, sind seine Kunden, und nicht seine Jünger. Jünger ist einer, der zu Jesus sagt: ‚Ich sehne mich danach, die gleiche Arbeit zu tun wie du, von Ort zu Ort zu gehen und den Menschen ihre Angst wegzunehmen; ihnen dafür Freude, Wahrheit und das ewige Leben zu bringen!‘“

Popp lächelte. „Was ist aber mit solchen, die erst in der elften Stunde Jünger werden? Ich habe oft darüber gestaunt, daß sehr viele überzeugte Atheisten am Ende ihres Lebens gläubig wurden.“

Ich sagte: „Unser Geist bringt nicht immer die gleiche Leistung auf. Es kann vorkommen, daß ein Genie auf einmal Unsinn redet oder sich mit seiner Frau überwirft. Doch danach kann man ihn nicht beurteilen. Erst wenn ein Mensch sich auf einem gewissen Höhepunkt seiner Leistung befindet, kann man erkennen, was er geistig herzugeben vermag, vor allem, wenn es darum geht, einen Ausweg aus einer bedrohlichen Krise zu finden. In dem Augenblick, wo der Geist die Todesschwelle überschreiten muß, fällt die atheistische Fassade fast immer in sich zusammen.“

„Und was sagen Sie dazu, daß ein Mann wie Wachtmeister Bucur das Bedürfnis hat, seine Verbrechen öffentlich zu bekennen?“ Ich erwiderte: „Früher habe ich einmal in der Nähe einer Eisenbahnlinie gewohnt. Am Tage hörte ich die Züge nie, weil der Lärm der Stadt alles übertönte. In der Nacht aber hörte ich ihr Pfei-

fen ganz deutlich. So kann auch der Lärm des Lebens uns taub machen für die leise Stimme des Gewissens. Doch wenn der Tod naht, in der Stille einer Gefängniszelle, gibt es keine Ablenkung mehr. Manch einer, der die Stimme seines Gewissens noch nie gehört hat, vernimmt sie dann auf einmal ganz klar.“

Der Abt erzählte: „In Aiud, wo ich zuletzt im Gefängnis war, befand sich ein bedauernswerter Mörder in Einzelhaft. In der Nacht lief er ständig umher und schrie: ‚Wer ist in der Zelle nebenan? Weshalb hört er nicht auf, an die Wand zu klopfen?‘“

„Ja, und?“ fragte Popp.

„Die Zelle nebenan war leer!“

„Ich weiß noch etwas Besseres“, ereiferte sich Moisescu, „da, wo ich zuletzt war, hatten wir einen von der Eisernen Garde, der einen Rabbiner umgebracht hatte. Dieser Mann glaubte fest, der Rabbiner reite auf seinen Schultern und schlage ihm die Sporen ins Fleisch.“

... das habt ihr mir getan

Da ich nicht mehr die Kraft hatte, mich allein zu waschen, übernahm Prof. Popp diese Aufgabe. Ich wollte wissen, ob es in seiner Gefängnisabteilung Duschen gäbe.

„O ja“, sagte er, „in der rumänischen Volksrepublik haben wir die modernsten Ausstattungen. Das einzig Schlimme an ihnen ist nur, daß sie nicht funktionieren. Die Duschen stehen seit Jahren trocken.“ Er richtete sich auf und fuhr fort: „Haben Sie schon davon gehört, wie ein Kommunist und ein Kapitalist starben und sich in der Hölle trafen? Sie sahen zwei Tore vor sich. Auf dem einen stand ‚Kapitalistenhölle‘, das andere war mit ‚Kommunistenhölle‘ beschriftet. Obwohl die Männer Klassenfeinde waren, steckten sie ihre Köpfe zusammen, um zu beraten, was nun vorteil-

hafter wäre. Da sagte der Kommunist: „Genosse, wollen wir doch lieber in die kommunistische Abteilung gehen. Wenn es dort Kohle gibt, dann gibt es bestimmt keine Streichhölzer. Haben sie Streichhölzer, dann ist keine Kohle da. Und selbst für den Fall, daß sowohl Kohle als auch Streichhölzer da sein sollten, kann man sicher gehen, daß der Ofen kaputt ist!“

Der Professor fuhr fort, mich zu waschen, während die anderen lachten. Der Bauer Aristar sagte: „Die ersten Kommunisten waren Adam und Eva.“

„Weshalb?“ fragte Popp interessiert.

„Nun, sie hatten keine Kleider, kein Haus, aßen beide von einem Apfel und dachten trotzdem, sie seien im Paradies.“

Das Geschichtenerzählen war für uns von großer Wichtigkeit. Die Männer lagen den ganzen Tag da und dachten nur über ihr Unglück nach. Jeder, der ihnen helfen konnte, ihre Lage zu vergessen, vollbrachte einen Akt der Barmherzigkeit.

Krank und schwindelig vor Hunger gab ich dennoch oft stundenlang etwas zum Besten. Denn eine Geschichte konnte so gut wie eine Scheibe Brot einen Menschen am Leben erhalten. Als Popp mich einmal zu überreden versuchte, meine Kräfte zu schonen, sagte ich, heute morgen würde meine Kraft für noch eine Anekdote reichen.

„Der Talmud erzählt uns von einem Rabbi. Dieser ging gerade auf der Straße, als er die Stimme des Propheten Elia hörte. ‚Obwohl du fastest und betest, hast du doch keinen so hohen Platz im Himmel verdient, wie die beiden Männer, die gerade auf der andern Straßenseite gehen‘. Der Rabbi rannte hinter den Fremdlingen her und fragte: ‚Gebt ihr viel Almosen?‘ Die beiden lachten: ‚Nein! Wir sind selbst Bettler.‘ ‚Dann betet ihr vielleicht den ganzen Tag?‘ ‚Nein! Wir

sind ungelernte Leute, wir wissen nicht, wie man beten soll.' ,Dann sagt mir, was ihr tut!' ,Wir machen Witze, wir bringen traurige Leute zum Lachen'."

Popp sah überrascht auf: „Wollen Sie uns damit sagen, daß solche, die andere zum Lachen bringen, im Himmel größere Ehren empfangen als solche, die fasten?“

„So lehrt das Buch der jüdischen Weisheit, der Talmud. Doch auch in der Bibel können wir im zweiten Psalm lesen, daß Gott selbst manchmal lacht.“

Popp half mir, mich wieder anzuziehen. „Hier würde er nicht viel zum Lachen finden“, sagte er, „aber wo ist Gott, Herr Pfarrer? Und weshalb hilft er uns nicht?“

Ich sagte: „Ein Pfarrer wurde einmal zu einem Sterbenden gerufen. Dort sah er, wie die Mutter ihre weinende Tochter zu trösten versuchte. Das Mädchen fragte: ‚Wo ist der schützende Arm Gottes, von dem Sie predigen, Herr Pfarrer?‘ Er gab zur Antwort: ‚Er befindet sich auf Ihrer Schulter in der Gestalt des Armes Ihrer Mutter‘.

Christus begegnet uns im Gefängnis auf vielfältige Weise. Wir können ihn erstens in den gläubigen Ärzten erkennen. Sie werden geschlagen und gemein behandelt, doch sie helfen uns immer weiter. Mancher der offiziellen Ärzte in Vacaresti hat Medikamente hereingeschmuggelt und dafür zehn Jahre Gefängnis bekommen.

Ferner ist Christus hier in der Person der Priester und Pastoren, die durch ihre Arbeit helfen, die Lasten anderer zu erleichtern. Ebenfalls in allen Christen, die Nahrungsmittel und Kleidung spenden und den Menschen helfen, die schlechter dran sind als sie selbst.

Außerdem haben wir ihn in Form von solchen, die uns über Gott belehren und von denen, die lustige Ge-

schichten erzählen. Auch ist Jesus Ihnen nicht nur in denen nah, die Ihnen dienen, sondern auch in der Gestalt solcher, die Ihren Dienst brauchen.

Jesus sagt uns, daß beim Gericht Gott die Guten von den Bösen zu seiner Rechten und zu seiner Linken scheidet. Jesus wird zu denen zu seiner Rechten sagen: ‚Kommt und ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherbergt; nackt, und ihr habt mich bekleidet; krank, und ihr habt mich besucht; ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.‘ Die Guten werden fragen: ‚Herr, wann haben wir das alles getan?‘ Und Christus wird antworten: ‚Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.‘

Gafencu war schon so lange im Gefängnis, wie er erwachsen war. Wie die anderen Mitglieder der Eisernen Garde, eine der Deutschen National-Sozialistischen Partei ähnliche rumänische Organisation, die für den christlichen Glauben gewonnen wurden, konnte er nicht genug tun, um seine früheren Fehler wieder gutzumachen. Jeden Tag war er uns ein Beispiel, indem er einen Teil seiner spärlichen Ration auf die Seite legte, um dem Schwächsten unter uns zu helfen. Seinen Antisemitismus hatte er völlig abgelegt. Einmal kamen einige der früheren Eisengardisten in den Raum Nr. 4, um ihn zu besuchen. Plötzlich platzte Gafencu mit der Äußerung heraus: „Ich fände es gut, wenn unser Land ausschließlich von Juden regiert würde.“ Seine Freunde waren peinlich berührt und starrten ihn entsetzt an. „Jawohl“, sagte Gafencu ruhig, „der Premierminister, Gesetzgeber, Leute im öffentlichen Dienst — mit einem Wort — alle nur Juden! Ich würde nur eine Bedingung stellen: es müßten Männer wie die alten jüdischen Führer sein, wie Joseph, Moses, Daniel, Petrus, Paulus.“

Denn noch mehr solche Juden wie Anna Pauker in der Regierung, und Rumänien ist erledigt.“

Gafencu war neunzehn Jahre alt, als er ins Gefängnis kam. Seine Jugend war vergangen, ohne daß er je ein Mädchen gekannt hatte. Wenn andere über Sex sprachen, fragte er: „Wie ist das?“

„Mein Vater wurde von den Russen aus Bessarabien deportiert“, erzählte er mir eines Tages. „Wir hatten nie genug zu essen. In der Schule wurde ich geschlagen und dann ins Gefängnis gesteckt, weil ich mich der Eisernen Garde angeschlossen hatte. Ich bin nie auch nur einem einzigen guten, wahrhaftigen, liebevollen Menschen begegnet. Deshalb sagte ich mir: ‚Das mit Christus ist nur eine Legende. Heute gibt es keinen solchen Menschen auf der Welt, und ich glaube nicht, daß es ihn je gegeben hat.‘ Doch als ich einige Monate im Gefängnis verbracht hatte, mußte ich zugeben, daß ich mich geirrt hatte. Ich habe kranke Menschen kennengelernt, die ihre letzte Brotkruste weggeben konnten. Ich war mit einem Bischof zusammen in einer Zelle; dieser Mann war von solcher Güte, daß man das Gefühl hatte, es genüge, sein Kleid zu berühren, um geheilt zu werden.“

Gafencu war schon ein Jahr im Raum Nr. 4. Während dieser ganzen Zeit konnte er nicht auf dem Rücken liegen, es war zu schmerzhaft. Ständig mußte er auf Strohpolstern gestützt sitzen. Mit jedem Tag mehr verlor er die Kontrolle über seinen Körper. Oft machte er unter sich. Dann mußte er warten, manche Nacht stundenlang, bis jemand kam und ihn saubermachte.

Patienten aus anderen Zellen, die besser bei Kräften waren, mußten für solche unter uns die Wäsche waschen, die sich nicht mehr helfen konnten. Sie schrubbten Hemden, Unterwäsche, Kissenbezüge und manches Mal bis zu zwanzig Bettlaken am Tag. Sie taten es, obwohl sie im Hof erst Eis brechen mußten, um Wasser zu be-

kommen. Meine eigenen Sachen starrten immer von Eiter und Blut. Doch wenn ich den Versuch machte, einen dieser Freunde daran zu hindern, sie zu waschen, wurde er böse.

Gafencu klagte nie. Sehr still saß er in seinem Bett, nickte hin und wieder ein wenig zustimmend mit dem Kopf oder sagte ein Wort des Dankes. Als es bekannt wurde, daß er nicht mehr lange zu leben hatte, versammelten sich seine alten und neuen Freunde mit Tränen in den Augen um sein Bett. Seine letzten Worte waren: „Der Geist Gottes begehrt uns eifersüchtig für sich selbst.“

Als er gestorben war, knieten die anderen nieder und beteten. Ich sagte: „Es ist das Wort Jesu, daß die Saat keine Frucht bringen kann, wenn sie nicht in die Erde fällt und stirbt. Wie der Same als Blume wieder zum Leben erweckt wird, so wird der Mensch, dessen vergänglicher Leib stirbt, in einem geistlichen Leib auf-erweckt. Und sein Herz, welches erfüllt war mit christlichen Leitbildern, wird gewiß Frucht bringen.“

Nachdem ein Priester ein Gebet gesprochen hatte, wurde Gafencu in sein Bettlaken gehüllt und in die Leichenhalle getragen. Während der Nacht wurde er von den kriminellen Häftlingen, die immer diese Arbeit verrichteten, in einem Massengrab beerdigt.

die Parteilinie

Der stete Zug der Neuankömmlinge in Tîrgul-Ocna hielt uns über die Ereignisse in der Außenwelt auf dem Laufenden. Manchmal hatten wir den Eindruck, daß wir im Gefängnis kaum schlechter dran waren als die „freien“ Arbeiter und Bauern. Die Löhne waren noch nie so niedrig gewesen. Offiziell war der Achtstundentag eingeführt worden. Doch, um seine Norm zu erfüllen, mußte man nicht selten zwölf Stunden arbeiten. Die anschließenden „freiwilligen“ Überstunden und

marxistischen Lehrgänge ließen für das Familienleben keine Zeit mehr übrig. In jeder Wohnung hausten ohnehin zwei oder mehr Familien.

Streiks waren verboten. Einer der Neuankömmlinge, ein alter knurriger Gewerkschaftler namens Boris Matei, sagte zu mir: „Vor vierzig Jahren hatten sie mich ins Gefängnis gesteckt, weil ich für den Achtstundentag gekämpft hatte, und jetzt, da wir eine kommunistische Regierung haben, muß ich im Gefängnis vierzehn Stunden am Tag arbeiten.“ Sein Verbrechen bestand darin, daß er an den Parteichef Gheorghiu-Dej einen anonymen Brief geschrieben hatte. Er protestierte im Namen seiner Arbeitskollegen gegen die äußerst schlechten Arbeitsbedingungen und sagte, daß sie in jedem kapitalistischen Land berechtigt gewesen wären, ihre Arbeit niederzulegen. Die Geheimpolizei kam zu dem Güterwagen-Depot, wo er arbeitete. Sie nahmen Handschriftproben von sämtlichen 10 000 Arbeitern. Nach einem wochenlangen Untersuchungsverfahren wurde Boris beschuldigt, einen Streik vorbereitet zu haben und wurde zu fünfzehn Jahren Gefängnis wegen geplanter Sabotage verurteilt.

Die marxistische Überzeugung von Boris blieb unerschüttert. Er empfand keine Sympathie für die Gruppen von Andersgesinnten, wie etwa Freimaurer, Theosophen und Spiritisten, mit denen er im Gefängnis war. Auch für Dichter und Schriftsteller, die wegen ihrer Unabhängigkeitsideen eingesperrt waren, empfand er kein Mitleid. Man hatte sie alle der Reihe nach zum Parteipräsidium vorgeladen. Sie hatten ihre Richtlinien empfangen und hätten es besser wissen müssen, als dem Gespenst der objektiven Wahrheit nachzujagen.

Boris führte an, Lenin habe in seinen Büchern besonders betont, wie wichtig es sei, im Leben einen Standpunkt zu finden und bei diesem Standpunkt zu bleiben.

„Sie meinen die Parteilinie?“ fragte ich. „Aber diese Doktrin stellt alle philosophischen Begriffe auf den Kopf. Wenn ich diese Zelle von meinem Bett aus betrachte, kann ich nur das Fenster sehen. Von Ihrem Platz aus würde ich die Tür sehen. Schau ich auf den Fußboden, kann mein Auge die Decke nicht erfassen. Jeder Gesichtspunkt ist eigentlich ein Blindheitspunkt, weil es Ihnen das Sehen von anderen Standpunkten aus total unmöglich macht. Wir können die Wahrheit nur finden, wenn wir sämtliche Gesichtspunkte verlassen und die Intuition des Ganzen haben. Paulus sagt: ‚Die Liebe glaubt a l l e s‘, und nicht nur das, wovon diese oder jene Gruppe überzeugt ist.“

Doch als ich auf den Glauben zu sprechen kam, wurde Boris böse. „Es gibt keinen Gott und keine Seele, nur die Materie existiert. Ich fordere Sie auf, das Gegenteil zu beweisen!“

Ich sagte, er würde gewiß seine Argumente dem gleichen kommunistischen Lehrbuch entnehmen, in dem ich folgende Definition eines Kusses gefunden hätte: „Ein Kuß ist eine Berührung von zwei Lippenpaaren mit gegenseitiger Übertragung von Mikroben und Kohlendioxyd.“ „Die Liebe, die Sehnsucht oder auch die Falschheit, die der Kuß ausdrücken kann, hat in Ihrer Philosophie keinen Platz. Das Überbetonen der materialistischen Seite des Lebens bringt gefährliche seelische Verarmung mit sich. Das nimmt dem Arbeiter die Liebe zu seiner Arbeit, so daß die schlechte Qualität der Erzeugnisse aus den kommunistischen Ländern sprichwörtlich geworden ist.“

Boris erwiderte: „Ich weiß, daß man sagt, der Sabbat sei für den Menschen gemacht und nicht der Mensch für den Sabbat. Aber wir alle sind zum Wohl des Staates da. Der Verlust von persönlicher Freiheit und Privatigentum sind Schritte auf dem Weg zum Weltfrieden.“

Ich dachte, sogar ein Hund würde gegen jeden kämpfen, der versucht, ihm seinen Knochen zu nehmen. Doch wenn eine Gefängnisstrafe von fünfzehn Jahren Boris von seinen Illusionen nicht zu heilen vermocht hatte, würde Diskutieren auch nichts helfen. Vielleicht war er auch eine Spätausgabe von einem Spitzel.

Denunzieren hatte sich wie eine Seuche verbreitet. Wenn man über Gott sprach oder laut betete, war es bereits ein Grund, um angezeigt zu werden. Sogar das Lernen oder Lehren einer Fremdsprache genügte schon. Außerhalb des Gefängnisses war es manchmal ein Freund, von dem man denunziert wurde; oder ein Sohn, ein Vater, die Ehefrau oder der Ehemann. Man wurde mit grausamer Härte zum Denunzieren gezwungen. Es war tatsächlich so, daß die Spitzel für die sogenannten „freien“ Menschen eine drohendere Gefahr darstellten als für solche, die bereits hinter Gittern saßen. Im Raum Nr. 4 konnte man mehr offene Reden hören als irgendwo sonst in Rumänien, da ja keiner von uns lange zu leben hatte.

ein Stalinwitz

Man feierte die „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“, die Revolution vom November 1917. Um dieses Tages ehrend zu gedenken, erzählte Prof. Popp folgende Anekdote: „Die erste Jahresfeier des bolschewistischen Triumphes begingen die neuen Herrscher, indem sie eine Jagd in einem Wald in der Nähe Moskaus veranstalteten. Als sie dann bei einem Lagerfeuer eine Ruhepause machten, fragte Lenin: ‚Sagt mir, Genossen, was haltet ihr für das größte Vergnügen im Leben?‘

‚Krieg‘, sagte Trotzki.

‚Frauen‘, sagte Zinowjew.

‚Rhetorik, die Macht, die Massen im Bann zu halten‘, meinte Kamenew.

Stalin war wie immer wortkarg, doch Lenin bedrängte ihn: „Laß uns deine Meinung hören.“

Schließlich gab Stalin von sich: „Keiner von euch kennt das wahre Vergnügen; ich will es euch sagen. Es ist, jemanden zu hassen, aber jahrelang vorzugeben, sein bester Freund zu sein, bis sein Haupt eines Tages vertrauensvoll an deiner Brust ruht, und dann ihm das Messer in den Rücken zu jagen! Ein höheres Vergnügen gibt es nicht auf der Welt.“

Lange herrschte Stille. Damals war uns schon einiges von Stalins Ruchlosigkeiten bekannt. Der Rest, der nach seinem Tod von seinen eigenen Leuten in die Öffentlichkeit gebracht wurde, bestätigte diese gruselige Geschichte.

Um die Stimmung ein wenig wieder zu heben, erzählte ich einen Stalin-Witz: „Die begeisterten Frauen aus dem Banat (eine Provinz Rumäniens) sprachen sich voller Lob über die kommunistische Machtübernahme in Rumänien aus. Die eine sagte: ‚Genosse Stalin hat unser Leben völlig verändert.‘ Die andere fügte hinzu: ‚Er hat uns erlöst von der Last, unser Vieh versorgen zu müssen, indem er sie alle ins Kollektiv brachte.‘ Die Dritte meinte: ‚Es ist gewiß leichter, den Ehemann zu betrügen, wenn er im Gefängnis sitzt, als wenn er zuhause wäre.‘ Und so entschlossen sie sich, Stalin zu seinem 70. Geburtstag aus Dank ein Geschenk zu machen. Sie webten zwei Meter von dem kostbaren Stoff, der nur zum Nähen von rumänischen Trachten gebraucht wird, und sandten ihn zum Kreml. Stalin war überglücklich.

‚Sieh doch, wie diese Rumänen mich lieben‘, sagte er zu Molotow. ‚Als Gegengeschenk werde ich mich im rumänischen Nationalkostüm fotografieren lassen und das Bild am 10. Mai, ihrem großen Feiertag, veröffentlichen. Ich habe ihr Land besiegt, jetzt will ich ihre Herzen besiegen!‘

Doch als der Kremlschneider den Stoff sah, schüttelte er den Kopf: ‚Genosse Stalin, Sie sind ein so großer Mann, und es ist eine so komplizierte Kleidung mit vielen Falten und Plissees. Ich müßte noch mindestens zwei Meter mehr für die Hosen haben.‘

‚Was?‘ schrie Stalin, ‚du wagst, mit mir zu feilschen? Mach, daß du rauskommst und den Rock nähst!‘

Doch, da er es nicht konnte, wurde der Schneider erschossen.

Alle Schneider in Moskau sagten Stalin, daß für einen solch großen Mann wie ihn zwei Meter nicht genug seien. Nachdem hundert Schneider bereits erschossen waren, riskierte Molotow ein Wort. ‚Genosse Stalin! Unsere marxistischen Theorien enthalten alle Weisheit der Welt, doch ich habe gehört, daß gewisse Rabbiner noch eine besondere Weisheit besitzen. Wir wollen einen von ihnen um Rat bitten.‘

Ein Rabbiner wurde geholt und sagte sofort: ‚Ich weiß den richtigen Schneider für Sie, er heißt Isaak Cohen und lebt in New York.‘

‚Ruf ihn hierher‘, sagte Stalin.

‚O, er wird nicht kommen, er ist viel zu schlau‘, sagte der Rabbi.

‚Nun‘, dachte Stalin, ‚um die Herzen des ganzen rumänischen Volkes zu gewinnen, werde ich nach New York fahren.‘ Der Rabbiner gab ihm die Adresse. Am Broadway Nr. 356 sah er die Neonreklame von Cohens Geschäft. Er ging hinein und erzählte die ganze Geschichte.

‚Ich werde Ihnen alles zahlen, was Sie fordern‘, versprach Stalin. ‚Es kommt ja schließlich nicht aus meiner Tasche, das rumänische Volk wird bezahlen.‘

Nachdem Isaak Maß genommen hatte, sagte er: ‚Hören Sie, Mister, ich werde Ihnen eine vollständige Nationaltracht mit einer Hose zum Wechseln machen

und gebe Ihnen noch einen halben Meter zurück für den Fall, daß es mal zum Flicken kommt.'

Stalin war sprachlos: ‚Wieso bringen Sie das fertig, nachdem alle meine eigenen Schneider behauptet haben, ich sei ein so großer Mann, daß man von zwei Metern kaum die Jacke nähen könne?‘

Isaak Cohen meinte: ‚In Rußland sind Sie vielleicht ein großer Mann. Aber hier bei uns sind Sie so klein, daß zwei Meter mehr als genug sind!‘

Teufliches

Seit einiger Zeit waren beängstigende Gerüchte im Umlauf. Man sprach von einem Umschulungssystem für Gefangene. In den Gefängnissen von Soceava und Pitesti sei es angewandt worden. Diese Umschulung wurde nicht mit Hilfe von Büchern ausgeführt, sondern durch Schläge. Die „Lehrkräfte“ waren gewöhnlich geschulte Mitglieder der Eisernen Garde, die in der „Organisation für Gefangene mit kommunistischer Überzeugung“ (GKÜ) zusammengefaßt waren. Wir hörten Namen wie Turcanu, Levitkij und Formagiù als die Anführer dieser Gruppe. Allem Anschein nach benahmen sie sich wie die Wilden.

Wir fürchteten, daß diese Methode auch bei uns eingeführt werden sollte, doch Boris spottete nur darüber. Er konnte sich nicht denken, daß seine ehemaligen Verbündeten der Linken Greuertaten zulassen würden.

„Sie wissen, daß Terror niemals Ideen vernichten kann“, sagte er. „Das schrieb der sozialdemokratische Denker Karl Kautsky zu Beginn der russischen Revolution.“

„Ja“, sagte ich, „ich kann mich auch erinnern, was Trotzki, der damals Kriegsminister war, geantwortet hat: ‚Herr Kautsky, Sie ahnen nicht, welchen Terror wir anwenden werden.‘ Es ist eine Ironie, daß Trotzki

eigene Ideen in Rußland genau so wirksam durch Terror ausgemerzt worden sind wie der Kapitalismus.“

Der Abt sagte: „Ich fürchte, daß Terror und Folter, lange und mit Grausamkeit angewendet, jedes Menschen Widerstand zu brechen imstande sind, wenn Gott nicht ein Wunder tut.“

„Ich glaube nicht an Wunder“, sagte Boris, „ich werde schon ohne sie fertig werden. Bis jetzt hat noch nichts meine Überzeugung erschüttert.“

Die Stimmung im Gefängnis sank jedoch erheblich nach dem kurzen Besuch des „Umschulungsleiters“ Formagiù aus Pitesti. Er hatte Instruktion erhalten, das System bei uns einzuführen. Bis jetzt wurde man zwar die meiste Zeit des Tages gequält, doch man wußte, daß früher oder später die Wächter essen oder schlafengehen würden. Nun waren „Gefangene mit kommunistischer Überzeugung“ unter uns. Sie hatten Macht, zu schlagen und zu quälen, wen sie wollten. Gummipeitschen waren ihre Werkzeuge. Die Regierung hatte eine Auslese unter den schlimmsten und gewalttätigsten Gefangenen getroffen. Vor ihnen gab es kein Entrinnen. Auf alle fünfzig Gefangenen kam eine Gruppe von zehn bis zwanzig „GKÜ“-Männern, deren Anzahl ständig wuchs. Wer sich bereit erklärt hatte, ein Kommunist zu werden, mußte seine „Bekehrung“ dadurch unter Beweis stellen, daß er andere auf die gleiche Art und Weise „bekehrte“.

Grobe Gewalttätigkeiten wechselten mit Sitzungen von mehr verfeinerter Grausamkeit ab. Sie wurden unter ärztlicher Kontrolle durchgeführt, um sicherzustellen, daß der jeweilige Gefangene nicht starb. Oft waren die Ärzte selbst GKÜs. Ich kannte z. B. einen Dr. Turcu. Nachdem er einen gequälten Mitgefangenen untersucht hatte, verordnete er eine Ruhepause, gab ihm eine Injektion, um seine Widerstandsfähigkeit zu stärken und sagte dann den Umschulungsleuten, wann

sie wieder beginnen konnten. Turcu entschied auch darüber, wann ein Mann seine Grenze erreicht hatte und bis zum nächsten Tag in seine Zelle zurückgeworfen werden konnte.

Das Gefängnis glich einem Irrenhaus. Patienten mit Tuberkulose wurden entkleidet, auf den Steinfußboden gelegt und mit Eimern eiskalten Wassers übergossen. Schweinefutter wurde vor Menschen auf die Erde geschüttet, die man vorher tagelang hungern ließ. Ihre Hände wurden hinter ihrem Rücken zusammengebunden, und man zwang sie, es aufzulecken. Keine auch noch so gemeine Demütigung wurde uns erspart. In vielen Gefängnissen wurden Menschen von den Umschulern gezwungen, Exkremete zu schlucken und Urin zu trinken. Manche weinten und bettelten, man sollte ihnen wenigstens ihre eigenen und nicht die von anderen geben. Manche verloren den Verstand und begannen, nach mehr zu schreien. Häftlinge wurden auch gezwungen, öffentlich sexuelle Perversitäten auszuführen. Ich hatte eine derartige Schändung des Leibes und der Seele nie für möglich gehalten.

Solche, die an ihrem Glauben festhielten, wurden am schlimmsten behandelt. Gläubige hielt man oft vier Tage lang an ein Kreuz gebunden. Dieses Kreuz wurde täglich auf den Fußboden gelegt. Andere Gefangene bekamen dann den Befehl, über dem Körper und dem Gesicht des Opfers ihren Stuhl zu entleeren. Danach wurde das Kreuz wieder aufgerichtet.

Ein katholischer Priester wurde in den Raum Nr. 4 gebracht. Er erzählte, wie er in dem Gefängnis von Pitesti eines Sonntags in die Latrinengrube hinabgelassen wurde. Man befahl ihm, über den Exkrementen die Messe zu lesen und anschließend den Männern die Kommunion zu reichen.

„Haben Sie gehorcht?“ fragte ich.

Er barg sein Gesicht in den Händen und weinte. „Ich habe mehr gelitten als Christus“, sagte er.

Alles geschah auf Anordnung von Bukarest. Die Gefängnisleitung ermunterte dazu. Turcanu, Formagiu und die anderen „Fachleute“ wurden nun von einem Gefängnis zum anderen geführt. Sie warben neue Rekruten und sorgten dafür, daß die Sache nicht einschliefe. Parteiführer und sogar solche Männer vom Zentralkomitee wie Constantin Doncea und der Unterstaatssekretär des Innenministeriums, Marin Jianu, kamen, um sich den Sport anzusehen. Boris, der früher mit Jianu zusammengearbeitet hatte, brach durch die Reihe der Wächter durch und wollte protestieren. Doch ob Jianu seinen ehemaligen Kollegen erkannte oder nicht, er gab es jedenfalls nicht zu. „Wir wollen uns nicht einmischen, wenn ein Schwein das andere schlägt“, sagte er. Mit anderen Worten: Die Partei distanzieren sich von den Folterknechten, erlaube ihnen jedoch weiterzufoltern. „Führt ihn weg“, sagte Jianu. Boris wurde geschlagen, bis er um Gnade schrie.

Der alte Sowjetkämpfer brach völlig zusammen. Nachdem er Tag und Nacht der Folter und den Demütigungen ausgesetzt worden war, war etwas in ihm ausgebrannt. Auf allen Vieren kriechend, küßte er denen, die ihn geschlagen hatten, die Hand. „Ich danke Ihnen, Genossen“, sagte er, „Sie haben mich zu der wahren Erkenntnis gebracht.“ Dann fing er an, über die Freuden des Kommunismus zu plappern und wozu ein Verbrechen es seinerseits gewesen sei, im Irrtum zu verharren. Nach einer derartigen Niederlage brauchte sein Selbstgefühl eine völlig neue Orientierung, sonst wäre er in seinen eigenen Augen lächerlich erschienen. Er schwor also seinen Peinigern die Treue und schloß sich der GKÜ-Gruppe an. Eines der ersten Opfer, an denen er seine Peitsche ausprobierte, war Dr. Aldea.

Das Umschulungssystem — mit Erfolg aus Rußland importiert — zeitigte unglaubliche Erfolge. Männer plapperten Geheimnisse, die sie während monatelanger Verhöre zurückgehalten hatten, nur so heraus. Sie denunzierten ihre Freunde, ihre Frauen und ihre Eltern. Eine Flut neuer Verhaftungen war die Folge.

Liebe für Haß

Während dieser Zeit wurde eine Gruppe von kranken Zwangsarbeitern aus dem Bleibergwerk nach Tîrgul-Ocna gebracht. Sie kamen in eine besondere Zelle. Andere Gefangene kamen hinzu. Nachdem sie erfahren hatten, daß einige der Neuangekommenen Priester waren, beichteten sie und gewannen auf diese Weise deren Vertrauen. Die Männer aus dem Bleibergwerk sprachen offen über ihre geheime geistliche und politische Tätigkeit. Darauf wurden sie in eine größere Zelle zwecks Umschulung umquartiert und erfuhren, daß sie zu Spitzeln gesprochen hatten.

Einer von ihnen wurde blutig geschlagen und in den Raum Nr. 4 gebracht. Er erzählte, daß der verantwortliche „Umschuler“ ein gutgebauter junger Mann sei. Er lache und mache die ganze Zeit Witze. „O! Hat es weh getan?“ pflegte er zu sagen. „Das tut mir aber sehr leid! Versuchen wir es mit etwas anderem. Wie hat Ihnen dies hier gefallen?“

„Sollte ich diesen Kerl einmal in die Finger kriegen“, sagte der Geschlagene, „ziehe ich ihm lebendigen Leibes das Fell ab!“

„So ist's recht“, krächzte der alte Bauer Badaras, „und dann Pfeffer und Salz darauf, das zieht.“ Badaras' tägliches Gebet war: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Schlage die Kommunisten, o Gott! Laß sie verrecken, laß sie leiden, die Hunde!“

„Wozu so etwas sagen?“ fragte ich ihn. „Das ist nicht das, was von einem Christen erwartet wird.“

Er hob seine Fäuste flehend zum Himmel: „Ich sage das, weil Gott niemanden ins Paradies lassen wird, der diesen Bastarden nicht flucht.“

Viele lebten wie Badaras in der Hoffnung auf den Tag, an dem sie ihre Folterknechte foltern könnten. Sie glaubten an die Hölle, damit es einen Ort gäbe, an dem die Kommunisten gequält werden könnten.

„Wir dürfen dem Haß in uns keinen Raum geben“, sagte ich, „diese Männer sind, wie auch Boris, unter einem entsetzlichen Druck zusammengebrochen.“

Doch man war jetzt im Raum Nr. 4 auf Boris nicht gut zu sprechen. Um seine Bekehrung zum Kommunismus unter Beweis zu stellen, hatte er Dr. Aldea geschlagen, der seine Verachtung für Turcu und die anderen GKÜ-Ärzte sehr deutlich zum Ausdruck gebracht hatte. Das hatte Boris zum verhaßtesten Mann im ganzen Gefängnis gemacht. Aldea hatte auf dem Rücken und auf den Schultern äußerst schmerzhaftes Geschwür, und Boris hatte ihn auf den Rücken geschlagen. Gefangene hätten für Aldea ihr Leben hingeben, so wie er seines für sie hingab. Nach dem Schlagen wurde dem Arzt ein Bett im Raum Nr. 4 eingeräumt. Bald darauf kam einer herein und sagte, daß ein ernstlich erkrankter Gefangener nach Dr. Aldea verlange.

„Der Doktor ist zu krank, um sich zu bewegen“, sagte der Abt.

Aldea fragte: „Wer ist es?“

„Boris“, sagte der Mann.

Unter großen Schmerzen kroch Aldea aus dem Bett. Keiner sprach ein Wort, als er aus der Zelle hinausging.

stärker als Kerkermauern

Abt Iscu erzählte manchmal von seinen Erfahrungen, die er in den Sklavenkolonien am Donau-Schwarzmeer-Kanal gemacht hatte. Die Menschen starben dort zu tausenden infolge des Hungers und der Mißhandlungen. Der Bau des Kanals wurde zum größten Teil auf Betreiben von Russen durchgeführt, würde er ihnen doch helfen, Rumänien noch rascher von seiner Produktion leerzupumpen als bisher. Es war ein riesiges Projekt und wurde als Symbol des kommunistischen Fortschritts schlechthin angesehen. Als eine Anzahl Ingenieure die Befürchtung aussprach, der Fluß könne unmöglich beides: den Kanal und das Bewässerungsnetz mit Wasser versorgen, wurden sie als „Wirtschaftssaboteure“ erschossen. Rumäniens Staatsgelder wurden verschwenderisch in den Plan hineingeworfen, und über 200 000 politische und kriminelle Häftlinge arbeiteten von 1949 bis 1953 an seiner Erstellung.

Der Abt selbst hatte sich in Poarta-Alba befunden, einer der Sträflingskolonien entlang der Baulinie. 12 000 Menschen wohnten dort in baufälligen Baracken hinter dem Stacheldraht. Jeder von ihnen mußte täglich acht Kubikmeter Erde mit Handgeräten ausschachten. Unter den Schlägen der Aufseher zogen sie volle Handkarren steile Hänge empor. Im Winter fiel die Temperatur bis minus 25 Grad Celsius. Wasser wurde festgefroren in Fässern gebracht. Krankheiten grassierten. Viele Gefangene brachen in die verbotenen Zonen der Lagerumgebung durch, in der Hoffnung, erschossen zu werden.

Die brutalsten der Kriminalverbrecher wurden als Anführer einer „Brigade“ von etwa hundert Gefangenen eingesetzt. Je nach Leistung wurden sie mit Nahrungsmitteln oder Zigaretten entlohnt. Christen wurden in den sogenannten „Priesterbrigaden“ zusammengetrieben, wo ein Mann, der sich auch nur andeutungsweise

bekreuzigte — bei den Orthodoxen ist es eine Reflexbewegung — geschlagen wurde. Es gab keinen Ruhetag, kein Weihnachten und kein Ostern.

Dennoch, sagte der Abt, sei er in Poarta-Alba Zeuge der edelsten Handlungsweisen gewesen. Ein junger Katholik, Pater Cristea, wurde von einem orthodoxen Priester gehaßt, der sich als Spitzel betätigte. Dieser fragte ihn: „Warum halten Sie Ihre Augen so oft geschlossen? Beten Sie etwa? Ich fordere Sie auf, die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie immer noch an Gott?“

Ein Ja würde mindestens Peitschenschläge bedeuten. Pater Cristea dachte einen Augenblick nach. „Ich weiß, Adrescu, daß Sie mich versuchen, wie die Pharisäer Jesus versuchten, um mich anzuzeigen zu können. Doch Jesus sagte die Wahrheit, und ich will sie Ihnen auch sagen: Ja, ich glaube an Gott!“

„So! Glauben Sie denn auch an den Papst?“ fuhr Andreescu fort. Cristea erwiderte: „Ich glaube auch an den Papst.“

Andreescu eilte zum politischen Leiter. Der kam hinüber und befahl dem Mann vorzutreten. Cristea war mager und am Ende seiner Kräfte. Er zitterte in seiner zerlumpten Kleidung. Der Funktionär war wohlgenährt, in einen Mantel gehüllt und trug eine russische Fellmütze. „Ich hörte, daß Sie an Gott glauben“, sagte er. Pater Cristea öffnete den Mund, um zu antworten. In diesem Augenblick konnte man verstehen, warum im Matthäus-Evangelium am Anfang der Bergpredigt geschrieben steht: „Jesus tat seinen Mund auf und sprach“ — an sich eine seltsame Sache, denn keiner spricht mit geschlossenem Mund. Cristea hatte jetzt lediglich seine Lippen zum Sprechen geöffnet, doch jedermann begriff, daß in diesem Augenblick der Entscheidung eine große Perle aus seinem Munde kommen würde. Christen waren ergriffen vor Ehrfurcht.

Cristea sagte: „Als ich ordiniert wurde, war es mir bekannt, daß Tausende von Priestern durch die ganze Geschichte hindurch ihren Glauben mit dem Leben bezahlt hatten. Und so oft ich mich dem Altar näherte, versprach ich Gott: ‚Ich diene dir jetzt in schönen Gewändern, doch selbst wenn man mich ins Gefängnis werfen sollte, will ich dir immer noch dienen.‘ Herr Leutnant, Gefängnis ist kein Argument gegen den Glauben. Ich glaube an Gott.“

Die Stille, die jetzt eintrat, wurde nur durch das Rauschen des Windes unterbrochen. Dem Leutnant schienen die Worte zu fehlen. Schließlich sagte er: „Und sie glauben an den Papst?“ Die Antwort war: „Seit dem heiligen Petrus hat es immer einen Papst gegeben, und es wird immer einen geben, bis Jesus wiederkommt. Der heutige Papst hat keinen Frieden mit dem Kommunismus geschlossen. Seine Nachfolger werden es auch nicht tun. Ja, ich glaube an den Papst.“

Der Abt beendete seine Geschichte und sagte: „Es fiel mir äußerst schwer, meinem orthodoxen Bruder, der Spitzel geworden war, zu vergeben. Ich bin kein Anhänger Roms, doch in diesem Augenblick hätte ich gern ‚Viva il Papa‘ gerufen.“

„Und was geschah mit Pater Cristea?“ fragte jemand. „Er wurde eine Woche lang in den Karzer eingesperrt, wo man immer stehen muß und nicht schlafen kann. Er wurde stark geschlagen. Als er sich dann immer noch weigerte, seinen Glauben zu verleugnen, wurde er weggebracht. Wir haben ihn nie wieder gesehen.“

eine Revolte

Die Umschulung forderte jeden Tag neue Opfer. Es wurde immer offensichtlicher, daß wir alle entweder der „Bekehrung“ oder dem Tod entgegengingen, wenn nicht bald etwas geschah. In den Raum Nr. 4 sickerte ein Gerücht durch, daß unter den Opfern der häufigen

Parteisäuberungen, den kommunistischen Gefangenen, den kühnsten unter uns, eine Art Widerstand in der Luft hing. Die Wächter behandelten sie etwas vorsichtiger; denn solche, die heute im Gefängnis saßen, hatten gestern eine Machtstellung inne. Es war durchaus möglich, daß sie morgen diese Position wiedererlangen würden.

Die Christen berieten sich, was zu tun sei. Sollten sie im Falle eines Aufruhrs mitmachen, oder war es eine Gelegenheit, „die andere Wange zu bieten“? Einige waren gegen Gewaltmaßnahmen.

Ich sagte: „Jesus wird gewöhnlich als ‚sanft und mild‘ dargestellt, doch er war auch ein Kämpfer. Er jagte die Händler mit einer Peitsche aus dem Tempel und gab seinen Nachfolgern das Alte Testament mit seinem feurigen Ungestüm als Richtschnur.“

So entschlossen wir uns, mit den Rebellen zusammenzuarbeiten. Nur wenig konnte im Verborgenen geschehen, weil sich unter uns viele Spitzel befanden. Auch das Mißtrauen zwischen Antisemiten und Juden, Bauern und Besitzern, Orthodoxen und Katholiken war ein Hindernis.

Zu dem Unterhaltungsprogramm in Tîrgul-Ocna gehörte das wöchentliche Fußballspiel. Das Stadion befand sich ganz in der Nähe des Gefängnisses. Die Feier des 1. Mai ging mit einer erneuten wilden Umschulungsflut Hand in Hand. Es kam uns zu Ohren, daß an diesem Tag der Arbeit um 5 Uhr nachmittags im Stadion ein Spiel stattfinden sollte, bei dem die ganze Stadt anwesend sein würde. Das war unsere Chance zur Demonstration. Einer sollte durch das Zerschlagen eines Fensters das Signal geben.

Bald, nachdem das Spiel begonnen hatte, hörte man irgendwo das leise Klirren von zerbrochenem Glas. Das ganze Gefängnis brach in ein wildes Durcheinander aus. Fenster klirrten, Teller und Tassen wurden

hinausgeworfen, Stühle wurden zerschmettert. Einer begann, immerfort zu rufen: „Helft uns, helft uns!“ Aus den oberen Fenstern, von denen aus man das Stadion überblicken konnte, schrien die Männer: „Wir werden hier gefoltert! Eure Väter, Brüder und Söhne werden gemordet!“

Das Spiel wurde unterbrochen. Die Menschenmenge machte sich auf und bevölkerte bald die Straße unterhalb der Gefängnismauer. Einer der Gefangenen hatte sich die Pulsadern durchgeschnitten, die Wächter begannen mit den Keulen dreinzuschlagen. Der Menschenauflauf auf der Straße wurde rasch von den Gewehrkolben schwingenden Truppen auseinandergetrieben. Uns blieb nichts anderes übrig, als das Gefängnis wieder in Ordnung zu bringen und die Verluste zu zählen. Unter ihnen befand sich Boris. Er hatte versucht, einen Mitgefangenen unter den Füßen der Wächter wegzuziehen und war niedergeknüppelt und schwer verletzt worden. Wieder mußte Dr. Aldea ihn pflegen. Wir sandten ihm Grüße, erhielten jedoch keine Antwort. Dann erfuhren wir, daß er in ein anderes Gefängnis gebracht worden war.

Die Nachricht von der Revolte breitete sich schnell im ganzen Land aus. Es gab keine Vergeltungsmaßnahmen; lediglich das Regime wurde straffer. Wer als Rädelsführer verdächtigt wurde, kam in ein anderes Gefängnis. Ohne die medizinische Betreuung, die sie in Tîrgul-Ocna bekommen hatten, starben viele von diesen Männern.

Hand in Hand

Die Hustenanfälle von Abt Iscu dauerten jeden Tag länger. Sein Körper, ausgemergelt von jahrelangem Hungern und allen Entbehrungen, denen er beim Kanalbau ausgesetzt war, wurde von furchtbaren Krämpfen gequält. Wir lagen da und sahen ihn sterben.

Manchmal konnte er die Freunde nicht erkennen, die kamen, um ihm zu helfen. Die wenigen Stunden, in denen er bei Bewußtsein war, verbrachte er mit geflüsterten Gebeten. Stets hatte er Worte des Trostes für andere.

Andere Überlebende aus dem Arbeitslager am Kanal kamen nach Tîrgul-Ocna. Ihre Schreckensgeschichten erinnerten an die ägyptische Sklaverei der Kinder Israel. Besonders bitter war es, daß die Bedrückten ihre Bedrücker loben mußten. Ein berühmter Komponist unter den Gefangenen wurde gezwungen, Lobeshymnen auf Stalin zu schreiben, mit deren Begleitung die Brigaden dann zur Arbeit marschierten.

Einmal war ein Mann zusammengebrochen, und der Arzt erklärte ihn für tot. „Unsinn“, brüllte Oberst Albon, der verhaßte Kommandant von Poarta-Alba und gab dem Leichnam einen Fußtritt. „Stellt ihn an die Arbeit!“

Mein Bett hatte seinen Platz zwischen Abt Iscu und Vasilescu. Letzterer war ein junger Mann und ebenfalls ein Opfer des Kanalbaues, wenn auch unter etwas anderen Vorzeichen. Er war ein Krimineller, und man hatte ihn zum Anführer der „Priesterbrigade“ gemacht. Er ließ sie bis zum Umfallen arbeiten. Doch aus irgendeinem Grund konnte Oberst Albon ihn nicht ausstehen. Er wurde seinerseits so brutal behandelt, daß er jetzt dem Tode nahe war. Seine Tuberkulose war weit fortgeschritten.

Vasilescu war von Natur aus nicht böseartig. Er hatte ein grob geschnittenes, viereckiges Gesicht mit dunklem Kraushaar, das ihm tief in die Stirn fiel und ihm das Aussehen eines jungen, verdutzten Stieres gab. Eigensinnig und fast ohne jede Bildung hatte er es nie fertiggebracht, einem ordentlichen Beruf nachzugehen. Seine Leidenschaft für die Dinge des Lebens, die ihm begehrenswert erschienen, hinderte ihn ständig daran.

Doch wie der Meuchelmörder in „Macbeth“ hatte er ein äußerst hartes Leben geführt. — „Ein Mensch, den böser Schlag und Puff der Welt so aufgebracht, daß mich nicht kümmert, was ich tu der Welt zum Trotz.“

„Wenn man einmal in eins von diesen Lagern geraten ist, wird man alles tun, um wieder herauszukommen“, erzählte er uns. „Und Albon hatte gesagt, wenn ich das täte, was er mir sagte, lasse man mich laufen.“ Er wollte gerne Kleidung haben und ein Mädchen, mit dem er tanzen gehen könnte. Die Partei stellte ihn vor die Wahl zu foltern, oder selbst gefoltert zu werden.

„Sie brachten eine Menge von uns in ein Sonderlager, in dem die Geheimpolizei ausgebildet wurde“, sagte er. „Eine unserer Pflichten war, auf Katzen und Hunde zu schießen und anschließend solche mit dem Bajonett zu erledigen, die am Leben geblieben waren. ‚Das kann ich nicht machen‘, sagte ich. Der andere erwiderte: ‚Dann werden wir dasselbe mit dir machen!‘“

Nun hatte Vasilescu Gewissensbisse. Er erzählte mir immer und immer wieder von den Greueln, die er im Kanalbaulager begangen hatte. Auch den Abt hatte er nicht verschont. Offensichtlich ging es jetzt zu Ende mit ihm. Ich versuchte, ihn ein wenig zu trösten, doch er fand keine Ruhe. Eines Nachts wachte er auf und rang nach Atem. „Herr Pastor, ich sterbe!“ sagte er, „bitte, beten Sie für mich!“ Er döste ein, wachte dann wieder auf und schrie: „Ich glaube an Gott!“ Dann begann er zu weinen.

Als der Morgen dämmerte, rief Abt Iscu zwei Gefangene an sein Bett und befahl: „Holt mich heraus!“

„Aber Sie sind dazu viel zu krank“, protestierten sie. Der ganze Raum war aufgeregt. „Was ist denn los?“ fragten verschiedene Stimmen, „können wir es nicht machen?“

„Nein“, sagte der Abt, „holt mich heraus.“

Sie hoben ihn auf. „Zum Bett von Vasilescu“, sagte er.

Der Abt setzte sich neben den jungen Mann, der ihn gefoltert hatte und legte ihm sanft die Hand auf den Arm. „Beruhige dich“, sagte er begütigend. „Du warst ja noch so jung, daß du kaum begreifen konntest, was du tatest.“ Mit einem Lumpen wischte er den Schweiß von der Stirn des Burschen. „Ich vergebe dir von ganzem Herzen, und jeder andere Christ würde das gleiche tun. Und wenn wir vergeben, so wird Christus, der besser ist als wir, gewiß auch vergeben. Der Himmel hat auch für dich einen Platz.“ Er hörte Vasilescu Beichte und reichte ihm das heilige Abendmahl, bevor man ihn wieder in sein Bett trug.

Während der Nacht starben beide, der Abt und Vasilescu. Ich bin überzeugt, daß sie Hand in Hand in den Himmel gegangen sind.

wer andern eine Grube gräbt . . .

Dr. Aldea verordnete mir einen Pneumoperitoneus. Das konnte innerhalb weniger Minuten bewerkstelligt werden. Eine Hohlnadel wurde mir in die Unterleibshöhle eingeführt. Die einströmende Luft bildete ein Polster zur Ruhigstellung der erkrankten Lungenpartie. Der Eingriff war relativ schmerzlos, und bald darauf schlief ich ein. Als ich wieder aufwachte, saß Professor Popp an meinem Bett. Ich war sehr glücklich, ihn wiederzusehen. Er war monatelang im Gefängnis von Jilava gewesen und hatte dort auch viel unter der „Umschulung“ zu leiden gehabt. Wir unterhielten uns stundenlang.

Der Professor erzählte mir, daß es in Jilava viele Selbstmorde gegeben hätte. Das gleiche traf auch auf andere Gefängnisse zu. In Gherla und Piteshi sprangen die Männer im Treppenhaus aus den oberen Stockwerken hinunter, bis die Treppenabsätze mit Maschen-

draht versehen wurden. Manche schnitten sich mit Glas die Pulsadern auf, manche erhängten sich. Eine Anzahl starb, nachdem sie ein Desinfektionsmittel getrunken hatten. Ein armer, alter orthodoxer Vater hatte sich aus dem obersten Etagenbett kopfüber auf den Boden gestürzt. Er wiederholte dies mehrere Male, bis er schließlich seinen Schädelbrüchen erlag.

„Nach den Folterungen“, sagte der Professor, „hatte er Angst, man könne ihn wieder der Umschulung unterziehen. Er befürchtete, daß er dann zusammenbrechen und seinen Glauben verleugnen könne. Er war ein äußerst strenger Mann. Ein Gefangener beichtete ihm, er habe einmal für die Kommunisten gearbeitet. Daraufhin schloß ihn Vater Ioja für fünfzehn Jahre vom Abendmahl aus.“

Unter den Menschen, die Selbstmord begangen hatten, befanden sich bekannte Männer wie Gheorghe Bratianu, eine bedeutende politische Persönlichkeit der rumänischen Vorkriegszeit. Er fand keine andere Möglichkeit, sich das Leben zu nehmen, als sich zu Tode zu hungern. Seinen Mitgefangenen, die es weder wußten, noch sich darum kümmerten, war es überhaupt nicht aufgefallen. Eine führende Persönlichkeit der liberalen Partei, Rosculet, tötete sich selbst im Gefängnis von Sighet. Er hatte zu jenen gehört, die glaubten, daß einheimische Kommunisten anders seien als die russischen. Doch, nachdem die Partei sich seines Namens als Kultusminister hinreichend bedient hatte, ließ sie ihn als Konterrevolutionär verhaften. Die Grausamkeiten der Umschulung verursachten in vielen Gefängnissen Unruhen, und die Gerüchte davon verbreiteten sich im ganzen Lande. Dann brachten zwei voneinander unabhängige Begebenheiten die Wahrheit ans Licht.

Ein gehaßter Oberst der Geheimpolizei, Sepeanu, machte in Tîrgul-Ocna eine Inspektion. Er bemerkte einen neuen Zaun und fragte Kommandant Bruma:

„Wozu haben Sie das gebaut? Das Holz hätte man besser zum Verprügeln dieser Konterrevolutionäre benutzen können“, und er lachte herzlich.

Diese Geschichte brachte die Gefängnisinsassen in Rage, denn in Tîrgul-Ocna gährte noch die Rebellionsstimmung. Ein ehemaliger Major rief: „Da muß etwas getan werden“, und er beschloß, selbst etwas zu unternehmen. Als Sepeanu gegangen war, bat der Major, man möchte einen Vernehmungsbeamten extra aus Bukarest kommen lassen, er habe noch ein geheimes Geständnis zu machen.

Der gewünschte Mann erschien. „Sie wissen“, sagte ihm der Major, „daß ich als Kriegsverbrecher für das Erschießen von russischen Kriegsgefangenen zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden bin. Doch als Major habe ich diese Männer nicht eigenhändig erschossen. Ich kann Ihnen sagen, wer dieses tat: es war ein Leutnant namens Sepeanu, heute ein Oberst der Geheimpolizei.“

Auf diese Weise kam Sepeanu als Kriegsverbrecher vor Gericht und wurde zu zwanzig Jahren verurteilt. Während der Gerichtsverhandlung erzählte er, was sich im Rahmen des Umschulungssystems in den Gefängnissen abspielte.

Der zweite Vorfall betraf einen anderen Chef der Geheimpolizei. Oberst Virgil Weiß war ein Freund Anna Paukers und anderer Regierungsmitglieder gewesen. Doch dann hatte er sich mit ihnen überworfen und landete im Gefängnis Pitesti. Dort bekam ihn der Leiter der „Gefangenen mit kommunistischer Überzeugung“, Turcanu, zwischen die Finger.

Ein Mann, der Turcanu beim Foltern geholfen hatte, erzählte mir später, daß dieser Oberst, während sie ihn bearbeiteten, dreimal ohnmächtig geworden wäre. Man brachte ihn mit kaltem Wasser wieder zum Bewußtsein. Er sagte: „In Ordnung. Ich will alles sagen, was

ich bis jetzt verschwiegen habe. Wollen wir sehen, ob eure Vorgesetzten es vertragen können.“ Turcanu glaubte schon, er wäre auf Geheimnisse gestoßen, die ihm endlich die versprochene Freilassung einbringen würden. „Wenn du jetzt lügst, bringe ich dich um“, drohte er. Weiß sagte: „Ich habe wichtige Dinge mitzuteilen, aber nicht Ihnen. Sie betreffen die Vertreter in hohen Positionen.“

Er wurde nach Bukarest gebracht und verbrachte dort mehrere Wochen im Krankenhaus. Mitglieder des Zentralkomitees, die mit der Pauker-Clique rivalisierten, interviewten ihn dort. Weiß eröffnete ihnen, daß die leitenden Minister Pauker, Luca und Georgescu ihn mit der Beschaffung falscher Pässe beauftragt hätten, damit sie im Notfall Rumänien schnell verlassen könnten. Auch hätten sie große Geldsummen an Schweizer Banken überwiesen. Weiß berichtete Dejs Freunden von der Umschulung und zeigte deren Spuren an seinem eigenen Körper. Die Männer waren alarmiert. Da jetzt wieder ein Richtungswechsel innerhalb der Partei bevorstand, könnte sie alle bald das gleiche Schicksal treffen. Manche wußten nichts von den Grausamkeiten, andere gaben vor, nichts gewußt zu haben. Doch jetzt wurden Ermittlungen angestellt. Die Leiter der Umschulung ließ man in dem Hauptquartier der Geheimpolizei verhören. Mehrere von ihnen, Turcanu eingeschlossen, wurden zum Tode verurteilt.

Der Umschulungsskandal wurde als Angriffswaffe gegen das Innenministerium mit Theohari Georgescu an der Spitze benutzt. Im Jahre 1952 folgte dann eine Parteisäuberung. Sie brachte das Triumvirat, das seit der kommunistischen Machtübernahme über Rumänien geherrscht hatte, endgültig zu Fall. Den Ministern Vasile Luca und Anna Pauker schob man die Schuld an der Inflationskatastrophe zu und machte sie für all das Unheil verantwortlich, das durch die Kollektivierung entstanden war.

das Lied des Lebens

Ich erwähnte schon die Männer, die oft in den Raum Nr. 4 kamen, um uns zu helfen. Viele von ihnen waren Bauern, die gegen die Zwangskollektivierung ihres Landes rebelliert hatten. Rumäniens Gefängnisse waren geradezu voll von solchen Menschen. Tausende von ihnen hatte man einfach über den Haufen geschossen.

Diese Männer hatten Schlimmes zu berichten. Ihr Besitz war beschlagnahmt worden. Nach dem Bodenreformgesetz von 1949 bekamen sie keine Entschädigung. Man hatte sie über Nacht zu Bettlern gemacht. Da sie nichts mehr zu verlieren hatten, holten sie zum Vergeltungsschlag aus. Die kommunistischen Funktionäre sollten erschossen, geschlagen, mit Benzin übergossen und verbrannt werden. Doch das Ganze war ein Schlag ins Wasser. Dem Bauernaufstand fehlte die richtige Organisation. Er flackerte an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten auf, und die Regierung war stets in der Lage, ihn sofort niederzuschlagen.

Der alte verwiterte Schafhirte Ghica erzählte mir seine Geschichte. „Die Leute von der Geheimpolizei hielten mir zwei verrostete Gewehre unter die Nase und sagten: ‚Das haben wir in deiner Scheune ausgegraben. Wenn du nicht vor Gericht kommen willst, schließe dich dem Kollektiv an!‘ Ich sagte also zu. Doch dann kamen sie, um meine Tiere zu holen. Da wurde ich kopflos und versuchte, sie daran zu hindern. Sie schlugen mich windelweich — und hier bin ich. Vierzehn Jahre Zwangsarbeit! Ich habe Land, Schafe, Frau, Kinder — alles verloren.“ Alle Bauern beklagten ihren Verlust in dieser Reihenfolge.

Ein anderer erzählte auch, wie er seiner Herde beraubt wurde. Er bat, wenigstens die Glocken von seinen Schafen behalten zu dürfen. Die Funktionäre lachten und ließen ihm seinen Willen. Er trug die Glocken auf seinen Speicher und zog sie auf ein Seil

auf. Die ganze Nacht saß er da und ließ ab und zu die Glocken ertönen. Als der Morgen kam, rannte er durch das ganze Dorf zum Hauptsitz der Partei und erstach den Parteisekretär.

Ein dritter Bauer hatte zwei Zugpferde besessen. Seine größte Freude war, sie zu füttern und zu pflegen. Als man sie ihm weggenommen hatte, zündete er die Ställe des Kollektivs an, und sie brannten nieder.

Doch in diesem Jahr kamen nur wenige Bauern ins Gefängnis. Gheorgiu-Dej behielt die Parteiführung fest in der Hand und machte sich im Jahre 1952 selbst zum Premierminister. Durch das Drosseln der Kollektivierung versuchte er, sich beliebt zu machen. Luca, Pauker und Georgescu wurden ihrer Posten enthoben.

Der Winter mit schweren Schneestürmen kam ins Land. Von der Decke hingen schwere Eiszapfen herab, die Fensterscheiben waren zugefroren. Draußen verschlug es einem vor Kälte den Atem. Im Dezember lag der Schnee fast zwei Meter hoch. Man sagte, es sei der kälteste Winter seit hundert Jahren. Heizung gab es nicht, doch inzwischen hatte jeder von uns zwei oder drei Decken anstelle der einen, die einem sonst zustand. Jedesmal, wenn einer im Raum Nr. 4 starb, behielten wir sein Bettzeug. Dann kam eine Kontrolle, und jeder von uns durfte nur eine Decke behalten. Den ganzen Winter über schliefen wir angezogen. Oft gab es kein Brot. Die Suppe aus Karotten, die für den Handel zu minderwertig waren, wurde noch dünner.

Am Heiligen Abend wurden die Gefängnisunterhaltungen zunehmend ernst. Man hörte kein Streiten, kein Fluchen, und nur selten lachte einer. Jeder von uns dachte an seine Lieben. Wir fühlten uns mit der übrigen Menschheit verbunden, die sonst unserem Gefängnisdasein so völlig fern erschien.

Ich sprach über Christus, doch meine Hände und Füße fühlten sich wie Eisklumpen an, meine Zähne

klapperten, der eisige Zugriff des Hungers auf meinen Magen schien sich auf den ganzen Körper auszudehnen, bis schließlich nur noch das Herz lebendig blieb. Als ich nicht mehr weiterreden konnte, setzte ein einfacher Bauer an der Stelle ein, wo ich aufgehört hatte. Aristar hatte nie eine Schule besucht, doch er sprach mit einer großen Selbstverständlichkeit und beschrieb das Geburtsgeschehen Jesu so natürlich, als hätte es sich in dieser Woche in seiner eigenen Scheune ereignet. Alle Zuhörer hatten Tränen in den Augen.

An diesem Abend fing im Gefängnis einer an zu singen. Zuerst klang seine Stimme nur leise. Ganz in Gedanken bei meiner Frau und meinem Sohn nahm ich sie anfänglich kaum wahr. Doch allmählich schwoll der Gesang in der klaren kalten Luft zu einer wunderbaren Fülle an. Voll erklang er durch die Korridore. Jedermann unterbrach seine Beschäftigung und hörte zu.

Als der Mann sein Lied zu Ende gesungen hatte, waren alle ganz still. Die Wächter saßen in ihrem Raum dicht um einen Koksofen gedrängt und taten den ganzen Abend keinen Handschlag. Wir begannen uns gegenseitig Geschichten zu erzählen. Als ich um eine Geschichte gebeten wurde, dachte ich an das schöne Lied und erzählte ihnen folgende alte jüdische Legende:

Saul, der König von Israel, brachte den Schafhirten David an seinen Hof, der sich durch den Kampf mit Goliath großen Ruhm erworben hatte. David liebte die Musik, und als er im Palast eine wunderbare Harfe sah, war er begeistert. Saul sagte: „Dieses Instrument war sehr teuer, doch man hat mich betrogen, es gibt nur häßliche Laute von sich.“

David nahm die Harfe und probierte sie aus. Er entlockte ihr so herrliche Musik, daß jedermann tief bewegt war. Die Harfe schien zu singen, zu weinen und zu lachen. König Saul fragte: „Wie kommt es, daß alle meine Harfenspieler nur Dissonanzen aus der Harfe

herausholen konnten, und nur du sie zum Klingen gebracht hast?“ David, der später König werden sollte, sagte: „Vorher hat jeder versucht, seine eigene Musik auf diesen Saiten zu spielen, ich aber habe das eigene Lied der Harfe gesungen. Ich rief ihr wieder ins Gedächtnis, wie sie noch ein junges Bäumchen war, wie Vögel in ihren Zweigen zwitscherten, und die Sonne ihre Knospen zum Sprießen brachte. Und du hörtest die Freude des Bäumchens. Dann erinnerte ich sie an den Tag, da Menschen kamen, um den Baum zu fällen. Da weinte sie unter meinen Händen. Ich erklärte ihr, dies sei noch nicht das Ende. Ihr Tod als Baum sei nur der Beginn eines neuen Lebens gewesen, in dem sie als Harfe Gott preisen könne. Du hast gehört, o König, wie sie da unter meinen Fingern frohlockte.“

Wenn der Messias kommt, werden viele auch versuchen, auf seiner Harfe ihre eigenen Melodien zu spielen. Doch das wird falsch klingen. Zu seiner Harfe müssen wir sein Lied singen, das Lied seines Lebens, seiner Freude, seiner Passion und seiner Leiden, das Lied von seinem Tod und seiner Auferstehung. Nur dann wird die Musik echt sein.

Solch ein Lied haben wir in dem Gefängnis von Tîrgul-Ocna zu Weihnachten gehört.

das Johannesevangelium

Aristar starb im Februar. Um ihn begraben zu können, mußten wir den tiefen Schnee wegschaufeln und den steinharten Boden aufbrechen. Wir beerdigten ihn neben Abt Iscu, Gafencu, Bucur und einer Menge anderer aus dem Raum Nr. 4, die er gekannt hatte. Sein Bett wurde von Avram Radonovici, einem ehemaligen Musikkritiker aus Bukarest, eingenommen.

Avram kannte ganze Sätze aus Partituren von Bach, Beethoven und Mozart und konnte sie stundenlang summen. Für uns war es wie ein Sinfoniekonzert. Doch

er hatte eine noch größere Kostbarkeit mitgebracht: Wegen seiner Tuberkulose, von der auch die Wirbelsäule angegriffen war, trug er bei seiner Ankunft in Tîrgul-Ocna einen Gipsverband. Bald darauf konnten wir beobachten, wie Avram in sein graues Gipsgehäuse hineingriff und ein kleines zerlesenes Buch ans Licht beförderte. Wir alle hatten jahrelang nichts Gedrucktes mehr zu Gesicht bekommen. Er lag da und blätterte leise Seite um Seite weiter, bis es ihm bewußt wurde, daß gierige Augen ihn anstarrten.

„Sie haben ein Buch“, sagte ich. „Was ist es? Woher haben Sie es?“ „Es ist das Johannesevangelium“, sagte Avram. „Als die Polizei kam, um mich zu holen, habe ich es noch schnell in meinem Gipsverband versteckt.“ Er lächelte: „Möchten Sie es ausleihen?“

Ich schloß meine Hände um das Büchlein, als wäre es ein lebender Vogel. Keine lebensrettende Droge hätte mich mehr erfreuen können. Ich hatte vieles aus der Bibel auswendig gelernt und hatte selbst in einem Seminar über die Bibel unterrichtet. Dennoch schwand mir der Bibeltext jeden Tag mehr aus dem Gedächtnis. Oft hatte ich versucht, mich damit zu trösten, daß das Fehlen eines Bibeltextes folgenden Vorteil habe: Ich war jetzt gezwungen, auf das zu hören, was Gott mir direkt zu sagen hat, während ich in der Bibel nur das lese, was den Propheten und Heiligen offenbart worden ist.

Das Johannesevangelium wanderte von Hand zu Hand. Mir fiel es schwer, darauf zu verzichten. Ich glaube, daß für gebildete Menschen das Gefängnis noch schwerer zu ertragen ist als für Arbeiter und Bauern. Letztere finden oft interessantere Gesellschaft, als sie vorher hatten. Doch ein Mensch, der viel zu lesen gewohnt ist, fühlt sich wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Viele lernten das ganze Evangelium auswendig. Jeden Tag unterhielten wir uns darüber, doch wir

mußten sorgfältig überlegen, welche von den Gefangenen in unser Geheimnis eingeweiht werden konnten. Dieses Johannesevangelium half vielen, den Weg zu Jesus zu finden. Unter diesen war auch Professor Popp. Das Leben in der Gemeinschaft lebendiger Christen hatte ihn dem Glauben immer nähergebracht. Die Worte von Johannes waren im Begriff, diese Vorarbeit zu vollenden. Doch es gab noch ein letztes Hindernis zu überwinden.

„Ich habe wieder versucht zu beten“, sagte der Professor, „doch zwischen dem Hersagen der orthodoxen Formeln, die ich als Junge gelernt hatte und der Bitte um die Gunst des Allmächtigen, auf die ich keinen Anspruch habe, gibt es nicht viel zu sagen. Es ist wie bei dem König in Hamlet: ‚Mein Wort fliegt auf, mein Geist bleibt unbeschwingt.‘“ (Hamlet 3—397)

Ich erzählte ihm von einem Pfarrer, der an das Sterbebett eines alten Mannes gerufen wurde. Er wollte sich gerade in einen Sessel neben dem Bett setzen, doch der alte Mann bat: „Bitte, setzen Sie sich nicht dorthin.“ Der Pfarrer holte sich einen Stuhl, hörte seine Beichte und gab ihm das heilige Abendmahl. Der alte Mann lebte wieder ein wenig auf und sagte: „Ich möchte Ihnen die Geschichte dieses Sessels erzählen. Vor fünfzig Jahren, als ich noch ein junger Bursche war, besuchte mich hier ein alter Pastor und fragte mich, ob ich gewohnt sei zu beten. Ich antwortete: ‚Nein. Ich habe niemand, zu dem ich beten kann. Selbst wenn ich so laut rufe, wie ich nur kann, wird mich der Mann, der im nächsten Stockwerk wohnt, nicht hören können; wie soll es Gott im Himmel können?‘ „Dann laß nur das Beten sein“, erwiderte der alte Pastor freundlich. „Setze dich stattdessen jeden Morgen in aller Ruhe hin mit einem anderen Stuhl dir gegenüber. Stelle dir dann vor, Jesus Christus säße vor dir, wie er es damals in vielen Häusern von Palästina getan hat.“

Was würdest du ihm dann sagen? „Wenn ich ehrlich wäre, würde ich sagen, daß ich nicht an ihn glaube“, erwiderte ich. „Gut“, sagte der Pastor, „das zeigt wenigstens, was du wirklich denkst. Du könntest ein weiteres tun und ihn auf die Probe stellen. Wenn er existiert, soll er es doch beweisen! Oder, wenn du Gottes Art, die Welt zu regieren, nicht billigst, warum sagst du es ihm nicht? Du wärest nicht der erste, der sich beklagt. König David und Hiob haben auch Gott gesagt, daß er nach ihrer Meinung ungerecht sei. Oder hast du einen Wunsch, dann teile ihn Jesus genau mit. Bedanke dich, wenn du es bekommen hast. Dieser Gedankenaustausch liegt im Bereich des Gebetes. Rede keine frommen Phrasen daher. Sag das, was du wirklich denkst.“

Der sterbende Mann fuhr fort: „Ich glaubte zwar nicht an Christus, doch ich liebte den alten Pastor. Ihm zuliebe setzte ich mich vor diesen Sessel und tat so, als säße Christus darin. Einige Tage lang war es nur ein Spiel, doch dann wußte ich, daß er gegenwärtig war. Ich besprach wirkliche Probleme mit einem Heiland, der wirklich da war; ich bat um Führung und wurde geführt. Gebet wurde Zwiegespräch. Seitdem sind fünfzig Jahre vergangen, und jeden Tag spreche ich mit Jesus, der in diesem Sessel sitzt.“

Der Pastor war dabei, als dieser Mann starb. Als letztes streckte er noch grüßend die Hand aus nach dem unsichtbaren Freund im Sessel.

„Beten Sie auch auf diese Weise?“ fragte der Professor. Ich sagte: „Ich stelle mir gern vor, daß Jesus neben mir steht und ich mich mit ihm so wie jetzt mit Ihnen unterhalten kann. Menschen, die ihm in Nazareth und Bethlehem begegneten, sagten ihm keine Gebete auf. Sie sprachen so, wie es ihnen ums Herz war, und auch wir sollen es tun.“

Popp sagte: „Was meinen Sie, warum viele von denen, die mit ihm vor zweitausend Jahren in Palä-

stina gesprochen haben, nicht seine Nachfolger geworden sind?“

Ich sagte: „Die Juden hatten jahrhundertlang um das Kommen des Messias gebetet. Keiner tat es lauter als der Sanhedrin, der Hohe Rat. Doch als der Messias tatsächlich kam, spotteten sie, spien ihn an und verurteilten ihn zum Tode. Denn das Letzte, was sie gebrauchen konnten, war ein Mann, der ihre bequeme Routine über den Haufen warf. Das trifft auch heute auf viele Menschen aus allen Nationen zu.“

Professor Popp wurde ein Christ. „Als ich Sie zum ersten Mal sah, hatte ich eine Vorahnung, daß Sie mir etwas zu geben hätten“, sagte er mir später.

Solche Intuitionen waren im Gefängnis nichts ungewöhnliches. Wenn man ganz und gar von der Außenwelt abgeschnitten ist, entwickelt man einen neuen Sinn für die unsichtbaren Dinge.

Wir wurden enge Freunde. Oft, wenn wir still beisammen saßen, sprach er die Gedanken aus, die mir gerade durch den Kopf gingen. So sollte es unter Freunden und unter den Ehegatten sein, doch es ist selten der Fall.

ein Wunder

Im März kam endlich Tauwetter. Die Eiszapfen schmolzen, und der Schnee lag nur noch stellenweise. An den kahlen Bäumen wurden Knospen sichtbar, und wir hörten wieder die Vögel singen. Unsere Frostbeulenhände und in Lumpen gewickelten Füße, unsere vor Kälte starren Gesichter fühlten einen neuen Lebenshauch.

Eine Neuigkeit schuf innerhalb des Gefängnisses eine elektrisch geladene Atmosphäre. Einer der Gefangenen war für kurze Zeit in ein städtisches Krankenhaus gebracht worden. Dort hatte er gesehen, wie eine Putzfrau beim Schrubben weinte. „Was ist denn los?“

hatte er sie gefragt. „Unser Väterchen Stalin ist tot“, schluchzte sie, „in der Zeitung steht's.“ Wir vergossen keine Tränen. Jeder überlegte voller Erregung, welche Konsequenzen dieses Ereignis nach sich ziehen könnte.

Popp meinte: „Wenn Stalin tot ist, ist der Stalinismus auch tot. Eine Diktatur lebt nur solange wie ihr Urheber.“

„Aber der Kommunismus hat doch auch Lenin überlebt“, sagte jemand.

Einige Tage danach kündigten Glockengeläute und das Pfeifen der Lokomotiven an, daß Stalin in Moskau zu Grabe getragen wurde. Die Gefängnisinsassen antworteten mit Lachsalven und Flüchen, die Wächter machten lange Gesichter, und die Funktionäre waren spürbar nervös. Keiner wußte, was jetzt geschehen würde.

Nach Wochen der Ungewißheit tauchte plötzlich ein hoher Beamter des Justizministeriums bei uns auf. Wir merkten, daß er beauftragt war, die Gefängnisverhältnisse zu inspizieren. Doch, als er von Zelle zu Zelle ging und sich nach Beschwerden erkundigte, herrschte Schweigen. Viele vermuteten eine Falle. Als er im Raum Nr. 4 angelangt war, ergriff ich das Wort: „Ich habe etwas zu sagen. Ich möchte es aber erst dann tun, wenn Sie mir versprochen haben, mich bis zum Ende anzuhören.“

„Deshalb bin ich ja hierhergekommen“, sagte der Funktionär höflich.

Ich sagte: „Herr Staatsanwalt, Sie haben in der Geschichte einen namhaften Vorgänger. Er hieß Pontius Pilatus. Ihm wurde das Gerichtsverfahren eines Mannes übertragen, von desesn Unschuld er überzeugt war. Pilatus sagte sich jedoch: Was macht das schon? Soll ich wegen eines Zimmermanns und dazu noch eines Juden meine Karriere aufs Spiel setzen?“

Dieser Mißbrauch richterlicher Macht ist bis heute noch nicht vergessen worden, obwohl seitdem zweitausend Jahre vergangen sind. Ganz gleich, welche Kirche der Welt Sie auch betreten mögen, Sie werden dort im Glaubensbekenntnis hören, daß Jesus unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde.“

Meine Freunde im Raum Nr. 4 machten besorgte Gesichter. Ich fuhr fort: „Fragen Sie Ihr Gewissen, Herr Staatsanwalt, und Sie werden zugeben müssen, daß wir Opfer schreiender Ungerechtigkeit sind. Selbst, wenn die Partei uns als schuldig ansieht, so wäre zum Abbüßen unserer Verbrechen die Gefängnisstrafe angemessen. Doch dies hier ist eine in die Länge gezogene Hinrichtung. Bevor Sie Ihren Bericht erstatten, sehen Sie sich nur unser Essen an. Achten Sie darauf, daß wir weder Heizung noch primitivste medikamentöse Behandlung haben. Wir kommen in Schmutz und in Krankheiten um. Lassen Sie sich einiges über die Grausamkeiten berichten, die wir erlitten haben, und schreiben Sie dann die Wahrheit. Waschen Sie Ihre Hände nicht, wie Pilatus, in Unschuld auf Kosten hilfloser Menschen.“

Der Beamte warf mir einen düsteren Blick zu, drehte sich auf dem Absatz um und ging wortlos hinaus. Die Nachricht, daß er mich angehört hatte, verbreitete sich rasch im Gefängnis und machte auch den anderen Mut, etwas zu sagen. Bevor der Funktionär das Haus verließ, gab es im Büro des Gefängniskommandanten böse Worte. Am gleichen Tag noch wurden die Wächter höflich, beinahe schuldbewußt. Eine Woche später wurde der Kommandant entlassen.

Nachdem unser Gefängnisdasein einige Verbesserungen erfahren hatte, begann ich aufzustehen und jeden Tag ein paar Schritte zu gehen. Dr. Aldea brachte den Gefängnisarzt mit und bat ihn, mich zu untersuchen.

„Wir werden aus Ihnen nicht klug“, sagte Aldea, „Ihre Lungen gleichen einem Sieb, die Wirbelsäule ist ebenfalls angegriffen. Wir konnten Ihnen keinen Gipsverband anlegen — offen gesagt, haben Sie überhaupt keine medizinische Behandlung gehabt. Ihr Gesundheitszustand hat sich zwar nicht gebessert, aber verschlimmert hat er sich auch nicht. Deshalb wollen wir Sie aus dem Raum Nr. 4 wieder woanders hin verlegen.“

Meine Freunde waren beglückt. Die Tatsache, daß nach zweieinhalb Jahren zum ersten Mal ein Mensch die Zelle lebend verließ, war für sie eine Ermutigung.

„Wie kommt das nur, Herr Pastor“, scherzte einer von ihnen, „eigentlich müßte doch Ihr Körper den ärztlichen Anordnungen gehorchen und sterben!“

Ich sagte: „Wahrscheinlich würde man nach einigem Überlegen eine medizinische Erklärung finden, doch im Krieg wurde mir über das Suchen nach Erklärungen eine einzigartige Belehrung zuteil. Ich traf einige Männer von der Partei, die in Rußland gewesen waren. Ich fragte sie, warum wohl die Sowjetunion die Kampfaktionen gegen den Glauben so gut wie eingestellt habe. Einer von ihnen fragte: ‚Was ist denn Ihre Meinung?‘ Ich antwortete, es sei vermutlich eine Konzession England und Amerika gegenüber, die Rußland im Krieg unterstützten. Der Funktionär lächelte: ‚Das ist die Erklärung, die ich als Kommunist geben würde. Wenn ich ein Christ wäre, würde ich sagen, es sei eine Gebetserhörung.‘ Ich schwieg, weil er recht hatte. In der Bibel wird erzählt, daß einmal ein Esel einen Propheten zurechtweisen mußte. Deshalb möchte ich Ihnen jetzt sagen, daß die Tatsache, daß ich noch am Leben bin, ein Wunder Gottes und eine Gebetserhörung ist.“

Ich wußte, daß viele Menschen, sowohl die Gefangenen, die mich kannten, als auch meine Gemeindeglieder für mich beteten. Doch erst nach vielen Jahren

erfuhr ich, daß viele Tausende auf der ganzen Welt sich mit ihnen in der Fürbitte vereint hatten.

General ohne Stiefel

Raum Nr. 4 glich einem Altar, auf welchem die Menschen durch den Glauben umgewandelt und umgestaltet wurden. Ich freute mich, noch am Leben zu sein, doch der Raumwechsel bedeutete einen Abstieg. Aus der Atmosphäre der edlen Gesinnung und der Selbstaufopferung kehrte ich in die Welt des Zankes, der Eitelkeit und der Verstellung zurück. Es war tragikomisch zu sehen, wie viele von den Vertretern der früheren Oberschicht krampfhaft an ihren Illusionen festhielten. Verlotterte „Exzellenzen“ wünschten einander einen guten Tag, verhungerte „Generale“ erkundigten sich gegenseitig nach ihrer Gesundheit. Endlos unterhielten sie sich über die Wiedererlangung des verlorenen Reichtums.

Einem von ihnen, Vasile Donca, schenkte ich ein Stück Bindfaden, damit er seine Hosen festbinden konnte. Im Gefängnis war Bindfaden eine Kostbarkeit. Doch als ich diesen Mann am nächsten Tag ansprach, übersah er mich völlig. Ich hatte nämlich versäumt, ihn als „Herr General“ anzureden.

Wie viele andere, war auch Donca imstande, sein Letztes für eine Zigarette hinzugeben. Die einzigen, die Tabak hatten, waren die Wächter. Es war ihnen zwar verboten, ihn weiterzugeben, doch sie rauchten selbst eine Menge während der Nacht. Am Morgen war der Hof immer mit Zigarettenstummeln übersät. Die Leiter der Zellen und die Spitzel wurden morgens zuerst herausgelassen und hatten das Vorrecht, die Stummeln sammeln zu dürfen. Doch manchmal hatte auch ein anderer Gefangener das Glück, etwas zu finden. Er stand dann umringt von seinen Freunden, und alle

rauchten der Reihe nach, indem sie den Stummel auf eine Nadel aufspießten.

An einem Morgen stand ein Wächter an unserer Tür in der Nähe meiner Pritsche und zündete sich gerade eine Zigarette an. Donca schlich durch die ganze Zelle zur Tür und begann, leise aber eindringlich auf den Wächter einzureden.

„Was wollen Sie für diese Zigarette haben, Genosse?“

Der Wächter grinste: „Was haben Sie denn anzubieten, Herr General?“ Donca hatte gar nichts, doch er versuchte zu bluffen: „Ich bin nicht ganz ohne Freunde in hohen Stellungen. Jede Aufmerksamkeit, die Sie mir erweisen, wird nicht unbelohnt bleiben.“

„So? Einflußreiche Freunde?“ sagte der Wächter. „So sind Sie doch noch schließlich ein richtiger Kommunist?“

„Ich bin ein treuer Rumäne, Herr Wachtmeister!“

„So, so! Wenn Sie ein treuer rumänischer Kommunist wären, dann würde ich Ihnen eine Zigarette geben.“

Donca zauderte und sah sich verstohlen um. Der Wächter drehte sich um, als wollte er weggehen.

„Warten Sie! Natürlich bin ich ein treuer rumänischer Kommunist.“

Der Wächter winkte seine Kameraden herbei, sich den Spaß mit anzusehen.

„Sie tanzen also nach der russischen Pfeife, Herr General? Los, tanzen Sie uns was vor! Tanzen Sie mal den russischen Barentanz!“ Und er hielt ihm die Zigarette hin.

Mit ausgebreiteten Armen und mit schmerzvollem Grinsen sprang nun Donca von einem Fuß auf den anderen. Die Wächter hielten sich die Bäuche vor Lachen. Alle Gefangenen wandten ihre Gesichter ab, als Donca, zwischen den Beinen der Wächter kriechend, nach der weggeworfenen Zigarette suchte.

Als Donca verlegt wurde, nahm ein anderes Mitglied der ehemaligen Führungsschicht seinen Platz ein.

Es war General Stavrat. Schulterklappen machen ebenso wenig einen Offizier aus, wie die Kutte den Mönch. Stavrat hatte alle Qualitäten, die Donca fehlten. Obwohl er klein von Gestalt war, besaß er eine Kraft der Persönlichkeit, die andere Gefangene gegen ihn zwerghaft erscheinen ließ. Bärbeißig und jede Art von Schwächlichkeit verachtend, war er dennoch voller Güte und Freundlichkeit. Den Zelleninsassen gegenüber gebrauchte er mit Vorliebe die Anrede: „Männer“.

Julius Stavrat war ein General ohne Stiefel. Er hatte seine verschenkt. So gebrauchten wir beide mein Paar zusammen und zogen sie abwechselnd bei den Spaziergängen im Hof an. Bald nach seiner Ankunft wurden die ersten Lebensmittelpakete zugelassen. Eines von ihnen war an General Stavrat adressiert. Er öffnete es vor den aufgeregten Augen aller Anwesenden. Uns stockte der Atem: Schinken, geräucherte Wurst, Obstkuchen, Schokolade — welche Opfer mußte seine Frau gebracht haben, um all das zu kaufen. Stavrat, der nicht jahrelang nur von Abfällen gelebt hatte, wickelte alles wieder ein und kam an mein Bett. „Herr Pastor“, sagte er, „seien Sie bitte so gut und verteilen Sie das unter die Männer.“

Stavrat war in erster Linie Christ und erst dann Soldat. Als wir von der Explosion der ersten russischen Atombombe hörten, sagte er: „Dann dürfen wir nicht mehr auf eine amerikanische Intervention hoffen. Es ist besser, daß wir im Gefängnis umkommen, als daß Millionen von Menschen in einem Atomkrieg sterben.“

„Meinen Sie, solch ein Krieg würde die Menschheit vernichten?“ fragte ich ihn.

„Die Zukunft der Menschheit und auch ihre Vergangenheit“, sagte er. „Es wird keiner übrigbleiben, um unsere Kämpfe und Fortschritte durch die Jahrhunderte hindurch zu würdigen.“ Stavrat hatte tiefen Einblick

in die Geschichte. Er konnte sehr eindrucksvoll über Rumäniens Vergangenheit erzählen.

„Doch wenn ein Nuklearkrieg keine richtige Lösung ist“, fügte er dann hinzu, „und andererseits Zivilisation und Kommunismus nicht zusammen existieren können, weiß ich nicht, was die Lösung ist.“

„Es ist der lebendige christliche Glaube“, antwortete ich. „Er kann das Leben großer und auch kleiner Männer völlig verwandeln. Denken Sie nur an die Barbarenherrschaft eines Chlodwig von Frankreich, Stefan von Ungarn und Wladimir von Rußland. Nachdem sich diese Männer bekehrt hatten, wurde auch ihr Land christlich. Ähnliches kann wieder geschehen. Dann werden wir erleben, wie der Eiserne Vorhang zusammenschmilzt.“

der Donaukanal

Nachdem Gheorgiu-Dej sich aller seiner Rivalen entledigt hatte, war er jetzt unser Diktator. Er gab freimütig zu, daß der Regierung schwerwiegende Fehler unterlaufen seien; einer der schlimmsten sei das Projekt Donau-Schwarzmeer-Kanal gewesen. In drei Jahren waren Millionen verschwendet worden. Tausende von Menschen hatten ihr Leben lassen müssen. Doch von den geplanten sechzig Kilometern waren erst acht fertiggestellt worden. Bauführer und Lagerleiter wurden der Sabotage beschuldigt, drei Männer zum Tode verurteilt, zwei auf der Stelle erschossen. Dreißig weitere Männer bekamen Gefängnisstrafen zwischen fünfzehn Jahren und lebenslänglich. Eine erneute Untersuchung ergab, daß die Donau tatsächlich nicht genug Wasser für das Projekt liefern konnte — genau das, was die Ingenieure, die man wegen ihrer Behauptung erschossen hatte, schon am Anfang der Arbeiten gesagt hatten. Man ließ das Kanalprojekt fallen. Das einzige, was von der rumänischen Zeit- und Geldinvestition der

ersten kommunistischen Periode übrigblieb, waren die Arbeitslager. Sie konnten als Auffangstation für solche benutzt werden, die man in den überfüllten Gefängnissen nicht mehr unterbringen konnte.

Während wir uns über dieses Fiasko unterhielten, nahm mich Professor Popp zur Seite und sagte: „Seit meiner Rückkehr nach Tîrgul-Ocna habe ich Ihnen etwas verheimlicht. Dr. Aldea meinte, Sie könnten es bei Ihrem Gesundheitszustand nicht verkraften. Ihre Frau ist jetzt auch im Gefängnis. Sie hat auch am Kanalbau gearbeitet.“

Popp hatte die Einzelheiten von den verschiedenen Gefangenen, die dort gearbeitet hatten, zusammengetragen. Sabine war zwei Jahre nach mir verhaftet worden. Man hatte gar nicht erst Anklage gegen sie erhoben. Sie hatte als Diakonisse die Frauen der Gemeinde betreut, und man hatte ihr vorgeschrieben, was sie predigen sollte. Gerade das aber konnte sie ihrer inneren Überzeugung nach nicht befolgen.

So kam Sabine nach Poarta Alba und mußte mit anderen Frauen zusammen Erde in Karren schaufeln und diese über weite Strecken schieben. Wer seine Norm nicht erfüllte, bekam kein Brot. Dort waren patriotisch gesinnte Schulkinder und Prostituierte, Damen der Gesellschaft und Frauen, die um ihres Glaubens willen leiden mußten, zusammengewürfelt. Der Kommandant von Lager „Kilometer 4“, Kormos, wurde später zu schwerer Zwangsarbeit verurteilt, weil er dreißig Mädchen vergewaltigt hatte. Die Anklage lautete: „Untergrabung von Staatsprestige“.

Meine Frau kam unter die Verwaltung des berüchtigten Oberst Albon, des Chefs von Poarta Alba. Sie mußte dort wie ein Tier Gras essen, Ratten, Schlangen, Hunde — alles wurde verzehrt. Manche, die Hundefleisch gegessen hatten, sagten später, es schmecke ganz gut. „Würden Sie es denn wieder essen?“ fragte ich

sie. „Nein!“ war die Antwort. Sabine war klein und zart, deshalb war es der Lieblingsspaß der Wächter, sie in die eiskalte Donau hineinzuwurfen und sie dann wieder herauszufischen. Trotzdem blieb sie am Leben. Der Zusammenbruch des Bauprojektes war ihre Rettung. Zusammen mit anderen Häftlingen kam sie in einen staatlichen Schweinezuchtbetrieb. Dort mußte sie auch schwer arbeiten.

Professor Popp erzählte, ein Häftling von Vacaresti habe meine Frau im dortigen Krankenhaus gesprochen.

„Sie war schwerkrank“, sagte Popp, „aber sie wird am Leben bleiben. Sie weiß, daß Sie noch da sind. Die Frauen, mit denen sie zusammen war, erzählten von einem vermutlich sterbenden Pastor, der durch die Wand hindurch Predigten gehalten habe. Sie sagten Ihrer Frau, daß man seit 1950 Ihre Stimme nicht mehr gehört habe, Sie müßten also tot sein. Sie aber verneinte dies immer wieder und hielt an ihrem Glauben fest, daß Sie noch lebten, wenn auch der Schein dagegen spräche.“

Diese Nachricht raubte mir beinahe meine Selbstbeherrschung. Ich versuchte zu beten, doch schwarze Melancholie hatte sich meiner Seele bemächtigt. Tagelang sprach ich mit keinem Menschen. An einem Morgen sah ich vom Gefängnishof aus einen sehr würdevollen, alten orthodoxen Priester vor dem Dienstraum der Gefängniswärter stehen. Der kalte Wind blies durch seinen weißen Bart. Er war gerade angekommen, und man hatte ihn dort stehen lassen. Einige Funktionäre standen im Hof herum.

„Was tut denn dieser alte Priester hier?“ fragte einer von ihnen. „Er kam, um die Beichte der Gefangenen zu hören“, spottete ein anderer.

Genau das tat Vater Suroianu sehr bald. Er verbreitete eine derart heilige Atmosphäre um sich, daß

man den großen Wunsch verspürte, diesem Mann die ganze Wahrheit zu sagen. Ich glaube nicht an die Beichte als Sakrament; dennoch habe auch ich ihm offen von meiner Verzweiflung erzählt und ihm Sünden bekannt, die ich bis dahin noch vor keinem Menschen ausgesprochen hatte. Nicht oft werden die Wurzeln des Bösen im Sündenbekenntnis so bloßgelegt. Ich klagte mich immer mehr an, doch im Blick von Vater Suroianu begegnete mir im Laufe des Gesprächs keine Verachtung, sondern Liebe.

Suroianu hatte mehr Grund zum Klagen als wir alle. Die Geschichte seiner Familie war eine einzige Tragödie. Eine seiner Töchter, die verkrüppelt war, wurde ihres Gatten beraubt. Er war mit uns zusammen im Gefängnis Tîrgul-Ocna gewesen. Eine andere Tochter und deren Mann wurden zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt. Einer seiner Söhne war im Gefängnis gestorben. Der zweite, der Priester war, und in den Suroianu große Hoffnungen gesetzt hatte, wurde zum Gegner seines eigenen Vaters. Seine Enkel wurden entweder von der Schule gejagt oder verloren ihren Posten wegen der „parteiwidrigen“ Tätigkeit ihrer Eltern. Dennoch brachte Vater Suroianu, dieser einfache und wenig gebildete Mann, den ganzen Tag damit zu, andere zu ermuntern und zu erfreuen.

Er begrüßte die Menschen niemals mit „Guten Morgen“, sondern stets mit dem biblischen „Freuet euch!“ „Am Tage, wenn du nicht lächeln kannst“, sagte er mir, „sollst du deinen Laden nicht öffnen. Zum Lächeln braucht ein Mensch siebzehn seiner Gesichtsmuskeln, für ein böses Gesicht werden jedoch dreiundvierzig benötigt. Böse sein ist anstrengender als Güte.“

Ich fragte ihn: „Sie haben soviel Unglück erlebt, wie bringen Sie es fertig, sich immer zu freuen?“

„Wieso? Es ist eine schwere Sünde, das zu unterlassen“, sagte er. „Es gibt immer einen guten Grund

zur Freude: Es gibt einen Gott im Himmel und auch im Herzen. Zum Frühstück habe ich heute ein Stück Brot gegessen. Es schmeckte so gut, und sehen Sie, jetzt scheint die Sonne! Und so viele Menschen hier lieben mich! Jeder freudlos verbrachte Tag ist ein Verlust, mein Sohn. Dieser Tag wird niemals wiederkehren.“

die Hunde

Auch ich konnte mich bald wieder freuen, zum mindesten in dem Bewußtsein, daß mein brennendster Wunsch in Erfüllung gegangen war — ich war jetzt ein „Gefängnispastor“. In normalen Verhältnissen läßt ein Pfarrer die Glocken läuten und wartet, daß die Menschen in die Kirche kommen. Doch die Glieder meiner Gemeinde hier lebten mit mir „in der Kirche“, nicht nur einen Morgen in der Woche, sondern jeden Tag — und den ganzen Tag. Und sie mußten mir zuhören, ob sie wollten oder nicht.

Lazar Stancu, ein kluger Sprachwissenschaftler, dessen Verbrechen in der Arbeit für eine ausländische Nachrichtenagentur bestanden hatte, unterbrach einmal unsere Unterhaltung: „Bitte, nichts mehr über das Christentum! Es gibt andere interessante Religionen.“

„Gut“, sagte ich, „ich weiß auch über Konfuzius und den Buddhismus Bescheid.“ Dann erzählte ich eines von den weniger bekannten Gleichnissen des Neuen Testaments.

„Faszinierend!“ rief Stancu aus und bewunderte den schönen und originellen Gedanken der Geschichte. „Ich freue mich, daß Sie so denken“, sagte ich und erklärte, daß es in Wirklichkeit Christi Lehre war.

„Warum laufen Sie anderen Religionen nach?“ fragte ich. „Geht es dabei nur nach dem alten rumänischen Sprichwort: ‚Die Henne deines Nachbarn ist immer ein Truthahn‘, oder ist es einfach ein rastloses Forschen des Geistes nach unbekanntem Dingen?“

Stancu sagte: „Bernard Shaw hat einmal behauptet, die Menschen würden in ihrer Kindheit mit kleinen Dosen von Christentum derart immun gemacht, daß sie selten vom wirklichen Christentum infiziert würden.“

Eines Abends sprang ein junger Häftling plötzlich auf und schrie: „Aufhören! Aufhören! Aufhören!“ Alles war still. Er war gerade neu angekommen, und die anderen sahen ihn verwundert an. Er drehte sich um, rannte zu seiner Koje und warf sich darauf. Ich ging zu ihm hinüber. Er hatte ein nettes Gesicht, dessen Ausdruck Feingefühl verriet. Sein Unterkiefer und sein Hals waren mit improvisierten Verbänden bedeckt. Er sah mich mit tränenerfüllten Augen an und drehte sich um. Ich hatte das Gefühl, der Versuch, mit ihm zu sprechen, würde ihn noch mehr deprimieren und ließ ihn in Frieden.

Dr. Aldea sagte mir, er hieße Josif. „Ein feiner Bursche“, meinte er, „aber er wird zeitlebens von einem Geschwür im Gesicht Narben zurückbehalten. Er hat auch Knochentuberkulose.“ Folgendes erfuhr ich über ihn von Dr. Aldea: Josif wurde vor vier Jahren festgenommen, als er versuchte, nach Deutschland zu entkommen, wo seine Schwester lebte. Damals war er nur vierzehn Jahre alt. Die Geheimpolizei sperrte ihn mit einem Rudel abgerichteter Hunde ein. Sobald er sich von der Stelle rührte, sprangen ihn die Hunde an und schnappten ihm nach der Kehle. Er war mit Angst und Entsetzen erfüllt. Immer und immer wieder sprach er von den Stunden, die er, den Hunden ausgeliefert, an der Grenze verbracht hatte. Man hatte den Verdacht, Josif sei eine Schachfigur in einer politischen Intrige. Deshalb brachte man ihn nach Bukarest. Durch Folterungen versuchte man, Informationen aus ihm herauszuquetschen, über die er garnicht verfügte. Dann wurde er mit einer Gruppe Zwangsarbeiter an den Kanal ge-

schickt, wo er hungern mußte und schließlich der Tuberkulose zum Opfer fiel.

Ich beobachtete Josif, während er bei uns heimisch wurde. Er besaß eine angeborene Ehrlichkeit und Offenheit, vom Leben noch völlig unverdorben. Manchmal vergaß er seine Nöte. Wenn irgendein alter Gefängniswitz erzählt wurde, warf er seinen dunklen Haarschopf zurück und lachte aus vollem Halse. Doch seine Hand griff oft nach seinem verunstalteten Gesicht. Er hatte Schmerzen, doch bei weitem schlimmer war ihm der Gedanke, daß er sein Leben lang entstellt bleiben würde. In der Gewißheit, ihm einmal helfen zu können, wartete ich meine Zeit ab.

englisch gegen Zahnschmerzen

Einige Monate nach Stalins Tod wurde die Erlaubnis erteilt, monatlich ein Paket von zuhause zu empfangen. Postkarten wurden unter uns verteilt, und ich schrieb nach Hause mit der Bitte, mir zusätzlich zu den Nahrungsmitteln noch Zigaretten und „Dr. Filons alte Kleider“ zu schicken. Ich selbst kann das Rauchen nicht vertragen, doch weil die anderen sich so verzweifelt nach einer Zigarette sehnten, ließ ich mir stets die gestattete Menge schicken, um sie verschenken zu können. Das Ergebnis war, daß diejenigen, denen ich nichts geben konnte, beleidigt waren und solche, die etwas bekamen, den Verdacht hegten, ich würde anderen mehr geben.

Meine Bitte um die alten Kleider von Dr. Filon versetzte meine Familie in Verwirrung. Der Arzt war ein kleiner Mann, und ich war sehr groß. Ich hoffte, sie würden begreifen, daß ich in Wirklichkeit um Streptomycin bat. Aldea hatte mir berichtet, daß die Vertreter der sozialistischen Medizin jetzt zugaben, daß die vor zehn Jahren in Amerika entdeckte Droge tatsächlich wirksam sei. Wenn ich etwas davon bekommen

könnte, wäre er in der Lage, mich zu behandeln. Doch es war uns nicht gestattet, schriftlich darum zu bitten.

Abgesehen von der Tuberkulose quälten mich die ständig wiederkehrenden Zahnschmerzen. Wir alle hatten darunter zu leiden. Der Mangel an vollwertiger Nahrung und Zahnbehandlung ließ die Zähne in kurzer Zeit der Karies anheimfallen. Manch einem waren die Zähne auch ausgeschlagen worden. Zeitweise hatte ich fünfzig Pfund schwere Ketten um die Knöchel und konnte nicht einmal einige Schritte gehen, um die Zahnschmerzen einzudämmen. Am allerschlimmsten litt ich in Tîrgul-Ocna darunter. Ein Oberzahn bereitete mir den ganzen Tag über schreckliche Schmerzen. Gegen Abend verlagerte sich der Schmerz dann in den Unterkiefer. Es war kein Zahnarzt da, und so bestand keine Aussicht auf Erleichterung. Von Pascal wird erzählt, er habe seine Zahnschmerzen mit dem Lösen mathematischer Aufgaben bekämpft. Ich versuchte also, Predigten zusammenzustellen. Doch der Schmerz war anscheinend dem mathematischen Rechnen mehr unterworfen als freier Gedankenarbeit. Es kamen dabei nur kümmerliche Predigten heraus. Ich fing an zu dichten, doch es wurden Gedichte der Verzweiflung.

So versuchte ich, die Schmerzen zu vergessen, indem ich mit Josif ein Gespräch anfang. Ich setzte mich zu ihm und fragte, weshalb er so zornig werde, wenn ich redete.

Er sagte: „Ich hasse Gott, und wenn Sie so weitermachen, sage ich es den Wächtern!“ Seine Augen begannen sich mit Tränen zu füllen. „Lassen Sie mich in Ruhe!“

Doch die gute Veranlagung des Jungen gewann stets die Oberhand. Ein oder zwei Tage später erzählte er mir von seiner Hoffnung, seine Schwester in Deutschland wiederzusehen. Sie wollten dann zusammen zu Verwandten nach Amerika auswandern.

„Dann mußt du anfangen, englisch zu lernen“, sagte ich. „Ich möchte es schrecklich gern, aber wer kann es mir hier beibringen?“

Ich sagte, ich wäre bereit, ihm Unterricht zu geben. „Wirklich? Ist das wahr?“ Er war überglücklich. Obwohl wir weder Bücher noch Schreibmaterial besaßen, erwies er sich als ein glänzender Schüler.

Ich erzählte ihm von den englischen Büchern, die ich gelesen hatte und ließ ihn Teile aus der Bibel, die ich auswendig konnte, nachsprechen.

Spion

Josif war nicht der einzige, der gedroht hatte, mich anzuzeigen. Eine größere Gefahr unter uns waren jedoch die geheimen Spitzel. Solche Männer gaben oft vor, Patrioten zu sein. Damit kamen sie besonders bei jungen Menschen rasch zum Ziel.

Partisanen, die sich jahrelang in den Bergen Rumäniens versteckt gehalten hatten, animierten viele Jugendliche, eigene antikommunistische Gruppen zu bilden. Das hatte zur Folge, daß achtzehn- und neunzehnjährige Jungen und Mädchen festgenommen und eingekerkert wurden. In Tîrgul-Ocna hatten wir sogar einen Vierzehnjährigen bei uns. Diese jungen Leute lauschten gern den Geschichten, die der ehemalige Oberst des Geheimdienstes, Armeanu, von König Stefan dem Großen und anderen Vaterlandshelden zu erzählen pflegte.

General Stavrat, der Armeanu von früher her kannte, sagte: „Ich traue diesem Manne nicht. Wir müssen uns vor ihm in acht nehmen.“

Am gleichen Tag hörte ich im Vorbeigehen, wie Armeanu mit einem jungen Partisanen namens Tiberiu sprach. „Mich haben sie erwischt“, sagte Tiberiu, „doch die anderen kämpfen weiter.“ Als ich wieder an ihnen vorüberging, hörte ich Tiberiu sagen, daß sich unter

den Partisanen ein junges Mädchen befände. Armeanu sah mich kommen, klopfte ihm auf die Schulter und ging.

Ich bat Josif, genau zuzuhören. Ihn würde Armeanu weniger beachten, und tatsächlich konnte er einige Abende später einige Fetzen der Unterhaltung hören.

„Du bist doch ein so hübscher Kerl, hast du denn kein Mädchen gehabt?“ fragte Armeanu. „Klar!“ „Und ich wette, daß sie auch hübsch ist. Wie heißt sie denn?“ „Maria.“ „Und wo kommt sie her?“ — „Aha, ich kenne den Ort, ich war dort sogar mit einer Familie Celinescu befreundet. Sie hatten eine Tochter mit demselben Namen . . . Ach so, deine Maria ist ein Fräulein Cuza. Und ihr Vater? . . . Ein Hauptmann, sagst du? Vielleicht zufällig in dem 22. Regiment? . . . Ach, im 15. Ja, ja.“

Nach diesem Bericht war auch ich der Meinung, daß dieser Armeanu höchstwahrscheinlich ein Agent war. Das Mädchen Maria würde vermutlich innerhalb weniger Tage im Gefängnis landen. General Stavrat wollte ihn sofort stellen, doch ich wußte, daß wir keinerlei Beweismaterial gegen diesen Mann hatten. Als ich bald darauf Armeanu allein sah, begann ich eine Unterhaltung. Er fragte, warum ich im Gefängnis sei, und ich erkannte eine einmalige Gelegenheit.

„Als Spion“, sagte ich und setzte hinzu, mit einem Nationalisten wie ihm könne ich gewiß offen reden. „Daß ich verhaftet bin, hat nichts zu bedeuten. Ich bin nur ein kleines Rädchen in der Organisation.“ Ich ließ noch einige weitere Andeutungen fallen und ließ ihn Namen und Adressen aus mir herauslocken. Sein hämisches Gesicht hatte einen triumphierenden Ausdruck. Er meinte, eine Information ergattert zu haben, die seine Freilassung sicherstellte.

Sobald die Zelle am nächsten Morgen geöffnet wurde, sah Stavrat, wie Armeanu dem Wächter etwas

zuflüsterte. Sofort wurde der Oberst zur „medizinischen Untersuchung“ bestellt. Das war ein häufig gebrauchter Vorwand zum Interviewen von Spitzeln. Dann wurde ich zum politischen Funktionär beordert. Dieser Mann muß im Geiste schon einen Extra-Stern auf seinen Schulterklappen gesehen haben. Ohne den geringsten Versuch, Armeanu zu schützen, verlangte er sofort die ganze Geschichte des großen internationalen Spionagenetzes, das ich erwähnt hatte.

„Wenn Sie die Informationen weiterleiten, die ich gestern Armeanu gegeben habe, werden Sie in Bukarest Wut erregen, Herr Leutnant. Deswegen möchte ich Ihnen raten, es nicht zu tun. Sie würden sich selbst nur schaden.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er.

Ich sagte: „Das Ganze ist erfunden! Ich wollte lediglich prüfen, ob der Verdacht zu Recht besteht, den ich gegen Armeanu habe. Ich weiß jetzt Bescheid.“

Der Offizier starrte mich ungläubig an. Dann brach er in Lachen aus.

Ich ging zurück und erzählte Stavrat alles. Er nahm sich Armeanu vor. „Tapfere Männer sind unter Ihrem Kommando in den Tod gegangen“, sagte er, „und Sie sind jetzt ein Verräter geworden!“

Armeanu tobte. Doch von diesem Tag an war er ein Ausgestoßener. Jahre später hörte ich, daß er im Gefängnis gestorben war. Alle seine Verräterei hatte ihm nur Schande gebracht.

Liebe und Notlüge

Mein nächstes Päckchen enthielt 100 Gramm Streptomycin. Der Wink war verstanden worden. Ich dachte an die Männer, die ich im Raum Nr. 4 zurückgelassen hatte, und bat Stavrat, das Medikament dem Kränksten unter ihnen zu überbringen.

„Es ist Sultaniuc“, sagte er mit Abscheu, „ein Nazi von der Eisernen Garde und mit allen Wassern gewaschen. Er steht kurz vor dem Tode, obwohl er es nicht zugeben will. Sie sollten das Zeug lieber selbst nehmen! — Aber, wenn Sie es unbedingt wollen . . .“

Stavrat kam sehr bald wieder zurück. „Er wollte wissen, von wem die Medizin käme. Als ich sagte, sie wäre von Ihnen, gab er zur Antwort, er wolle nichts von einem Juden annehmen. An einem solchen Fanatiker ist Hopfen und Malz verloren.“

Ich hoffte, noch einen anderen Weg zu finden. Als Stavrat gegangen war, bat ich Josif, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Ihn könne niemand für falsch halten.

„Sage Sultaniuc, daß der General sich getäuscht habe. Sage ihm, es sei ein Geschenk von Graniceru. Er war auch ein Mann der Eisernen Garde, und ich hörte, daß er kürzlich Medikamente bekommen habe.“

Josifs Versuche blieben erfolglos. „Sultaniuc glaubt nicht, daß Graniceru ihm etwas schenken will. Er wird das Pulver nicht annehmen, wenn Sie nicht einen Eid schwören, daß es nicht von Ihnen kommt.“

„Warum nicht?“ sagte ich. „Ich habe ihm die Medizin gegeben, und er kann auch den Eid dazu haben. Das Streptomycin ist in Wirklichkeit auch gar nicht mein Eigentum. Ich übergab es Gott in dem Augenblick, da ich es erhielt.“

Dr. Aldea war irgendwo anders beschäftigt gewesen, als das Streptomycin ankam. Als er hörte, was daraus geworden war, war er sprachlos. Sogar Stavrat war durch meinen „falschen Eid“ verwirrt. Er meinte: „Ich dachte, ihr Geistlichen verlangt stets die volle Wahrheit und nichts als Wahrheit.“

Stavrat sollte bald erfahren, was die „volle Wahrheit“ kosten kann. Zwei neue Häftlinge, von denen jeder gegen den anderen ausgesagt hatte, wurden zu

uns in die Zelle gebracht. Der eine war ein katholischer Bischof, der Rom eine Mitteilung davon machen wollte, wie grausam seine Gemeinde verfolgt werde. Der andere war ein Rechtsanwalt, der den Klagebrief des Bischofs dem Päpstlichen Nuntius — als es in Bukarest noch einen gab — zum Weiterleiten an den Vatikan überbracht hatte. Als der Rechtsanwalt den Palast des Nuntius verlassen hatte, wurde er festgenommen. Er bestritt, einen Brief überbracht zu haben und wurde mit dem Bischof konfrontiert. Der Bischof sagte: „Ich kann nicht lügen. Ja, ich habe ihm einen Brief gegeben.“

Beide Männer wurden gefoltert und fanden sich in Tîrgul-Ocna wieder, wo sie darüber diskutierten, was recht gewesen sei. Der Bischof hoffte auf meine Unterstützung, doch ich konnte sie ihm nicht geben. „Es ist schön und gut, wenn ein Mann sich weigert zu lügen. Dann sollte er aber auch gefährliche Dinge ganz allein bewerkstelligen. Wenn er hingegen andere mit in die Gefahr hineingezogen hat, muß er diejenigen schützen, koste es, was es wolle.“

„Die ganze Geschichte hat mir viel Not gemacht“, protestierte der Bischof, „aber wie konnte ich etwas Unwahres sagen?“

Ich erwiderte, daß es bestimmt unsere Pflicht wäre, unseren Freunden zu helfen, wenn wir sogar unseren Feinden wohltun sollten. „Wenn meine Gastgeberin den ganzen Tag mit den Vorbereitungen für das Abendessen zugebracht hat, so fühle ich mich verpflichtet, ihr ein Kompliment zu sagen, selbst wenn ihr das Essen mißglückt sein sollte. Das ist keine Lüge, sondern einfache Höflichkeit. Wenn die Männer hier fragen: ‚Wann werden die Amerikaner kommen?‘ sage ich ihnen: ‚Es kann nicht mehr allzu lange dauern‘. Leider ist es nicht die Wahrheit, aber es ist auch keine Lüge. Es ist ein Wort der Hoffnung!“

Der Bischof ließ sich nicht überzeugen. Ich sprach weiter: „Wenn Sie die Puristen als Maßstab nehmen, wird alle Kunst zu einer Lüge. Wissen Sie, Faust hat niemals einen Vertrag mit dem Teufel unterschrieben — da ist nur dieser Lügner Goethe am Werk. Auch Hamlet hat niemals existiert. Das ist die Lüge eines Shakespeare. Die einfachsten Witze (ich hoffe, daß Sie über Witze lachen!) sind eine Erfindung.“

„Das mag schon sein“, erwiderte der Bischof, „aber hier handelt es sich um eine persönliche Angelegenheit. Wenn Sie, Herr Wurmbrand, von den Kommunisten verhört werden, haben Sie nicht das Empfinden, daß Sie die Wahrheit sagen müssen?“

„Natürlich nicht! Ich habe keinerlei Bedenken, das erste beste zu sagen, was mir in den Sinn kommt, solange es diejenigen, die meine Freunde fangen wollen, auf eine falsche Spur bringt. Sollte ich etwa diesen Leuten Informationen geben, die sie zu Angriffen auf die Gemeinde benutzen können? Ich bin ein Diener Gottes!

Diese Welt benutzt schöne Worte für abscheuliche Dinge: Betrug wird Klugheit genannt, Gemeinheit läuft unter dem Namen der Volkswirtschaft, Lüsterheit schmückt sich mit dem Wort ‚Liebe‘. Aber hier ist das häßliche Wort ‚Lüge‘ für etwas gebraucht worden, das unser Instinkt für richtig befindet. Ich achte die Wahrheit, aber ich würde ‚lügen‘, um einen Freund zu retten.“

Als wir allein waren, fragte mich Josif: „Was nennen Sie dann also eine Lüge?“ — „Warum erwartest du eine Definition von mir? Wenn dein eigenes Gewissen vom Heiligen Geist geleitet ist, wird es dir in der jeweiligen Lebenslage kundtun, was du sagen und was du verschweigen sollst. Du denkst doch nicht, daß der Eid, von dem du Sultaniuc wegen des Streptomycins berichtet hast, eine Lüge war?“ „O nein“, sagte Josif mit seinem lieben Lächeln. „Das war eine Tat der Liebe.“

Begegnung mit dem Sohn

Josifs Bitterkeit schwand immer mehr. Eines Tages fragte ich ihn nach unserer Englischstunde: „Warum sagst du, daß du Gott haßt?“ „Warum?“ wiederholte er. „Sagen Sie mir zuerst, warum Gott den Tb-Bazillus geschaffen hat“, und er meinte, damit sei die Unterhaltung abgeschlossen.

„Ich will es dir gern erklären“, sagte ich, „wenn du in Ruhe zuhören willst.“ Er gab traurig zurück: „Wenn Sie das können, werde ich die ganze Nacht zuhören.“

Ich drohte, ihn beim Wort zu nehmen. Es sei ein Problem, sagte ich, das an die Wurzel des menschlichen Leides und des Bösen rühre. Josif war nicht der einzige, der wissen wollte, wie solche Dinge unter den Augen eines gnädigen Gottes geschehen konnten. Wahrscheinlich haben wir uns alle im Gefängnis diese Frage gestellt, und es gab nicht nur eine, sondern mehrere Antworten.

„Erstens haben wir die Neigung, das Unangenehme mit dem Schlechten zu verwechseln. Warum ist der Wolf böse? Weil er die Schafe frißt. Und das ärgert mich, denn ich möchte das Schaffleisch selbst gern essen! Doch der Wolf muß Schafe fressen, um leben zu können, ich aber kann mich von anderen Dingen ernähren.

Außerdem hat der Wolf den Schafen gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Wir jedoch pflegen sie von klein auf, füttern und tränken sie, und wenn sie volles Vertrauen zu uns gefaßt haben, dann schlachten wir sie ab. Und niemand denkt dabei, daß wir böse sind.“

Josif hatte seinen Kopf in die Hand gestützt und sah mich an. „Mit den Bazillen ist es das gleiche: Ein Bazillus erzeugt den Sauerteig, ein anderer ruiniert die Lunge eines Kindes. Keiner der beiden Keime handelt bewußt, und doch finde ich den einen gut und verdamme den anderen. Die Dinge sind also nicht gut oder

böse in sich selbst, wir stufen sie nach ihrer Nützlichkeit für uns ein. Wir wollen, daß das ganze Universum sich uns anpaßt, obwohl wir nur ein winziges Teilchen davon sind.“

In der Zelle war es dunkel und erstaunlich still. „Zweitens“, sagte ich, „ist das, was wir böse nennen, oft einfach das noch nicht vollendete Gute.“

„In meinem Fall“, warf Josif ein, „wird das einiger Beweise bedürfen.“

Ich sagte: „Du hattest vor viertausend Jahren einen Namensvetter. Er wurde von seinen Brüdern in die Sklaverei verkauft und hatte in Ägypten unter vielen anderen Ungerechtigkeiten zu leiden. Danach wurde er zum Ministerpräsidenten erhoben und hatte so die Macht, das Land — und seine treulosen Brüder — vor dem Hungertode zu retten. Wie Joseph kannst auch du nie wissen, ob das, was sich ereignet hat, letzten Endes gut oder böse ist, bevor die Geschichte zu Ende ist. Wenn ein Maler ein Porträt anfängt, ist alles, was du zunächst sehen kannst, ein Gewirr von Farben. Es dauert lange, bis das Modell erkennbar wird. Jeder bewundert das Bild der Mona Lisa, doch Leonardo hat vierzig Jahre gebraucht, um es zu vollenden. Beim Besteigen eines Berges muß man ein Stück harte Arbeit leisten, bevor man vom Gipfel aus das Panorama genießen kann.“

„Aber die Männer, die hier im Gefängnis sterben“, sagte Josif, „werden die Aussicht vielleicht nie sehen.“

„Es kann aber auch sein, daß die Zeit im Gefängnis ihnen zum Aufstieg verhilft. Wäre Genosse Gheorgiu-Dej jemals in Rumänien an die Macht gelangt, wenn er nicht wie wir im Gefängnis gesessen hätte?“

„Aber was ist mit solchen, die zu ihren Lebzeiten nicht mehr in die Freiheit kommen?“

„Lazarus starb in Armut und Krankheit“, sagte ich. „Aber Jesus erzählt uns in seiner Geschichte, daß er von

den Engeln in die ewige Seligkeit getragen wurde. Nach dem Tode wird jeder von uns eine Entschädigung bekommen. Erst, wenn wir das Ende von allem sehen, können wir hoffen, das Ganze zu verstehen.“

Josif versprach, darüber nachzudenken.

Eine gute Nachricht vermag Zahnschmerzen sofort zu heilen. Der Brief, den ich bekam, brachte mich in den siebenten Himmel, weil er mir mitteilte, daß sich meine Frau in Freiheit befand. Sie durfte zwar Bukarest immer noch nicht verlassen, aber mein Sohn sollte bald die Erlaubnis bekommen, mich zu besuchen. Damit endete der Brief, weitere Informationen waren nicht erlaubt.

Ich hatte Mihai zum letzten Mal gesehen, als er neun Jahre alt war. Jetzt war er bereits fünfzehn. Ich konnte mir meinen Sohn gar nicht so groß vorstellen. Wir waren immer sehr große Freunde gewesen, und der Gedanke an unsere Begegnung ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Schließlich wurde ich in eine große Halle geführt. Ich mußte in einer Kabine Platz nehmen. Sie hatte nur ein kleines Fenster, mit drei Eisenstäben vergittert. Das Gegenüber konnte nur einen kleinen Teil meines Gesichtes sehen. Der Gefängniswärter rief aus: „Mihai Wurmbrand!“ Er kam herein und setzte sich mir gegenüber. Er sah bleich, mager und hohlwangig aus, mit den ersten Anzeichen eines Bartes.

Hastig, aus Angst, er könnte unterbrochen werden, begann er: „Mutter sagt, selbst wenn du im Gefängnis sterben solltest, darfst du nicht traurig sein, weil wir uns alle im Himmel wiedersehen werden.“ Welch ein Trost in diesen ersten Worten! Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich riß mich zusammen. „Wie geht es ihr? Habt ihr zu Hause genug zu essen?“ „Es geht ihr gut, und wir haben zu essen“, sagte er. „Unser Vater ist sehr reich.“

Die Wächter, deren Aufgabe es war, unser Gespräch zu überwachen, grinsten. Sie meinten, meine Frau hätte wieder geheiratet.

Auf jede meiner Fragen fand Mihai eine Antwort in Form eines Bibelverses, so daß ich in den wenigen Minuten, die uns bewilligt waren, nur wenig über das Leben meiner Familie erfuhr. Doch Mihai sagte mir, er hätte bei den Wächtern am Eingang ein Päckchen für mich abgegeben.

Ich bekam das Päckchen am nächsten Tag zusätzlich zu den erlaubten, weil Mihai es an Richard Wurmbrand adressiert hatte. Alle anderen waren an mein Gefängnis-Ich, Vasile Georgescu, gerichtet. Bald darauf traten alle Einschränkungen wieder voll in Kraft. Wir erhielten keine Besuche, keine Pakete und keine Briefe mehr.

Gutes für Böses

Noch bevor alle Erleichterungen rückgängig gemacht wurden, geschah es eines Tages, daß ein Wächter einen Korb in die Zelle schleppte. Darin befanden sich Laken und Frottiertücher — ein unvorstellbarer Luxus. Es war mehr, als wir alle zusammen brauchten. „Sie haben sich erzählt“, meinte Emil, ein Schneider von Beruf. „Wir wollen den Rest für Kleidung zuschneiden. Ich kann rasch einige warme Hemden aus diesem Zeug herstellen.“

Ion Madgearu, ein Rechtsanwalt, sagte mit Unbehagen: „Das wäre Diebstahl von Staatseigentum.“ „Wer wird es denn erfahren? Es gibt ja kein Bestandsverzeichnis.“ — „Ich bin ein politischer Häftling und kein Krimineller.“

„Ein Dickkopf sind Sie!“

Man teilte sich in zwei Parteien und warf sich gegenseitig seine Gründe an den Kopf. Josif bat mich um eine Stellungnahme. „All dieses ‚Staatseigentum‘ ist uns gestohlen worden“, sagte ich, „uns sind nur Lumpen

übriggeblieben. Deshalb sind wir berechtigt, uns so viel wie eben möglich zurückzuholen. Wir sind es unseren Familien schuldig, alles nur Menschenmögliche zu tun, um den Winter zu überleben. Es ist doch genau dasselbe, wenn morgens ein schlaftrunkener Wächter kommt und fragt: ‚Wieviel Mann sind heute in dieser Zelle?‘ Wir versuchen, die Zahl etwas höher anzugeben, um zusätzlich etwas mehr Brot zu bekommen, und es ist ganz recht so.“

Madgearu sagte: „Ich ziehe es vor, das Gesetz zu befolgen.“

„Aber bei jedem Gesetz gibt es solche, die dadurch benachteiligt werden. Das Gesetz sagt einem Millionär, der nichts entbehrt, nicht zu stehlen. Das gleiche verlangt es von Ihnen und von mir, die wir gar nichts besitzen. Sogar Jesus nahm David in Schutz, der unerlaubte Dinge tat, als er großen Hunger litt.“

Madgearu ließ sich schließlich doch von uns umstimmen, doch später erzählte er mir, er habe einen besonderen Grund, warum er diese Art Kompromisse nur sehr ungern möge. „Ich war früher Staatsanwalt“, erzählte er, „und habe während meiner Amtszeit Hunderte zu Gefängnis verurteilt. Ich war der Meinung, daß es völlig gleichgültig sei, was ich sage, die Partei würde sie ja doch in jedem Fall ins Gefängnis stecken. Als man mich später zum Sündenbock für irgendein Versehen machte, und ich nun selbst zu fünfzehn Jahren verurteilt wurde, war ich wie betäubt. Man schickte mich zu den Bleiminern in Valea Nistrului. Dort war ein gläubiger Häftling sehr freundlich zu mir. Er teilte sein Essen mit mir und war mir ein guter Freund. Ich hatte das Gefühl, ihm früher begegnet zu sein und fragte, warum er im Gefängnis sei! ‚O‘ sagte er, ‚ich half einmal einem Mann, der in Not war wie Sie. Er kam auf meinen Hof und bat um Nahrung und Obdach; dann wurde er als ein Partisan verhaftet, und

ich bekam zwanzig Jahre.' ,Welch eine Schande!' sagte ich. Er sah mich mit einem eigentümlichen Gesicht an. Da erinnerte ich mich plötzlich — ich war der Staatsanwalt gewesen, der seinen Fall bearbeitet hatte. Dieser Mann hatte mir nie einen Vorwurf gemacht, doch sein Beispiel, das Böse mit Gutem zu vergelten, bewog mich, ein Christ zu werden.“

der Schock

Als Josif das Hemd anprobierte, das Emil aus dem überschüssigen Frotteestoff genäht hatte, fing er an zu singen. Das Hemd glich einer einfachen Tunika mit einer Öffnung für den Kopf. Doch Josif war beglückt, etwas Frisches auf der Haut zu fühlen. „Staats Eigentum! Jedermann stiehlt heutzutage“, sagte er fröhlich.

Stavrat sagte: „Er hält das für ganz normal. Innerhalb von zehn Jahren haben wir uns in eine Nation von Dieben, Lügnern und Spitzeln verwandelt. Bauern stehlen von dem Land, das ihnen früher gehörte, Landarbeiter stehlen das Eigentum des Kollektivs. Selbst der Friseur stiehlt die Rasiermesser aus seinem eigenen Laden, der jetzt dem Kollektiv gehört. Anschließend müssen sie ihre Diebstähle vertuschen. Haben Sie, Herr Pastor, Ihre Steuerzahlungen absolut gewissenhaft entrichtet?“ Ich gab zu, daß ich nicht eingesehen hatte, weshalb ich das Geld der Gemeindeglieder einer gottlosen Partei in den Rachen werfen sollte. „Nächstens wird Stehlen als ein Unterrichtsfach in der Schule gelehrt werden“, sagte Stavrat. Josif warf ein: „In der Schule habe ich nichts für voll genommen. Die Lehrer sagten uns, daß Bessarabien schon immer ein Teil Rußlands gewesen sei. Dabei weiß jedes Kind, daß es uns gestohlen wurde.“

„Guter Junge“, sagte der General.

„Ich hoffe, du lehnt auch ihre Lehren gegen die Religion ab, Josif“, setzte ich hinzu und erzählte ihm

von einem Professor, den ich gekannt hatte. „Dieser Mann mußte regelmäßig Vorlesungen über den Atheismus halten. Nachdem er sich in seinem Zimmer bekreuzigt und Gott um Vergebung gebeten hatte, ging er hinaus und erzählte den Studenten, daß Gott nicht existiere.“

„Aber natürlich“, sagte Josif. „Er wurde gewiß bespitzelt.“ Er konnte sich eine Welt einfach nicht vorstellen, in der man sich nicht nach allen Seiten umsehen mußte, bevor man seinen Mund aufat.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs kamen wir auf einen Spitzel namens Jivoïn zu sprechen. Er war aus der jugoslawischen Armee desertiert und war an der Grenze als Spion verhaftet worden. Um sich bei den Gefängnisbehörden beliebt zu machen, spielte er nun einen Anti-Titoisten und brachte Gefängniswächter in Schwierigkeiten, indem er sie wegen Vernachlässigung der Gefängnisordnung anzeigte. „Einige von uns sind fest entschlossen, Jivoïn eine Lehre zu erteilen“, sagte Josif. „Wenn wir ihn alle gemeinsam fertigmachen, können sie uns nicht allzu streng bestrafen.“

„Wartet noch einen Tag damit“, sagte ich. „Ich weiß etwas, was vielleicht noch besser funktioniert.“

Jivoïn war gewohnt, daß alle Zelleninsassen ihm die kalte Schulter zeigten. Deshalb fühlte er sich geschmeichelt, als ich ihn aufsuchte und ihn bat, mir von seiner Heimat zu erzählen. Bald war er mitten drin, erzählte kroatische Witze, serbische Sprichwörter und pries die Schönheit von Montenegro, seine Volksweisen und seine Tänze. Unter meinen anregenden Fragen steigerte er sich immer mehr in eine Begeisterung hinein.

„Und was ist eure neue Nationalhymne?“ fragte ich.

„O, sie ist herrlich! Haben Sie sie noch nicht gehört?“

„Nein, ich möchte sie aber sehr gern hören!“

Hoherfreut sprang Jivoïn auf und begann zu singen.

Die Wächter in den Gängen merkten nicht, daß es die Tito-Hymne war, bis er zum Refrain kam. Dann aber wurde Jivoiu gegriffen und vor den zorngefüllten Polit-Offizier geschleppt. „Das ist also das Ende seiner Laufbahn“, sagte Josif. Wir fingen an zu lachen.

Jivoiu wurde auf diese Weise unschädlich gemacht. Kurz darauf wurde ein ehemaliges Mitglied der Eisernen Garde, Hauptmann Stelea, aus dem unteren Stockwerk in unsere Zelle verlegt. Dort war er mit einem alten Kriegskameraden zusammen gewesen und bedauerte es, sich von ihm trennen zu müssen.

„Wie hieß er?“ fragte General Stavrat.

„Ion Coliu“, sagte Stelea. „Er wurde in derselben Nacht in unsere Zelle gebracht, als ich von Tîrgul-Ocna hier ankam. Wir konnten uns herrlich über die alten Zeiten unterhalten.“

Stavrat fragte, ob Stelea irgendwelche Geheimnisse, die er im Verhör und unter der Folter verschwiegen hatte, Coliu erzählt habe. „Ja, alles“, sagte Stelea. „Er war jahrelang mein bester Freund. Ich würde mein Leben für ihn einsetzen.“

Als Stavrat Stelea erzählte, daß Ion Coliu der verachtetste aller Spitzel in Tîrgul-Ocna war, konnte er es nicht fassen. Stavrat bat mich, es zu bestätigen. Stelea saß danach stundenlang auf seiner Pritsche wie ein Soldat, der einen Bombenschock erlitten hat. Dann sprang er plötzlich auf, fing an, hysterisch zu schreien und auf uns einzuschlagen, bis die Wächter ihn hinausschleppten.

Jedes Gefängnis hat einen besonderen Raum für Menschen, die einen Nervenzusammenbruch erleiden. Dort läßt man sie rasen und schreien, den Fußboden mit ihrem Kot verunreinigen und gegeneinander kämpfen. Manch einer hatte dabei schon den Tod erlitten. Das Essen wird nur durch einen Spalt hindurchgeschoben. Kein Wächter würde je unter diesen Ärmsten sein Leben riskieren.

Jesusähnlichkeit

Josifs Gefängnisstrafe war bis auf einige Wochen abgelaufen. Er schmiedete schon Zukunftspläne, sagte er mir. „Meine Schwester in Deutschland wird für uns eine Ausreisegenehmigung nach Amerika beantragen. Ich werde mein Englisch vervollkommen und ein Handwerk erlernen.“

Doch er konnte sich immer noch nicht mit seinem entstellten Gesicht abfinden. Eines Abends erzählte ich ihm von Helen Keller. Wie sie, blind und taubstumm, dennoch zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten Amerikas wurde. Josif war fasziniert. Ich schilderte ihm, wie sie sich selbst das Klavierspielen beigebracht hatte. Ihre einzige Hilfe bestand in einem Stück tönenden Holzes, dessen freies Ende sie zwischen die Zähne nahm, während das andere Ende am Klavier befestigt war. Durch ihre Arbeit erhielten Tausende von Blinden die Blindenschrift.

„In einem ihrer bekannten Bücher schreibt sie, sie habe den Sternenhimmel zwar nie gesehen, doch sie habe den Himmel in ihrem Herzen. Aus diesem Grunde sei sie in der Lage, vor der Menschheit, die zwar sehen kann, aber oft versäumt, diesen Sinn zweckentsprechend zu gebrauchen, die Herrlichkeit der Schöpfung Gottes auszubreiten.“

Helen Keller stammte aus einer wohlhabenden Familie. Wenn sie das „Glück“ gehabt hätte wie andere Mädchen, im Besitz gesunder Sinne zu sein, hätte sie ihr Leben möglicherweise in Banalitäten verzettelt. Stattdessen benutzte sie das, was man allgemein Unglück nennt, als Ansporn zum Erreichen ungeahnter Erfolgsmöglichkeiten.“

„Solche Fälle kommen auch nur einmal unter tausenden vor“, sagte Josif sinnend.

„Das stimmt nicht! Es gibt viele, die ihr gleichen. Der russische Schriftsteller Ostrowskij war blind, ge-

lähmt und so verarmt, daß er seinen Roman auf Packpapier schreiben mußte. Sein Roman ist heute weltberühmt. Große Männer waren oft kranke Menschen. Schiller, Chopin und Keats hatten Tuberkulose wie wir. Baudelaire, Heine und unser eigener Dichter Eminescu hatten die Syphilis. Die Wissenschaftler sagen uns, daß die Erreger dieser Krankheiten unsere Nervenzellen anregen und auf diese Weise die Intelligenz und das Wahrnehmungsvermögen steigern, wenn sie auch am Ende zum Wahnsinn oder zum Tode führen. Tuberkulose kann einen schlechten Menschen noch schlechter machen, aber ein guter Mensch wird dadurch nur besser. Durch die Erkenntnis, daß sein Leben bald zu Ende geht, wird er den Wunsch haben, alles Gute zu schaffen, das in seiner Kraft steht, solange er noch Zeit hat.

Josif half oft im Raum Nr. 4. Ich fragte ihn: „Ist dir die besondere Art von Heiterkeit, Sanftmut und Klarheit aufgefallen, die einigen der Tuberkulosekranken eigen ist?“ Seine Augen leuchteten auf: „Tatsächlich! Das stimmt! Wie eigentümlich.“

Ich sagte: „Tausende von Jahre hindurch hielt man eine Pilzart, die sich in den Wänden ausbreitet, für schädlich. Dann hat Sir Alexander Fleming vor fünf- undzwanzig Jahren das Gute daran entdeckt: Penicillin, das unzählige Krankheiten heilt, war das Ergebnis. Dieser Pilz wurde als schädlich betrachtet, bis seine Nützlichkeit erkannt wurde. Wahrscheinlich müssen wir noch lernen, die Tb-Bazillen zu unserem Besten auszunutzen. Wenn diese für uns unheilbare Krankheit endlich besiegt worden ist, wird man vielleicht unsere Kinder mit geringen Dosen damit impfen, um ihre Intelligenz anzuregen.“

Gott schuf Himmel und Erde und auch dein Leben und so viel Schönheit, Josif. Dein Leiden hat einen Sinn, genauso, wie Jesu Leiden sinnvoll war. Denn

durch seinen Kreuzestod hat er die Menschheit erlöst.“ Josif zitterte in seinem neuen Hemd, das inzwischen schon abgetragen war. So nahm ich die Jacke aus Wollstoff, die mir meine Verwandten geschickt hatten, und trennte für mich selbst das Futter aus. Dann bat ich Josif, die Jacke anzunehmen. Er zog sie an und schlug wohligh die Arme um seine enge Brust, um zu zeigen, wie warm er sich fühlt.

Josifs Bekehrung nahm an diesem Tag ihren Anfang. Doch er brauchte noch einen Anstoß, der ihm zum Glauben verhalf. Dies geschah bei der Verteilung der Brotrationen. Jeden Morgen wurde das Brot reihenweise auf den Tisch gelegt. Jede Portion sollte etwa hundert Gramm wiegen, doch es gab immer geringe Unterschiede. Deshalb gab es oft Unstimmigkeiten darüber, wer zuerst wählen dürfe, und wer zuletzt an der Reihe sei. Man wurde um Rat gefragt, welche Portion wohl die größte sei. Hinterher fühlte sich der Beratene oft betrogen, und Freundschaften gingen an einem Bissen Schwarzbrot zugrunde. Als ein mürrischer Häftling namens Trailescu mich zu täuschen versuchte, wurde er von Josif beobachtet.

Ich sagte zu Trailescu: „Nehmen Sie mein Brot noch dazu. Ich weiß, wie hungrig Sie sind.“ Er zuckte mit der Achsel und stopfte sich das Brot in den Mund.

Am gleichen Abend saß ich mit Josif zusammen. Wir übersetzten Verse aus dem Neuen Testament ins Englische. Josif meinte: „Wir haben jetzt fast alles gelesen, was Jesus gesagt hat. Doch ich weiß immer noch nicht, was für ein Mensch er gewesen ist.“

„Ich will es dir beschreiben“, sagte ich. „Als ich noch im Raum Nr. 4 war, hatten wir einen Pastor unter uns, der bereit war, alles wegzuschenken, was er besaß: seinen letzten Bissen Brot, seine Medizin und seine Kleider. Ich habe solche Dinge auch manchmal weggegeben, wenn ich sie lieber für mich behalten hätte.“

Doch manchmal konnte ich mich außergewöhnlich ruhig verhalten, wenn die anderen Männer hungrig, krank und in Not waren. Es machte mir nichts aus. Dieser andere Pastor aber besaß wirklich eine Christusähnlichkeit. Man hatte das Gefühl, daß die bloße Berührung seiner Hand Ruhe und Gesundheit zu vermitteln vermochte. Eines Tages sprach er mit einer kleinen Gruppe von Häftlingen, und einer stellte ihm die gleiche Frage, die du mir gestellt hast: ‚Wie war Jesus? Ich habe nie jemanden getroffen, der so war wie der Mann, von dem Sie sprechen.‘ Der Pastor muß in diesem Augenblick sehr mutig gewesen sein, denn er antwortete schlicht und demütig: ‚Jesus ist wie ich.‘ Und der Mann, der die Freundlichkeit des Pastors oft erfahren hatte, antwortete lächelnd: ‚Wenn Christus Ihnen ähnlich ist, dann liebe ich ihn.‘ Es kommt nur sehr selten vor, daß man derartiges aussprechen darf, Josif. Doch darin sehe ich das wahre Christentum. An ihn zu glauben, ist gar nicht so schwer. Das wahrhaft Große ist, ihm ähnlich zu werden.“

„Herr Pastor, ich bin auch jemand Jesusähnlichem begegnet“, sagte Josif. Sein Blick war voller Unschuld und Frieden.

Einige Augenblicke vergingen, und wir fuhren mit unserem Unterricht fort. Ich erzählte Josif, was Jesus den Juden zur Antwort gab, als sie ihn um ein Zeichen baten, damit sie an ihn glauben könnten. ‚Unsere Väter‘, sagten sie, ‚hatten Brot vom Himmel; Moses hatte es ihnen gegeben.‘ Und Jesus antwortete: ‚Ich bin das Brot des Lebens! Wer zu mir kommt, der wird nie wieder hungern oder dürsten. Eure Väter haben gegessen und sind gestorben, ich aber spreche von dem Brot, welches vom Himmel kommt. Wenn ein Mensch davon ißt, wird er nie sterben.“

Am nächsten Tag arbeitete Josif, wie er es jetzt oft tat, im Raum Nr. 4. Als wir uns am Abend wieder-

sahen, sagte er: „Mein größter Wunsch ist, ein Christ zu werden.“ Ich taufte ihn mit ein wenig Wasser aus einem Bleikrug, indem ich sprach: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Als er entlassen wurde, war sein Herz von jeder Bitterkeit völlig frei.

Am Tag seiner Entlassung umarmte er mich zum Abschied. In seinen Augen waren Tränen. „Sie haben mir wie ein Vater geholfen“, sagte er, „jetzt komme ich mit Gottes Hilfe allein zurecht.“

Jahre später sind wir uns wieder begegnet. Er war ein Christ, doch nun war er stolz, die Narben zu tragen, die ihn einst so bitter gemacht hatten.

Irrlichter

Unsere Gefängnisverwaltung wurde mit dem Schrecken über Stalins Tod bald fertig. In Sibirien hatte es ernstliche Schwierigkeiten in den Arbeitslagern gegeben, und sie waren fest entschlossen, keine Schwäche zu zeigen. Alte Einschränkungen wurden wieder in Kraft gesetzt und neue geschaffen. Die Fenster wurden fest verschlossen und übergestrichen trotz aller Proteste der Ärzte. Nur in der Nacht, wenn die Wächter es nicht sahen, konnten wir sie einige Zentimeter weit öffnen. Im Sommer waren die Hitze und der Gestank ganz entsetzlich.

Auch außerhalb des Gefängnisses nahm die Verfolgung der Kirchen zu. Von den neu verhafteten orthodoxen Priestern hörten wir, daß Patriarch Justinian ganz und gar ein Werkzeug der Partei geworden war.

Eine seiner schlimmsten Taten war die schlechte Behandlung Mutter Veronicas. Diese Nonne wurde in ganz Rumänien verehrt. Vor Jahren hatte Veronica, damals ein ungebildetes Bauernmädchen, behauptet, eine Vision der Jungfrau Maria gehabt zu haben. Sie sei ihr auf einem Feld begegnet und habe befohlen, ein

Nonnenkloster an dieser Stelle zu bauen. Nachdem eine Anzahl ähnlicher Erscheinungen berichtet worden waren, gingen bald Spenden ein, und zweihundert junge Mädchen nahmen den Schleier. In den folgenden Jahren wurde das Heiligtum der Jungfrau zu einem Wallfahrtsort, ähnlich wie Lourdes. Nachdem die Kommunisten zur Macht gekommen waren, gewann die Legende, sie würde Rumänien befreien, neue Bedeutung. Eines Tages fuhr Justinian in einem glänzenden schwarzen Wagen vor und begann seine „heilige Handlung“ damit, daß er den Priester der Klosterkapelle exkommunizierte. Dann verkündete er den Nonnen in seiner Eigenschaft als Haupt der Kirche, sie verschwendeten nur ihre Zeit im Warten auf das Leben nach dem Tode. Sie sollten lieber hinausgehen und sich in der Welt ihr Vergnügen suchen. Weshalb sollten sie ihr Recht auf ein Sexualeben der Illusion von den zukünftigen Freuden opfern? Doch er sprach zu tauben Ohren. Die Nonnen weigerten sich, ihre Zufluchtsstätte zu verlassen. Dem Besuch von Justinian folgte also eine Razzia der Geheimpolizei. Die Schwestern, die ihr Gelübde nicht brechen wollten, wurden schändlich mißhandelt, und schließlich wurde das Kloster geschlossen.

Diese Nachricht erschütterte Rumänien. Selbst die Partei machte sich eine Zeitlang Sorgen. Mutter Veronica wurde an einem geheimen Ort gefangengehalten und durch harten Druck gezwungen zu gestehen, daß ihre Vision auf einer Einbildung beruhe. Nach ihrer Freilassung heiratete sie und bekam Kinder. Das war das Ende des rumänischen Lourdes.

Ein anderer Schlag für die Gläubigen war das Schicksal von Petrache Lupu, bekannt als der „Hirtenheilige“ von Oltenia. Vor vielen Jahren hatte er beim Schafehüten die Gestalt eines alten Mannes gesehen. Dieser alte Mann hatte sich als Gott vorgestellt und erklärt, es sollten mehr Kirchen gebaut und mehr Geld den

Armen gegeben werden. Obwohl Lupu eine vererbte Syphilis hatte und kaum in der Lage war, sich klar auszudrücken, wurde ihm seine Geschichte geglaubt. Tausende kamen, um ihn zu sehen. Als der Krieg ausbrach, wurde er per Flugzeug an die Front gebracht, um den Truppen Mut zuzusprechen. Die Soldaten rissen sich darum, ihm die Hand küssen zu dürfen. Er ging von einer Abteilung zu der anderen und teilte ihnen mit, Gott wolle, daß sie mehr Russen töteten. Als ihn die Kommunisten festnahmen, fragte Petrache Lupu seine Mitgefangenen, wann die Amerikaner sie befreien würden. „Warum auf die Yankees warten?“ gaben sie zur Antwort. „Dein ‚alter Mann‘ wird dich gewiß noch früh genug erretten.“ „Er würde es schon gerne“, gackerte Lupu, „aber er hat kein Gewehr!“

Die orthodoxen Priester erwähnten traurig noch ein anderes Beispiel: die Geschichte eines wundertätigen Mönches, Arsene Boca, dessen Jünger behaupteten, sie brauchten ihm nicht zu beichten, er wisse alle ihre Sünden, wenn er sie nur ansähe. Boca verbrachte eine Zeitlang im Gefängnis, danach zog er seine Kutte aus, heiratete und lebte als ein völlig anderer Mensch.

Viele von der Partei gegen die Religion gerichteten Schläge versetzten lediglich den Auswüchsen des primitiven Aberglaubens den Todesstoß. Der echte Glaube gedieh besser denn je. Doch es entspricht der menschlichen Wesensart, daß, wenn der religiöse Aberglaube zu gründlich ausgerottet wird, der atheistische Aberglaube unter Umständen dessen Platz einnimmt. Anstatt der überschwenglichen Verehrung der Heiligenbilder, herrschte bei uns die Götzenanbetung des Massenmörders Stalin, und der zweite Teufel war noch ärger als der erste.

die Quittung

Ein neuer Trupp von Gefangenen wurde eingeliefert. Einer von ihnen, der grausame Schläge bekommen hatte, verlangte nach mir. Zusammen mit Prof. Popp ging ich über den Gang.

Es war Boris. Nachdem die Umschulungsaffäre zu Ende war, hatte man den alten Gewerkschaftler von einem Gefängnis in das andere gesteckt. Jetzt lag er auf dem Steinfußboden, wo die Wächter ihn hingeworfen hatten. Die anderen Zelleninsassen waren draußen zum Luftschnappen, und kein Mensch hatte ihm geholfen, bis Popp vorüberkam. Wir hoben ihn auf eine Pritsche. Sein schmutziges Hemd, steif von geronnenem Blut, klebte an seinem Körper. Ganz langsam und unter Schmerzen weichten wir es auf. Sein Rücken, kreuz und quer mit frischen und schon verschorften Peitschenstriemen bedeckt, kam zum Vorschein. Das war der Lohn für seine Mitarbeit bei der Umschulung und auch all der anderen Mitläufer, die durch das Schwingen der Peitsche die Gunst der Partei zu gewinnen hofften.

Die Häftlinge kehrten von draußen zurück. Viele von ihnen blickten mit Haß und Verachtung auf Boris.

„Ich wollte es ja nicht anders haben“, sagte der Alte, während Popp und ich seine Wunden reinigten.

„Du hast es auch ganz schön bekommen“, sagte jemand.

Boris preßte meinen Arm: „Ich habe jemanden getroffen, den Sie kennen. Patrascanu gab mir eine Botschaft für Sie.“

Boris erzählte, daß Lucretiu Patrascanu, der ehemalige Justizminister, der kurz nach unserer Verhaftung 1948 meine Zelle geteilt hatte, tot war. In dem Jahr der Unsicherheit, das Stalins Tod folgte, hatten die Parteichefs — genau wie unsere Wächter — Angst,

sie könnten in einer Konterrevolution untergehen. In ihren Augen war der Häftling Patrascanu ein Mann mit großer Anhängerschaft, der Führer einer Befreiungsbewegung werden könnte. Sie fürchteten seine Rache. Nachdem er sechs Jahre im Gefängnis verbracht hatte, machte man ein eiliges Gerichtsverfahren und verurteilte ihn zum Tode.

Boris war nur kurz mit ihm zusammen gewesen. Er erzählte, daß Patrascanu, der so viel getan hatte, um dem Kommunismus an die Macht zu verhelfen, noch vor dem Tode gefoltert worden sei. Als er sich über die Kälte beklagt hatte, zog man ihm warme Winterkleider an und legte ihn in Ketten. Die Zelle wurde solange überhitzt, bis er nach Luft rang und in Schweiß gebadet war. Er bat flehentlich, die Zentralheizung abzdrehen. Sie zogen ihn bis aufs Hemd aus, stellten die Heizung ab und ließen die Temperatur in der Zelle unter den Nullpunkt absinken. Auf diese Weise wurde er abwechselnd gebraten und gefrostet, und als er danach immer noch nicht starb, wurde er hinausgeführt und erschossen.

Boris erzählte: „Er sagte zu mir, ‚sollten Sie noch einmal Wurmbrand begegnen, sagen Sie ihm, daß er recht gehabt hat.‘“

Dr. Aldea erschien. „Wir müssen Sie in den Raum Nr. 4 bringen“, sagte er zu Boris.

das Reich Gottes

Ich verbrachte so viel Zeit wie möglich mit Boris in der „Todeszelle“. Schon nach wenigen Tagen schien er auf dem Weg der Besserung zu sein. Obwohl er zu stolz war, es zuzugeben, war er glücklich, wieder in der Atmosphäre der Menschenfreundlichkeit zu sein.

Er nickte in Richtung seines Nachbarn, eines Zeugen Jehovas. „Der alte Losonczi betet für mich! Die Gebete, die er aufsagt, reichen für uns beide.“ Dann fuhr er

etwas lauter fort: „Losonczi! Du erzählst doch Gott alles, nicht wahr?“

Der alte Mann antwortete: „Ich bitte um das Gute für uns alle.“ „Bis jetzt hast du noch keine Antwort bekommen“, sagte Boris. „Vielleicht betrügt er dich oder will dich wie Hiob auf die Probe stellen?“

Er griff nach meiner Hand. „Da sind wohl ein paar Erklärungen nötig, was? Jahr um Jahr beten die Männer um Freiheit, um Nachricht von ihren Familien, um eine einzige Mahlzeit, die wirklich schmeckt, und — was bekommen sie? Gar nichts! Ich war in Jilava, dem schlimmsten Gefängnis in ganz Rumänien. Meine Freunde beteten: Gott, wenn du uns liebst, dann gib uns ein Essen, in dem keine Würmer sind.“

„Und wurde das Essen besser?“ fragte Losonczi.

„Nein! Es wurde schlechter!“

Ich sagte: „Bringt eine ärztliche Behandlung nicht auch oft Schmerzen mit sich? Denken Sie nur an die Tiere, die während wissenschaftlicher Experimente sterben. Wenn ein Hund erkennen könnte, daß das, was ihm widerfährt, der Lebensrettung von Millionen höherer Lebewesen dient, würde er da die Schmerzen oder gar den Tod nicht gern in Kauf nehmen? Ich glaube, daß unsere Leiden den kommenden Generationen zum Guten dienen. Jesus trug seine Schmerzen in dem Wissen, daß sie die Erlösung der Menschheit bedeuten.“

Losonczi mischte sich in die Unterhaltung: „Auf der ganzen Welt sprechen die Menschen jeden Tag das Vaterunser und verlangen, sein Reich möge kommen. Aber es kommt nicht. Ich glaube, ich weiß auch, warum: Sie plappern zwar ‚Dein Reich komme‘, aber sie beten es nicht von Herzen. In Wirklichkeit wollen sie, daß die Eiserne Garde, die Amerikaner, der König oder sonst jemand kommen und ihnen helfen soll.“

Boris hörte ernsthaft zu.

„Sie können sicher sein, daß das Reich Gottes ihnen am wenigsten am Herzen liegt. Dabei könnten sie es ganz gewiß erlangen, wenn sie dafür ihre Gedanken und ihre Arbeit einsetzen würden. In unserem Dorf wurde einmal ein Gottesdienst gehalten, in dem für die Armen gebetet werden sollte. Sämtliche Dorfbewohner waren anwesend außer einem reichen Bauern. Sein Platz blieb leer. Wir dachten schon, wir seien sehr viel besser als er. Da kam sein Sohn mit vier Säcken Weizen angefahren. Er stellte sie an der Kirchentür ab und sagte: ‚Mein Vater sendet seine Gebete.‘ Dieser Mann tat etwas, um das Reich Gottes zu schaffen.“

Ich sagte: „Das ist die Antwort auf Ihre Frage, Boris. Die Bibel hat versprochen, daß die Juden aus allen Enden der Erde kommen und ihr Reich in Palästina bekommen sollen. Doch diese Prophetie wäre vielleicht noch weitere tausend Jahre nicht erfüllt worden, wenn Männer wie Herzl und Weitzmann nicht an ihrer Verwirklichung gearbeitet und darum gerungen hätten.“

Andere Bewohner der Todeszelle, hagere, in sich gekehrte Männer, fragten mich über die Bedeutung des Gebetes, und auf welche Weise es eine Hilfe sein könne. Ich dachte laut weiter: „Viele betrachten Gott wie einen reichen Mann, den man um Gefälligkeiten bittet. Viele hängen am Aberglauben fest, doch Christen im Gefängnis wissen, daß wir eine reinere Form unseres Glaubens anstreben müssen, wenn es auch nicht jedermanns Sache ist. Unsere Gebete nehmen die Form einer Meditation an; sie sind Übergabe und Liebesbeweis.“

Millionen rufen täglich den Vater an, doch da wir ja Gottes Kinder sind, tragen wir mit an seiner Verantwortung. Diese Gebete sind deshalb auch an uns gerichtet. Wohnt denn der Vater, zu dem alle beten, nicht in unseren Herzen?

Wenn ich also spreche: ‚Geheiligt werde dein Name‘, bin ich es, der Gottes Namen heiligen muß. ‚Dein Reich

komme', bedeutet, daß ich darum kämpfen muß, daß die Wahnsinnsherrschaft der Bestialität, der ein großer Teil der Erde unterworfen ist, bald ein Ende hat. ‚Dein Wille geschehe‘ — und der ~~Wille~~ von guten Menschen, und nicht der von schlechten. ‚Vergib uns unsere Schuld‘ — ich muß also auch vergeben. ‚Führe uns nicht in Versuchung‘ — ich muß also andere vor Versuchungen bewahren. ‚Erlöse uns von dem Bösen‘ ist ein Aufruf an mich, alles nur Erdenkliche zu unternehmen, um die Menschen vom Bösen freizumachen.“

Sex

Losonczi und ich wurden Freunde. Er war ein interessanter Mensch, ein Bauer, dessen unkomplizierter, gesunder Menschenverstand durch die seltsamen Ansichten eines Zeugen Jehovas hindurchleuchtete. Ich stellte fest, daß er zufällig in diese Sekte gelangt war. Die orthodoxe Kirche hatte ihn enttäuscht, aber da er sich in einer inneren Krise befand, suchte er verzweifelt nach einem Halt. Deshalb wählte er den ersten besten Glauben, der ihm angeboten worden war. Es gab viele solche „Flüchtlinge“ aus den großen Konfessionen. Wäre Losonczi in eine der gesetzlich anerkannten Gruppen wie Baptisten oder Adventisten geraten, wäre er nicht als einer der verbotenen Zeugen Jehovas zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Als ich mich einmal mit ihm unterhielt, fragte er mich: „Wissen Sie, weshalb ich in Wirklichkeit hier bin?“ Es sei nicht nur deshalb, sagte er, weil die Partei die Zeugen Jehovas wegen ihrer aufrechten Haltung hasse. „Vor Jahren habe ich eine große sexuelle Sünde begangen. Ich habe bereut und habe Gott gebeten, mich zur Sühne dafür leiden zu lassen. Meine Sühne ist noch nicht zu Ende.“

Losonczi war jetzt für eine andere Lehre nicht mehr aufnahmefähig, er lag im Sterben. Ich sagte: „Selbst

heiligen Männern fiel es schwer, ihre fleischliche Natur in der Gewalt zu halten. Jesus wußte das. Er hat unsere Sünden gesühnt, Sie brauchen nicht mehr für sich selbst zu sühnen.“ „Ich kann es nicht vergessen“, gab er zur Antwort.

Einige Tage später kam ich wieder in die Zelle. Das Bett von Losonczi war leer. Er war während der Nacht gestorben.

Ein alter Mann starb mit dem Gedanken an eine geschlechtliche Jugendsünde, und er war nicht der einzige. Sex bereitete jedermann im Gefängnis fortwährende Qualen. Häftlinge saßen da und starrten ins Leere. Ihre Gedanken drehten sich ständig um die Vorstellung von Männern und Frauen beim Geschlechtsverkehr und jeglicher erdenklicher Perversionen. Sie suchten sich Erleichterung zu verschaffen, indem sie dauernd von diesen Dingen sprachen. Oft versuchten sie auch, mich mit provozierenden Fragen herauszufordern. Am meisten quälten sich verheiratete Männer bei dem Gedanken daran, was bei ihnen zu Hause vorgehen mochte. Mehr als die Hälfte von ihnen waren bereits während ihrer Abwesenheit von ihren Frauen geschieden worden. Der Druck, sich von einem „Konterrevolutionär“ scheiden zu lassen, war sehr groß. Frauen, die ihre inhaftierten Ehegatten anderer Männer wegen verlassen hatten, sahen keinen Grund, der Versuchung der Scheidung zu widerstehen.

Einer der Männer, die wie unter einem Zwang ständig von Sex redeten, besaß früher ein Warenhaus und hatte nach seinen eigenen Angaben viele hübsche Verkäuferinnen verführt. Nicolas Frimu, ein feister Mann in mittlerem Alter, war stolz auf seinen Gefängnis-Spitznamen „Der große Liebhaber“. Er prahlte oft mit seiner jungen Frau, die Schauspielerin war und die ihn nach seinen Worten vergötterte.

Als er zum Büro des Kommandanten gerufen wurde, erwartete er einen Bescheid auf seine Berufung, die er gegen seine Verurteilung eingelegt hatte. „Jetzt werde ich bald draußen sein“, sagte er, „und dann —!“ Er küßte laut seine Finger.

Er war bald wieder da, rot vor Wut. „Meine Berufung wurde abgewiesen, und sie hat sich scheiden lassen und ist wieder verheiratet“, explodierte er. In den nächsten Minuten malte er pausenlos aus, welche grausame Rache er an der Frau und an ihrem zweiten Mann, dem Direktor des Staatstheaters, nehmen würde. Andere verlassene Ehemänner spornten ihn mit Geschrei und bitterem Gelächter an und erfanden noch gräßlichere Strafen.

Ich sagte: „Aber wieviele von uns würden ihren Frauen treu bleiben, wenn sie frei und die Frauen im Gefängnis wären?“

„Fangen Sie nicht an zu predigen“, schrie Frimu.

Ich erwiderte: „Es tut mir leid, daß Sie eine so schlechte Nachricht erhalten haben. Aber Sie haben selbst immer von den Mädchen erzählt, die Sie verführt haben. Wie können Sie erwarten, daß Frauen keusch bleiben, wenn sie von Männern wie Sie umgeben sind?“

Dekan Novac, der gewöhnlich sehr schüchtern und zurückhaltend war, überraschte uns, indem er sagte: „Man kann nicht immer den Ehegatten beschuldigen. Ich habe versucht, meine Frau glücklich zu machen und dachte, es sei mir gelungen. Doch als ich nach meiner ersten Gefängnisstrafe nach Hause kam, öffnete mir ein Fremder die Tür. Meine Frau kam heraus und sagte: ‚Ich bin mit ihm verheiratet, also geh bitte!‘ Ich versuchte, mit ihr zu sprechen, doch sie weigerte sich, mich anzuhören. ‚Ich habe genug Schwierigkeiten gehabt. In mein Haus kommt kein Konterrevolutionär mehr‘, hat sie geschrien. Und so habe ich meine erste Nacht in der Freiheit im Warteraum eines Bahnhofs verbracht.“

„Ganz schöner Dummkopf!“ sagte Frimu.

Petre, ein Flieger, fragte: „Und wie war es mit der zweiten Nacht?“

Der Dekan wurde rot und wandte sich ab.

Emil, ein Bauer, bebte vor Zorn, als er von seiner Heimkehr aus einer früheren Haft erzählte. „Meine Hündin roch mich, als ich noch auf dem halben Weg auf der Straße war. Sie riß ihre Kette vom Zaun los und rannte mir entgegen. Als ich mich zu ihr beugte, sprang sie hoch und leckte mein Gesicht. Dann ging ich ins Haus und fand meine Frau mit einem anderen Mann im Bett.“

Er sah sich in der Runde um. „Welche von den beiden war denn die Hündin, Pastor?“

die Partnerin

Die kommunistische Partei arbeitete bewußt daran, die sittliche Gesinnung zu zersetzen. Doch abgesehen von diesem Umstand, hielt sich denn überhaupt noch jemand an die Lehren der christlichen Kirche, was das Sexualeben anbetrifft? Nach den Gesprächen in den Gefängniszellen erschien es höchst unwahrscheinlich. Einige Gläubige unter den Gefangenen versuchten, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Sie richteten an jeden eine einfache Frage und baten um wahrheitsgetreue Antwort. Die Frage lautete: Sind Sie den grundlegenden Lehren der christlichen Kirche immer gehorsam gewesen, indem Sie vor der Ehe in Gedanken, Worten und Werken keusch, und in der Ehe treu geblieben sind?

Von dreihundert Gefangenen, alle dem Namen nach Christen, bejahten zwei. Der eine war der alte fromme Vater Suroianu und der andere ein Junge von fünfzehn Jahren.

Wir besprachen dieses Ergebnis. General Stavrat sagte: „Die Kirche wird wieder umdenken müssen. Eine

Armee kann nicht in den Kampf ziehen, wenn keiner den Befehlen gehorcht.“

„Etwas zu predigen, wonach sich in der Praxis doch keiner richtet, macht alles wertlos, was ein Priester noch zu sagen hat,“ bemerkte der Journalist Stancu.

„Wir können nicht der Bibel widerstreben“, wandte Dekan Novac ein.

„Gewiß nicht“, sagte ich. „Doch wenn wir auch keine Kompromisse mit der Sünde schließen können, sollten wir für den Sünder Verständnis haben. Zu biblischen Zeiten trugen die Frauen Schleier. Ihre Gewänder glichen mehr einem Zelt als einem Kleidungsstück. Man mußte schon ein Virtuose des Lasters sein, um ein Mädchen verführen zu können. Heutzutage werden ihre Kleider mit Absicht so entworfen, daß sie Männer ködern, und es gibt auch reichlich Gelegenheit dazu.“

„Erinnern wir uns daran, wie Jesus die Frau behandelte, die im Ehebruch ergriffen wurde. Keiner der Anwesenden brachte es fertig, den ersten Stein zu werfen. Sie alle schlichen davon, und Jesus fragte: ‚Weib, hat dich niemand verdammt? Geh und sündige nicht mehr.‘“

Der Dekan machte sich Sorgen: „Junge Leute haben heute zu viel Freiheiten; sie brauchen Führung.“

Ich bejahte, fügte aber hinzu: „Wir müssen aber auch lehren, daß das Geschlechtliche eine Gabe Gottes an die Menschheit ist. Um es von jedem Makel des Unanständigen zu befreien, müssen wir die volle Wahrheit darüber sagen. Auch die Theologie gibt dazu einige Hinweise. In dem ältesten theologischen Buch der Welt, der ‚Maneva-Darma-Sostra‘ heißt es: ‚Die Frau ist ein Altar, auf dem der Mann das wohlgefällige Opfer seines Samens Gott darbringt.‘“

„Die meisten von uns sehen die Frau von der mehr trivialen Seite“, sagte Stancu bedauernd. „Sie ist etwas, was man einfach gebraucht, ein Gegenstand des Ge-

nusses oder eine hübsch angezogene Puppe, mit der man sich gerne sehen läßt. Eine Sklavin, die putzt und kocht oder ein Idol, in dessen Dienst ein Mann sich selbst verlieren kann. Niemand scheint sie als einen gleichwertigen Partner anzusehen, nicht einmal im Bereich der sexuellen Freuden.“

„Die Hauptsache bei der Partnerwahl ist, jemand zu finden, der einen glücklich machen kann“, meinte der Dekan.

„Oder gerade umgekehrt“, sagte ich. „Einer der glücklichsten Männer, die ich kannte, heiratete ein einfaches Dorfmädchen, weil er meinte, sie würde keinen anderen Mann finden.“

„O, wie romantisch!“ spottete Stancu. „Die Ehe ist lediglich ein Geschäft. Als meine Eltern ein Mädchen mit einer passenden Mitgift fanden, war die Sache abgemacht. Wir waren beide ganz zufrieden, indem jeder seinen eigenen Weg ging.“

„Sie sind also in Wirklichkeit gar nicht verheiratet“, sagte ich.

„Das Band wurde in der Kirche geknüpft!“

„Ich betrachte eine Ehe, die aus materiellen Gründen geschlossen wurde, als ungültig vor Gott, selbst wenn sie vom Papst in Rom eingesetzt worden ist.“

Stancu lachte: „Dann muß es ja eine Menge ungültiger Ehen geben. Die Burschen verkaufen sich an reiche Mädchen, genauso, wie arme Mädchen an reiche Männer verkauft werden. Ist es denn nicht unvernünftig, mehr Wert auf ein hübsches Gesicht zu legen, das vergeht, als auf ein solides Bankkonto, das bleibt?“

Als Antwort erzählte ich Stancu von einer jungen Frau, die von ihren Eltern gezwungen worden war, einen reichen Mann zu heiraten. Nach Jahren von Herzeleid verliebte sie sich in den Schneider, der ihre Kleider nähte. Sie verließ ihren Mann und lebte mit dem Schneider zusammen. Viele Kirchgänger wollten

mit ihr nichts mehr zu tun haben. Mit einem Manne in wilder Ehe zu leben, ist Sünde. Doch ich versuchte, mich in ihre Lage zu versetzen. Ihre Eltern hatten sie mit Schlägen und anderen Gewaltmaßnahmen zu dieser Ehe gezwungen. Das beste war, diese Frau nicht zu verachten, sondern ihr zu helfen, indem man sie ermunterte, die Dinge legal zu ordnen, die man nicht mehr rückgängig machen konnte. Ich bat meine Leute, sie nicht voreilig zu richten.

„Die junge Frau kam weinend, um mir zu danken. Ich sagte ihr, daß Gottes Register nicht mit dem Kirchenregister identisch sei. ‚Gott hat Verständnis für die Empfindungen, die Sie in die Arme eines anderen Mannes getrieben haben, wenn er sie auch nicht gutheißt. Und Gott hat Sie immer noch lieb.‘ Sie schlang die Arme um meinen Hals und küßte mich. In diesem Augenblick kam meine Frau herein.“

Die anderen brachen in Gelächter aus. Stancu fragte: „Und wie haben Sie ihr die Situation erklärt?“

„Es gab nichts zu erklären“, sagte ich. „Die Frau lebte glücklich mit dem Schneider, und als er Jahre später starb, erzählte ich meiner Frau, was damals geschehen war.“

Trieb und Leistung

Man hat häufig die Vorstellung, daß Gefängnisse homosexuelle Beziehungen fördern, doch wir haben nichts dergleichen erlebt. Mag sein, daß Krankheiten, Erschöpfung und Überfüllung, die unser Dasein kennzeichneten, hindernde Faktoren waren. Professor Popp hatte eine oder zwei Vermutungen in dieser Richtung aufs entschiedenste bestritten.

Ich sagte, wir müßten die Sünde verurteilen, doch diese oft unglücklichen Menschen müßten wir zu verstehen suchen und ihnen ihre Fehlritte wie andere

menschliche Unzulänglichkeiten verzeihen. Wir sollten versuchen, sie zu heilen. Viele große Männer waren homosexuell: Alexander der Große, Hadrian, Plato, Leonardo da Vinci und viele andere zeigten in ihren Werken ein tiefes christliches Empfinden. Angefangen von Sokrates, den man einen Christen vor Christus nennt, bis hin zu Michelangelo und unseren Zeitgenossen Oscar Wilde und Henri Dunant, dem Gründer des Internationalen Roten Kreuzes.

„Ja, ich kenne diese Ehrenliste“, sagte Popp. „Doch viele dieser Leute tragen ihr Problem zur Schau, zum Beispiel auf der Bühne, und machen eine Privatangelegenheit zum öffentlichen Gespräch. Da die Gesellschaft doch diese Neigungen verurteilt, sollte man wenigstens ein wenig Schamgefühl an den Tag legen.“

Ein Rabbiner erinnerte an einen Ratschlag aus dem Talmud, dem Buch von hoher Lebensweisheit. „Es heißt, wenn ein Rabbi eine sündige Regung nicht unterdrücken kann, soll er wenigstens einen Skandal vermeiden, sich mit einem Tuch verhüllen und in eine andere Stadt gehen. Danach soll er wiederkommen, um das Gesetz zu predigen.“

Paul Cernei, ein junger Mann, der einst der Eisernen Garde angehörte, hatte bis dahin ruhig auf einem benachbarten Bett gelegen. Nun schwang er seine Füße auf den Boden und sagte: „Ich will Ihnen ein wirkliches Problem zeigen, eines, das mein Leben ruiniert hat. Vor einigen Jahren lernte ich ein Mädchen kennen — nennen wir sie Jenny. Wir verliebten uns. Sie erlaubte mir nie, sie nach Hause zu bringen, bis ich ihr verschwieg, daß ich bei ihrem Vater um ihre Hand bitten wollte. Als ich das Haus gefunden und mich angemeldet hatte, erschien er und sagte: ‚Mein Sohn, Jenny hat mir von Ihnen erzählt!‘ Ich sah ihn mit Entsetzen an. Er war ein Rabbiner und trug den Davidstern an der Brust. Ich war ein Antisemit und stammelte, ich

hätte nicht geahnt, daß Jenny aus einer jüdischen Familie komme und verließ das Haus.“

Er schwieg. „Ich habe das Mädchen nicht wieder-gesehen“, sagte er dann. „Ich habe nicht geheiratet, ich konnte sie nicht vergessen. Und ich hörte, daß sie auch noch ledig ist.“

Cerneis Geschichte hatte uns bewegt. Stavrat sagte: „Wenn Sie wieder herauskommen, wird es vielleicht noch nicht zu spät sein.“

„Aber wenn wir dann wirklich heiraten könnten“, meinte Cernei, „wer von uns sollte seine Religion aufgeben? Ich bin orthodox, und sie ist eine Jüdin.“

Ich sagte: „Entweder hat Ihr Glaube eine Bedeutung für Sie, dann können Sie ihn um nichts in der Welt aufgeben. Oder es ist nicht der Fall. Dann können Sie auch auf ihn verzichten. Doch da Sie ja einander lieben, warum sollte da nicht jeder seine Konfession behalten können?“

„Ich hätte dann aber auch gerne Kinder“, antwortete er. „Sie müßten in einer der beiden Konfessionen erzogen werden.“

Ich meinte, wenn die Kinder größer wären, könnten Cernei und seine Frau ihnen den Inhalt der beiden Glaubensbekenntnisse in gegenseitigem Respekt nahebringen. „Die Kinder könnten später ihren Weg selbst wählen. Sie könnten aber auch Ihre Zuneigung als Mittel benutzen, Ihre Frau mit Liebe für die Wahrheit zu gewinnen.“

„Ihre Eltern würden niemals in einen Konfessionswechsel einwilligen“, sagte Cernei.

„Sie sollte gewiß ihre Eltern anhören, doch sie dürfte sich nicht unterordnen, wenn sie wüßte, daß sie im Unrecht sind.“

Stavrat schüttelte den Kopf. „Ehre Vater und Mutter“, zitierte er.

„Aber General“, sagte Cernei. „Mein Vater verließ das Haus, als ich noch in der Wiege lag. Meine Mutter lief mit einem anderen davon. Ich bin in einem Waisenhaus erzogen worden.“

Darauf wußte keiner von uns eine Antwort.

„Ich wünschte, ich hätte damals ein wenig nachgedacht, ehe ich wegging“, sagte Cernei.

Ich habe schon viele Häftlinge ähnliches sagen hören. Wir alle gleichen Kraftwagen, bei denen die Scheinwerfer hinten angebracht sind. Rückblickend erkennen wir das Unheil, das wir angerichtet haben. Wir sehen die Menschen, die wir durch unser Verhalten verletzt haben. Erst, wenn es zu spät ist, wird es uns bewußt, daß ein kurzes Überschlagen der Kosten unseres Tuns — unsere Familie, unsere Gesundheit oder ganz einfach unsere Selbstachtung — uns zu einer völlig anderen Handlungsweise bewegen hätte.

Als Cernei uns verlassen hatte, sagte der General: „Er ist ein ordentlicher junger Mann. Man macht heute immer die schlechte Erziehung verantwortlich, wenn ein Mensch auf die schiefe Bahn gerät. Doch die Erbmasse ist auch von Bedeutung. In der Viehzucht gehen wir sehr sorgfältig vor, aber entartete, nichtswürdige Verbrecher läßt man ungehindert ihresgleichen in die Welt setzen.“

Christen dürfen dieses grundlegende Problem der Vererbung nicht außer acht lassen. Wir machen Anstrengungen, den Erwachsenen zu einem Gesinnungswandel zu verhelfen und bestrafen die Verbrecher. Doch nie legen wir es werdenden Eltern nahe zu bedenken, ob nicht etwas in ihrer Erbanlage dem Ungeborenen schaden könnte. Das Geschlechtsleben ist nicht nur dazu da, Babys in die Welt zu setzen. Es hat einen Eigenwert, indem es das Leben schöner und glücklicher macht. Doch damit dürfen wir nicht entschuldigen, daß wir Kinder rein zufällig in die Welt setzen

um einer Augenblicksfreude willen und dabei vergessen, daß Zeugung ein heiliger Akt ist.

Die meisten der Häftlinge, die ja allesamt unter ständigem Mangel an Nahrung zu leiden haben, sehen ihre sexuellen Nöte auf der gleichen Ebene wie den Hunger. Beim Jüngsten Gericht wird den Menschen vorgehalten werden, daß sie versäumt haben, die Hungrigen zu speisen. Manche meinen, daß dann auch die getadelt werden, die es unterlassen haben, das Verlangen des Partners nach Liebe in der bestmöglichen Weise zu stillen und ihren Partner auf diese Weise zu erhöhen und glücklicher zu machen.

Natürlich gibt es Ungerechtigkeit auf dem geschlechtlichen Gebiet, wie es auch soziale und volkswirtschaftliche Ungerechtigkeiten gibt. Dies ist eine der größten Ursachen des menschlichen Leides. Das geschieht dadurch, daß jedes Gesetz, sogar das göttliche Gesetz, unvermeidbar ein Element der Ungerechtigkeit in sich trägt. Es gibt gleiche Maßstäbe für ungleiche Menschen, die oft in völlig verschiedenen Verhältnissen leben. Das Gesetz verlangt das Gleiche von den Reichen und den Armen, von den Menschen mit einer starken und einer schwachen sexuellen Veranlagung, von Intellektuellen und Ungebildeten.

Die Ehe muß eine Ehrensache sein: Man übernimmt die Verantwortung, treu zu sein. Liebe ist ein Gefühl, und die Gefühle ändern sich; niemand kann sein Leben lang mit der gleichen Intensität lieben oder zürnen. Es ist ein Naturgesetz, daß mit zunehmendem Alter die Leidenschaft an Stärke abnimmt. Sie kann also auch keine Garantie für eine glückliche Ehe darstellen. Etwas anderes ist notwendig: der innere Entschluß, stets zum anderen zu stehen, der Entschluß, ihn glücklich zu machen.

Da es offensichtlich nicht möglich ist, die sexuellen Bedürfnisse aller Menschen zu befriedigen, sprachen

wir über die Keuschheit als Alternative. Die Katholiken hoben dabei natürlich das Zölibat der Priester hervor.

Ich sagte: „Wenn Zölibat Pflicht ist, und ein Gelübde die Heirat verbietet, kann der Bruch der Enthaltbarkeit den Glauben eines Priesters zugrunde richten.“

„Es kann zu einer großen schöpferischen Kraft werden“, sagte der Professor. „Es ist zweifelhaft, ob Spinoza, Kant, Descartes, Newton und Beethoven jemals eine Frau im biblischen Sinne erkannt haben.“

Ich sprach den Gedanken aus, man könne am meisten dadurch helfen, daß man die Menschen anleite, diesen natürlichen Trieb in die Arbeitskraft umzuwandeln, die für das Reich Gottes und die Gesellschaft nutzbringend ist. Keuschheit sei nach meiner Ansicht nur für wenige ein gangbarer Weg. Dennoch müßten wir mehr und mehr begreifen, daß unser Leib nicht für egoistische Lustbefriedigung geschaffen wurde. Er soll ein Tempel Gottes sein und ganz für seinen Dienst zur Verfügung stehen.

die Qualen der Hölle

Popp und ich sorgten abwechselnd für Boris. Er lag im Raum Nr. 4 und hustete schwach. Dr. Aldea meinte: „Wenn er ißt, kann er noch zehn Tage leben. Meine Besuche sind für ihn keine wirkliche Hilfe, er ist voller Reue darüber, daß er mich damals geschlagen hat. Mein Anblick schadet ihm nur.“

Ich fragte, ob man ihn vielleicht in unsere Zelle verlegen könnte. Aldea sorgte dafür. Boris wurde also in ein Bett neben mir gelegt, und ich pflegte ihn die letzte Woche, die er noch zu leben hatte.

Er schwand zusehends dahin. Von seinem Haar waren nur noch einige Strähnen übriggeblieben, seine Wangen waren eingesunken. Jeden Tag, wenn ich ihn abwusch, war er vor Fieber in Schweiß gebadet.

„Bald ist alles vorbei“, murmelte er. „Ein Priester hat einmal zu mir gesagt, ‚du wirst in der Hölle verfaulen‘, und so wird es auch kommen.“

„Was hat ihn veranlaßt, so zu sprechen?“ fragte ich.

„Ich fluchte Gott, weil ich so leiden mußte. Er sagte, meine Strafe würde ewig dauern.“

Ein Pfarrer namens Valentin warf ein: „Menschen verfluchen die kommunistische Partei, doch manchmal werden sie schließlich doch von den Kommunisten freigelassen. Wenn die Hölle nie endet, dann wäre Gott schlimmer als die Geheimpolizei.“

Boris schlug die Augen auf: „Wollen Sie damit sagen, daß Sie nicht an das ewige Feuer glauben?“

„Die Lehre der Bibel über die Endlosigkeit der Hölle ist, subjektiv gesehen, ohne Zweifel wahr. Aber was ist Hölle? Dostojewski sagt, es sei ein Zustand des Gewissens — und er war ein orthodoxer Gläubiger. In ‚Die Brüder Karamasow‘ schreibt er von der Hölle: ‚Ich glaube, es ist die Qual, nicht lieben zu können!‘“

„Diese Art von Hölle würde mir nichts ausmachen“, sagte Boris.

Ich warf ein: „Sie haben vielleicht noch nie erlebt, was es heißt, an einem Ort zu leben, wo es keine Liebe gibt. Wenn die Bösen nur ihresgleichen zur Gesellschaft haben — stellen Sie sich nur vor, wie das sein muß. Man sagt, daß Hitler, als er in die Hölle kam, so lange suchte, bis er Mussolini fand. ‚Wie sieht es denn hier unten aus?‘ fragte er. ‚Sonst nicht schlecht‘, antwortete Mussolini, ‚aber zuviel Zwangsarbeit‘. Dann fing er an zu schluchzen. ‚Na, Duce‘, sagte Hitler, ‚laß mich das Schlimmste wissen!‘ ‚Also, die Sache ist die: Stalin ist der Aufseher der Arbeiterkolonne.““

Boris lächelte: „Es wäre sicher scheußlich, meiner alten Chefin Anna Pauker da unten zu begegnen.“ Er lag eine Weile sinnend. „Dieser katholische Priester, der mir sagte, ich müsse wegen Gotteslästerung in das

ewige Feuer, war ein guter Mensch. Er hat nie jemanden etwas zuleide getan. Dennoch dachte er, daß Gott mich einfach aus Rache endlos foltern wird. Der Gott, an den er glaubte, war schlechter als er selbst.“

Pastor Valentin sagte: „Ich bin überzeugt, daß die Menschen in der Hölle sie als ewige Strafe empfinden. Die Bibel nennt endlos in dem gleichen Sinn, wie uns die Gefängniszeit endlos erscheint. Doch selbst unter den schlimmsten Verhältnissen erleben wir, wie Menschen anfangen, Gott zu lieben und erkennen, daß sie Unrecht getan haben. Der Reiche in Jesu Gleichnis vom armen Lazarus weist in der Hölle Zeichen einer Gesinnungsänderung auf. Vorher war er ein Egoist gewesen, nun ist er um seine Brüder besorgt. Nichts in der Natur bleibt starr auf einem Punkt stehen. Wenn es in der Hölle eine Entwicklung zum Guten geben kann, so gibt es einen Grund zur Hoffnung.“

Boris rief mit schwacher Stimme seinen Nachbarn zu: „Gute Nachricht, Leute! Pastor Valentin meint, wir brauchten vielleicht doch nicht ewig zu schmoren!“

Es gab Gelächter. Frimu, Stavrat und andere kamen zu uns herüber.

„Nun?“ fragte Frimu, „wie wird denn meine Strafe aussehen?“

Frimu war ein gefräßiger Mensch. So sagte ich: „Die Frühchristen pflegten von einem Mann zu erzählen, der in die Hölle kam. Er war überrascht, dort eine gedeckte Festtafel vorzufinden. In der Tischrunde erkannte er viele historische Persönlichkeiten. ‚Haben Sie immer ein solches Festmahl?‘ fragte er. ‚Gewiß, wir dürfen alles bestellen, was wir wollen.‘ ‚Worin besteht aber dann Ihre Strafe?‘ ‚Sie besteht darin, daß wir unsere Hand, mit der wir die Speise halten, nie an den Mund bringen können.‘ Der Neuankömmling fand sofort einen Ausweg: ‚Aber kann denn nicht jeder von euch seinen Nachbarn füttern und sich von ihm füt-

tern lassen? ‚Was?‘ rief der andere aus, ‚dem da helfen? Da will ich lieber weiterhungern.‘“

General Stavrat sagte: „Ich habe aber doch in der Schule und in der Kirche gelernt, daß Gott solche in Ewigkeit strafen wird, die in dem Zustand der Unbußfertigkeit und ohne Glauben gestorben sind. Das ist ein anerkanntes Dogma.“

„Anerkannt von Ihrem Verstand, General, aber wahrscheinlich nicht von Ihrem Herzen. Sie erleben, wie die Männer um uns Gott fluchen und seine Existenz leugnen, weil sie ungerechterweise leiden müssen. Sie werden sicherlich nach ihren Gedanken, Worten und Werken gerichtet werden. Und dann? Nehmen Sie einmal an, Sie sähen einen Unbekannten, der sich in Todesgefahr befindet. Sie wären doch der erste, der hinliefe, um ihm zu helfen. Wenn ein Christ wirklich daran glaubt, daß sein Nachbar in alle Ewigkeit in der Hölle gequält werden wird, dann sollte er sich Tag und Nacht bemühen, ihn zu überzeugen, damit er bereut und glaubt. Es ist sehr traurig, daß dies nicht geschieht.“

Gott, vergib mir

Die alten Vorurteile, die Boris hatte, schwanden eines nach dem anderen. Doch anstatt sich zu fragen, wurde er immer bedrückter. „Ich sehe, daß ich mein Leben vergeudet habe“, sagte er. „Ich meinte, klug zu sein. Ich habe in den letzten fünfzig Jahren eine ganze Menge Leute irregeführt. Wenn Ihr Gott wirklich existiert, wird er mich im Himmel nicht haben wollen. Also geht mein Weg nach unten, zu der alten Sau Pauker — offen gestanden: ich habe Angst!“

Wenn er nicht schlafen konnte, bat er mich oft, mit ihm zu reden.

„Wer wird für mich beten, wenn ich tot bin?“ fragte er. Er dachte, die Lutheraner würden die Fürbitte für

Verstorbene verbieten. Ich sagte, Luther habe einfach verhindern wollen, daß die Menschen meinen, sie könnten drauflos sündigen; der Priester würde sie gegen Bezahlung schon aus dem Fegefeuer herausbeten.

Pastor Valentin sagte: „Wir beten für unsere Mitgefangenen. Jeden Tag sterben einige von ihnen. Es wäre lieblos, diese Fürbitte in dem Augenblick einzustellen, wenn die Seele den Leib verläßt, nur weil die Katholiken und die Protestanten sich vor vierhundert Jahren über das Gebet für die Toten uneins waren.“

„Hilft ihnen denn das Gebet?“

„Ja“, sagte er. „Vor Gott sind sie alle lebendig — deshalb sind sie es auch für mich. Und wenn sie leben, bin ich gewiß, daß das Gebet ihnen helfen kann.“

„Wenn ich Sie wäre, würde ich keine Gebete an einen Mann wie mich verschwenden.“ Boris lachte dabei ein wenig und bekam dadurch einen Hustenanfall.

Valentin meinte: „Sie haben sicherlich auch viel Gutes getan. Es gibt bestimmt Menschen, die viel schlechter sind. Doch ich bete sogar für die Allerschlimmsten — Stalin, Hitler, Himmler, Berija.“

„Und was beten Sie denn“, fragte mich Boris mit schwacher Stimme.

Ich sagte: „Gott, vergib allen großen Sündern und Verbrechern und unter den Allerschlimmsten aller Menschen auch mir.“

Ich saß noch lange mit Boris zusammen. Es war so still, daß man von der Nachbarzelle her Frimus' überhebliche Stimme hören konnte. Dort lachte und kicherte man über seine sexuellen Heldentaten.

Mehrere Stunden war Boris völlig still. Ich dachte, er schliefe. Plötzlich murmelte er: „Wie wird es wohl sein?“

„Was?“ fragte ich.

„Gottes Gericht! Wird er auf einem großen Thron sitzen und immer nur sagen: Hölle — Himmel —

Hölle — Himmel, während die Seelen vor ihm erscheinen? Ich kann mir das nicht vorstellen.“

Ich sagte ihm, wie ich es mir dachte: „Gott sitzt auf einem Thron. Hinter ihm befindet sich ein großer Vorhang. Einer nach dem anderen treten wir vor ihn. Dann macht Gott mit seiner Rechten eine Bewegung, und hinter dem Vorhang kommen Gestalten hervor, eine herrlicher als die andere, so strahlend, daß wir ihren Anblick nicht ertragen können. Jedes dieser Wesen stellt sich vor den, der gerichtet wird. Wir, die Angeklagten, fragen: ‚Wer ist dieses wunderbare Wesen, das vor mir steht?‘ Gott gibt zur Antwort: ‚Das bist du! So wärest du jetzt, wenn du mir während deines Lebens gehorsam gewesen wärest.‘ Und dann kommt für die Ungehorsamen die ewige Hölle der Reue. Aber Jesus starb doch für unsere Sünden. Warum nicht schon jetzt bereuen?“

„Reue“, flüsterte Boris.

Während der Nacht hatte er einen Blutsturz. Ich verbrachte notvolle Stunden an seiner Seite, dann fiel er in ein Koma. Eine Stunde lang lag er still da, die Augen starrten blind an die Decke. Sein Puls war schwach, doch ich konnte ihn immer noch fühlen. Plötzlich zog er seine Hand weg und richtete sich halb auf. Ein Schrei, der die Seele vom Leib zu reißen schien, brach aus seinem Mund: „Herr, Gott, vergib mir!“

Einige Häftlinge in unserer Nähe wachten auf und schimpften ärgerlich, ehe sie wieder einschliefen.

Als der Morgen dämmerte, fing ich an, den Körper zu waschen und ihn zum Begräbnis vorzubereiten. Während ich damit beschäftigt war, benachrichtigte jemand den orthodoxen Bischof in einer Zelle am gleichen Korridor, daß einer gestorben sei. Er kam und begann mit dem Begräbnisritus.

Ich setzte meine Arbeit fort. Dann und wann unterbrach der Bischof die Litanei und zischte: „Stehen Sie

auf! Zeigen Sie mehr Respekt!“ Doch ich ließ mich nicht stören. Als die Litanei zu Ende war, schalt der Bischof mich wieder.

Ich sagte ihm: „Wo waren Sie, als dieser Mann während der ganzen vergangenen Woche im Sterben lag? Haben Sie ihm die Tasse an den Mund gehalten, wenn er Durst hatte? Warum kommen Sie? Um lediglich eine Zeremonie zu halten, die für ihn selbst keinerlei Bedeutung hat?“

Wir waren beide erbost. Seine Ritualgesänge erschienen derart hohl und nichtig, verglichen mit dem schlichten Ausruf, der aus der Tiefe des Herzens kam: „Herr, Gott, vergib mir!“

neue Ketten

Der Frühling 1955 brachte die Anzeichen eines politischen Tauwetters. Eine ganze Anzahl der Gefängnis-kommandanten wurde wegen „Sabotage“ verhaftet. Viele von den Zwangsarbeitern, die Opfer der „Saboteure“ gewesen waren, kamen nach Tîrgul-Ocna. Für sie mußte Platz geschaffen werden. Ich gehörte mit zu denen, die Anfang Juni den Befehl erhielten, sich für eine Überführung in ein anderes Gefängnis bereitzuhalten.

Dr. Aldea sagte: „Sie sind nicht transportfähig, aber wir können nichts machen. Seien Sie vorsichtig, und wenn Sie wieder einmal Streptomycin in die Hände bekommen — verschenken Sie es nicht!“

Unter vielen Tränen nahm ich Abschied von meinen Freunden.

„Wir sehen uns wieder, ich weiß es“, sagte Professor Popp.

Mein Name wurde aufgerufen, und ich gesellte mich zu den Männern, die sich im Hof aufgestellt hatten. Wir waren ein recht wunderlicher Haufe. Unsere Köpfe waren geschoren, unsere Kleidung über und über ge-

flickt. Jeder hielt krampfhaft seinen einzigen Besitz, ein Bündel Lumpen, fest. Manche konnten kaum gehen. Dessen ungeachtet mußten diejenigen unter uns, die zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt waren, einen Schritt vortreten und sich auf die Erde legen. Dann wurden uns Ketten um die Knöchel gelegt. Der politische Offizier beaufsichtigte den Schmied, während er von Mann zu Mann weiterging. Als ich an der Reihe war, lächelte der Offizier häßlich.

„Ah! Vasile Georgescu! Sie haben uns doch sicher etwas über das Anlegen von Ketten zu sagen?“

Auf der Seite liegend, sah ich auf und antwortete: „Ja, Leutnant, ich kann Ihnen mit einem Lied antworten.“

Er legte die Hände hinter den Rücken und sagte: „O bitte! Wir alle werden es gewiß gern hören.“

Ich sang die Anfangsworte der rumänischen Hymne: „Wir lassen zerbrochene Ketten hinter uns.“ Der Hammer des Schmieds beendete nach einigen Schlägen die Arbeit, und in die entstandene peinliche Stille hinein sagte ich: „Sie singen, daß sie alle Ketten zerbrochen haben, aber dieses Regime hat mehr Menschen in Ketten gelegt als jedes andere.“

Der Leutnant hatte noch immer keine Antwort gefunden, als ein Aufruf aus dem Wächterraum die Ankunft des Transportes ankündigte. Wir wurden auf den Bahnsteig geführt und in die Waggonen verfrachtet. Darin lagen wir stundenlang, bevor der Zug sich in Bewegung setzte und quer durch das Land zu rattern begann. Durch die Löcher in den winzigen übergestrichenen Fenstern sahen wir Wälder und Berge. Es war ein herrlicher, warmer Sommertag.

freuet euch!

Die Eisenbahnstrecke durch die Ebene westlich von Bukarest betrug etwa 200 Meilen. Doch wir blieben

so oft stehen, daß unsere Reise fast zwei volle Tage und Nächte dauerte. Was unser Bestimmungsort war, hatte sich herumgesprochen, noch ehe die dicken, hundert Jahre alten Mauern des berühmten Craiova-Gefängnisses in Sicht kamen.

In einem mit Steinfliesen ausgelegten Hof wurden uns die Ketten abgenommen. Mit Schlägen trieb man uns durch dunkle, vor Schmutz starrende Gänge. Zu mehreren wurden wir in die Zellen gedrängt, die sich in einem Gang befanden. Aus den Zellen kamen laute Protestschreie: „Hier ist kein Platz mehr, wir ersticken ja jetzt schon!“ Die Wächter quetschten die Neuangekommenen mit Gewalt hinein. Es war wie in der Hauptverkehrsstunde in der Untergrundbahn, allerdings mit peitschenschwingenden Schaffnern.

Ein Stoß in den Rücken ließ mich nach vorn taumeln, die Tür schlug hinter mir zu. Mir wurde übel von dem Gestank in der Zelle. Zuerst konnte ich überhaupt nichts sehen. Ich tastete mich vorwärts. Meine Hand stieß auf einen fast nackten, verschwitzten Körper. Langsam gewöhnte ich mich an das schwache Licht, das von einer Birne an der Decke herabfiel. Ich sah Reihen von Etagenbetten, vollgepackt mit Männern, die nach Luft schnappten. Noch mehr Männer, ebenfalls nackt, saßen auf dem Boden oder lehnten sich gegen die Mauern. Keiner konnte sich von der Stelle rühren, ohne seinen Nachbarn zu wecken, der dann mit seinen Flüchen die anderen rebellisch machte.

Mein Aufenthalt in dieser Zelle, der über zwei Monate dauerte, wurde nur durch die Gänge zu der stinkenden Senkgrube mit den Klosettkübeln unterbrochen.

Ich erzählte den Häftlingen, ich sei ein Pfarrer und sprach ein kurzes Gebet. Einige fluchten mir, doch viele hörten zu. Dann rief jemand von der oben im Dunkeln verborgenen Pritsche meinen Namen.

„Ich habe Ihre Stimme erkannt. Vor vielen Jahren habe ich Ihre Ansprache beim Religionskongreß gehört.“

Ich fragte, wer er sei. „Wir wollen uns morgen unterhalten“, sagte er.

Die lange Nacht endete um fünf Uhr morgens. Ein Wächter gab das Signal zum Wecken, indem er mit einer Eisenstange auf ein lose hängendes Stück einer Eisenbahnschiene schlug. Der Mann von der oberen Pritsche, ein kleines Kerlchen mit einem improvisierten Turban auf dem Kopf, kam herunter, um mir die Hand zu drücken.

„Es ist ganz gut, daß ich Sie im Dunkeln an Ihrer Stimme erkannt habe“, sagte er, während er mich mit seinen blutunterlaufenen Augen eingehend musterte. „Vom Aussehen her hätte ich Sie bestimmt nicht mehr erkannt. Wie ich sehe, hat die Partei sich für Ihren Protest ausgiebig gerächt. Und wie mager Sie geworden sind!“

Er war ein Hodja namens Nassim, der auf dem Religionskongreß 1945 eine kleine mohammedanische Gruppe vertreten hatte. Unsere Freundschaft begann, während ich mich mühte, meine erste Mahlzeit im Craiova zu verzehren. Der ekelhafte Geruch von ranzigem Fett kündigte an, daß die Suppe ausgeteilt wurde. Faule Kohlstrünke und ungewaschener Abfall schwammen in einer Flüssigkeit voller Schaum. Doch essen war Pflicht, und ich leerte meinen Napf.

„Wie schaffen Sie das nur?“ fragte der Hodja, dessen Magen nicht mitmachen wollte.

Es sei ein christliches Geheimnis, sagte ich. „Ich denke an die Worte von Apostel Paulus ‚Freuet euch mit den Fröhlichen‘. Dann denke ich an die Freunde in Amerika, die gerade ein Brathähnchen essen. Ich danke Gott mit ihnen und nehme den ersten Löffel Suppe. Als

nächstes freue ich mich mit den Freunden in England, die vielleicht ein Roastbeef essen; dabei kriege ich den zweiten Löffel hinunter. Auf diese Weise gehe ich viele Länder durch, freue mich mit den Fröhlichen — und bleibe am Leben.“

„Sie liegen sehr ruhig“, sagte der Hodja, als die anderen um uns herum sich von einer Seite auf die andere wälzten und husteten, „woran denken Sie? Hilft Ihnen der Apostel Paulus auch jetzt?“

„Ja“, antwortete ich, „denn jetzt freue ich mich mit den Leuten im Westen. Ich denke an ihre wohnlichen Häuser, an die Bücher, die sie haben, die Ferien, die sie planen können, die Musik, die sie hören, an ihre Liebe zu ihren Frauen und Kindern. Aber ich denke auch an den zweiten Teil des Verses aus dem Römerbrief: ‚Und weinet mit den Weinenden‘. Ich bin gewiß, daß im Westen viele Tausende an uns denken und uns mit ihrer Fürbitte zu helfen versuchen.“

Dichtung und Wahrheit

Alle Männer im Gefängnis meinen, sich behaupten zu müssen. Sie streiten gern. Ein einziges Wort kann sie zum Explodieren bringen. Und wenn sie einen finden, der nicht Schimpfwort mit Schimpfwort erwidert, plagen sie ihn umso mehr. Bei diesen Zuständen in Craiova begegnete ich geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Wenn ich predigte, mußte ich so laut sprechen, daß meine Stimme das Stöhnen und künstliches Schnarchen übertönte. Die Häftlinge langweilten sich zu Tode. Sie hatten keine höheren Interessen und sehnten sich nach der gewohnten Zerstreung. Ich machte die Erfahrung, daß die Predigt gewöhnlich in einer Diskussion und schließlich in einem Streit ausartete. Doch einer, der eine Geschichte oder gar einen Krimi zum besten geben konnte, war seiner Zuhörerschaft sicher. Also erzählte ich ihnen selbsterfundene Gruselgeschichten, bei denen

die christliche Botschaft eine zentrale, aber unauffällige Rolle spielte.

Meine beliebteste Heldenfigur war ein Räuber namens Pipa, der jedermann in Rumänien bekannt war. Ich schilderte, wie meine Mutter noch als junges Mädchen ihn einmal vor Gericht gesehen hatte. Sie konnte den Ausdruck des gejagten wilden Tieres in seinen Augen nicht vergessen.

Pipa hatte reiche Eltern gehabt. Sie waren gestorben, als er noch ein Junge war. Er wurde der Obhut eines Vormundes anvertraut, der ihn auf betrügerische Weise um seinen Besitz brachte. Pipa nahm eine Arbeitsstelle in einem Gasthaus an. Der Besitzer versprach Pipa, ihm sein volles Gehalt nach seiner Rückkehr aus dem Militärdienst auszuzahlen, damit er dann sein eigenes Geschäft gründen könnte. Doch als Pipa aus der Armee zurückkehrte, leugnete der Besitzer, daß je ein Abkommen dieser Art bestanden hätte. Darüber geriet der Bursche derart in blinde Wut, daß er den Gasthausbesitzer erstach. So wurde er zu einem Verbrecher. Von seinem Versteck in den Bergen aus verübte er eine ganze Reihe Überfälle. Immer auf Gasthöfe. Im Laufe der Jahre tötete er sechsunddreißig Gasthausbesitzer (an diesem Punkt gaben meine Zuhörer Pfiffe des Erstauens von sich). Es fehlte ihm nicht an Gesellschaft. Zusammen mit zwei anderen Verbrechern zogen sie die besten ihrer geraubten Kleider an und gingen in ein Dorf. Dort überredeten sie drei Mädchen, mit ihnen zu essen. Dann machten sie die Mädchen total betrunken und schleppten sie in ihre Höhle.

Soweit entsprach die Geschichte den Tatsachen. An diesem Punkt meiner Version hielten sich aber die nun erwachten Mädchen mit Geschichten in der Art von „Tausend-und-einer-Nacht“ die Räuber vom Leibe. Diese Romanze endete damit, daß die Schönste von

den Dreien die Geschichte des Evangeliums erzählte und die Verbrecher zum Glauben führte.

„Pastor“, meinte ein Förster namens Radion, „ich habe schon viele Räubergeschichten gehört, doch nie solche, wie Sie erzählen. Bei Ihnen enden sie immer damit, daß der Verbrecher, das Opfer und der Polizist alle zusammen in die Kirche gehen.“

Gut kam auch die Heldentatenserie von Dillinger an. Sein Aufstieg von einem verhungerten Straßenjungen zum gefürchtetsten Gangster Amerikas glich der Lebensgeschichte vieler in unserer Zelle. Eine zerstörte Kindheit oder soziale Ungerechtigkeit gehen in den meisten Fällen einer Verbrecherlaufbahn voraus. Dillinger begann seine „Karriere“, indem er einem Kinobesitzer einige Dollars entwendete.

„Wenn wir begreifen, auf welche Weise Pipa und Dillinger zu dem wurden, was sie waren, können wir Mitleid mit ihnen haben“, sagte ich. „Aus dem Mitleid kommt Liebe, und Liebe zu allen Menschen ist das Hauptziel des Christentums. Oft verurteilen wir Menschen, doch wie selten bringen wir ihnen die Liebe entgegen, die sie davor bewahren könnte, ein Verbrecher zu werden.“

Ich hätte vierundzwanzig Stunden lang täglich erzählen können, ohne daß die Nachfrage nach Geschichten nachgelassen hätte. Ich begann, die Klassiker mit christlicher Weltanschauung heranzuziehen. Dostojewskis „Schuld und Sühne“, Tolstois „Auferstehung“ wurden in Fortsetzungen erzählt.

Oft berichteten andere Häftlinge ihre eigenen Lebensgeschichten, humoristische oder tragische, oder beides zugleich. Radion war großgewachsen und dünn wie die Bäume, mit denen er umging. Er führte ein ereignisarmes Dasein, bis er eines Tages mit zwei Freunden durch den Wald ging, sich umdrehte und sah, daß hinter ihnen der Wald brannte.

Als sie das nächste Dorf erreicht hatten, wurden sie verhaftet und der Brandstiftung angeklagt. „Wir wurden so lange geschlagen, bis wir gestanden, das Feuer aus Sabotage gegen das Kollektiv angezündet zu haben. Doch während der Gerichtsverhandlung trat der tatsächliche Schuldige vor, und wir waren entlastet.

Wir wurden aber nicht freigelassen, man nahm uns mit zurück zur Polizeistation und sagte: „Jetzt gesteht, was ihr sonst noch getan habt!“ Unter der Folter gestanden wir einen Sabotageplan, der eine völlige Erfindung war. Ich wäre fähig gewesen, alles nur erdenkliche zu sagen, nur damit die Schmerzen aufhörten!“ Sie alle wurden zu je fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt.

In Craiova gab es viele ähnliche Geschichten. Bald kannten wir uns gegenseitig in- und auswendig. Die Atmosphäre war nervenzerreißend gespannt. Keiner konnte ertragen, wenn ihm widersprochen wurde, jegliches Gefühl für Maßstäbe und logische Zusammenhänge war verlorengegangen.

Während ich den Roman „Hunger“ von Knut Hamsun erzählte, sah ich viele leuchtende Augen. Als die anderen hinausgegangen waren, um das Abendbrot zu holen, sagte mir ein Häftling namens Herghelegiu, daß die Geschichte ihn sehr bewegt habe. Daraufhin schlug ich ihm vor, ein wenig von seiner Brotration dem Hodja zu überlassen, der befürchtete, das Essen enthielte vom Koran verbotenes Schweinefett. Doch Herghelegiu war nur bis zum Herzen und nicht auch bis zum Magen bewegt; mein Vorschlag fand kein Echo.

Intellektuelle waren Gefangene der Worte. Wenn jemand eine Entdeckung amerikanischer Wissenschaftler erwähnte, wurde es als US-Propaganda verspottet. Wenn ein anderer von einem modernen russischen Schriftsteller sprach, wurde er als ein Lohnschreiber des Sowjetstaates abgelehnt. Katholiken lehnten die Weis-

heit der jüdischen Philosophen ab, ohne etwas davon gehört zu haben. Den Juden war das Gedankengut der christlichen Kirche so gut wie unbekannt.

Einmal beschrieb ich den Inhalt eines theologischen Buches, das ich während der Nächte ausgearbeitet hatte. Sofort bekam ich das Urteil zu hören. „Luthertum in höchster Potenz!“ rief ein orthodoxer Zuhörer. „Man merkt gleich, daß Sie ein Protestant sind“, sagte ein anderer. Einige Tage später sprach ich wieder mit den beiden und brachte umfangreiche Zitate aus „Problem der Wahrheit“ von dem großen rumänischen Schriftsteller Naie Ionescu. Sie wurden mit Begeisterung aufgenommen. Ich beschloß, wenn ich jemals eine ehrliche Beurteilung meiner Ideen hören wollte, sie in Zukunft unter einem Pseudonym zu veröffentlichen, denn beide Bücher waren identisch.

Als der Student Alexandru einige von seinen eigenen Versen vortrug, war die allgemeine Reaktion ein nachsichtiges Lächeln. Ich riet ihm, ein anderes seiner Gedichte zu lesen, es aber als ein Sonett von Shakespeare anzukündigen. „Vorzüglich“, sagten die Kritiker im Chor. Ohne Alexandrus Geheimnis zu lüften, sagte ich ihnen, daß man sich durch berühmte Namen nicht zu sehr beeindrucken lassen dürfe. Shakespeare und Byron — um mich auf englische Dichter zu beschränken — verherrlichten oft sehr unwürdige Ideen.

Ein alter Kavallerie-Offizier war mit mir nicht einverstanden. „Ich bin zwar kein Literaturkenner“, sagte er, „aber ich habe immer Gunga-Din bewundert. Hier hat Kipling eine Gestalt des Soldatenhelden geschaffen.“

Ich sagte: „Gunga-Din war vielleicht ein besserer Mensch als ich; doch er gab sein Leben hin im Kampf auf der Seite der Briten gegen sein eigenes Volk. Was würden Sie von einem Rumänen halten, der im Kampf auf der Seite der Russen gegen seine Landsleute fällt?“

Ein Student der Anglistik verteidigte die edle Gesinnung Shakespeares.

Ich gab zur Antwort, daß zu der Zeit, als Shakespeare seine Dramen schrieb, die Fragen der Reformation und des Puritanismus selbst für die Straßenfeger Gegenstand erregter Diskussionen gewesen seien. Doch wenn heute ein Historiker nur Shakespeare als Quelle hätte, könne er anhand seiner Stücke kaum erkennen, daß England von der christlichen Botschaft überhaupt erreicht worden sei.

„In allen seinen Schauspielen findet sich nicht eine einzige christliche Gestalt“, sagte ich, „außer vielleicht der armen Cordelia. Claudius erschlägt seinen Rivalen, die Königin heiratet den Mörder ihres Gatten, Hamlet träumt von Rache, will nicht handeln und kann nicht vergeben. Polonius ist ein Intrigant, Ophelia bleibt nur die Flucht in den Wahnsinn übrig. Othello ist ein professioneller Mörder, Desdemona spielt lediglich ein Weibchen, Jago ist ein Ungeheuer voller Zynismus und Falschheit. Shakespeare war ein großartiger Dichter und ein geborener Psychologe. Doch er hatte keine Ahnung, wie ein christlicher Charakter aussieht.“

„Wahrscheinlich gibt es keinen christlichen Charakter zu beschreiben“, sagte der Student.

Ich antwortete ihm, ich wisse, daß er erst einige Wochen im Gefängnis sei; wenn er einmal länger hier sei, werde er seine Meinung schon noch ändern. Er würde erleben, was ich auch erlebt hatte? Sünder, die noch beim letzten Atemzug ihre Sünden bekennen, Heilige, die ihren Mördern vergeben, wie auch wir erwarten, daß uns vergeben wird. Und ich zitierte ihm einige Zeilen, die zeigten, welch ein großer christlicher Dichter an Shakespeare verlorengegangen war (Richard II. 2 — 1 — 6):

O sagt man doch, daß Zungen Sterbender
Wie tiefe Harmonie Gehör erzwingen:

Wo Worte karg sind, lacht man ihrer nicht.

Denn Wahrheit atmet, wer schwer atmend spricht.

Wie gut hätte er diese Stelle auf die letzten Worte Jesu am Kreuz beziehen können.

ein Moslem ehrt Jesus

Der kleine Hodja belehrte uns oft über die Unterordnung unter den göttlichen Willen. Er erinnerte uns häufig daran, daß jede Sure des Korans, der das meistverbreitete Buch der Welt nach der Bibel ist, mit der Anrufung anfängt: „Im Namen Allahs, des Gläubigen und Barmherzigen.“ Er selbst bemühte sich, diese Aussage zum Bestandteil seines täglichen Lebens zu machen. Fünfmal am Tag kniete Nassim auf dem Steinfußboden nieder und verbeugte sich in der Richtung Mekkas.

Die Männer machten sich über ihn lustig. Ich sagte ihnen: „Wenn ein Engländer um ‚bread‘ bittet, ein Deutscher um ‚Brot‘ und ein Italiener um ‚pane‘, so bitten sie alle um das gleiche. Gheorghe ist ein Katholik und bekreuzigt sich auf diese Weise; Carlon ist ein orthodoxer Gläubiger und tut es ein wenig anders; Ion, der Baptist, faltet seine Hände; weshalb sollte Nassim seine Gebete nicht in Richtung Osten sprechen? Wir alle wenden uns an Gott auf unterschiedliche Weise, doch er sieht hinter die Gesten der Liebe und der Verehrung ins Herz hinein. Wir sollten uns ebenso verhalten.“

Nassim und ich saßen oft auf einer der unteren Pritschen inmitten all des Schmutzes und Durcheinanders der Zelle. Dort haben wir viele Gespräche geführt. Er sprach von seinem Glauben, der nach der Meinung der Moslems dem Propheten von dem Erzengel Gabriel offenbart wurde. Durch seine Inbrunst wurde dieser trostlose Ort für eine kurze Zeit völlig verwandelt. Zu

meiner Überraschung sprach er mit großer Liebe von Jesus.

„Für mich ist Jesus ein Prophet von höchster Heiligkeit und Weisheit. Seine Sprache ist Gottes Sprache; doch er kann nicht — so wie Sie es sehen — der Sohn Gottes sein. Ich hoffe, ich habe Sie nicht beleidigt.“

„Keineswegs“, erwiderte ich. „Ich stimme Ihnen sogar zu!“

„Wie kann ein Christ so etwas sagen?“

„Ich sage dies, weil ein Sohn das Ergebnis einer Liebesbeziehung zwischen einem Mann und einer Frau ist. Kein Christ glaubt, daß Jesus in diesem Sinne Gottes Sohn ist. Wir nennen ihn ‚Sohn Gottes‘ in einer anderen, einzigartigen Bedeutung des Wortes: als eine Emanation des Schöpfers. Er ist der Sohn, weil er in vollkommener Weise Gottes Ebenbild ist, nämlich, wie ein Mann seinem Vater gleicht. Er ist der Sohn in der Art, wie er von Liebe und Wahrheit überströmt. In dieser Beziehung besteht für uns kein Zweifel seiner Gottessohnschaft.“

„So kann ich es auch akzeptieren“, sagte Nassim mit seinem ernstesten Moslem-Lächeln.

Jesus schickt niemanden weg, der ihn liebt, selbst wenn der Betreffende den wahren Titel des Geliebten nicht kennt. Der bußfertige Schächer redete mit Jesus wie mit einem Menschen, und trotzdem versprach ihm Jesus, er würde noch am gleichen Abend im Paradies sein.

musterhaftes Gefängnis

Gefangene kamen und gingen. Nur die Atmosphäre blieb immer die gleiche. Jedesmal, wenn einige Männer uns verließen und andere ihren Platz einnahmen, fing ich meine „Gemeindearbeit“ von neuem an. Unter den Neuankömmlingen befand sich General Calescu, ein

früherer Chef der Militärjustiz, der gern immer wieder über seine Schlachten redete. Die meisten von ihnen hätten, wie er zugab, „im Boudoir“ stattgefunden. Während des Krieges hatte er seine beste Zeit erlebt. „So viele hübsche Spioninnen — ich ließ sie immer gern laufen, wenn sie nett zu mir waren.“

Wenn Calescu nicht von Frauen sprach, so war Essen sein Gesprächsthema. Eines Abends verkündete er: „Heute ist mein Geburtstag! Ich lade Sie alle zum Abendessen ein.“ Da er als junger Mann viele Geburtstage in Paris gefeiert hatte, sagte er: „Wir begeben uns ins Maxim, Sie sind meine Gäste.“ Eine oder zwei Stunden lang bewirtete er uns mit allen Köstlichkeiten, die das Haus zu bieten hatte, ohne Rücksicht auf die Kosten. „Maître d'hôtel, was können Sie uns empfehlen? Eine *Bouillabaise* von allen Fischarten mit kräftiger Safranbrühe? Aber vielleicht ist das zuviel für den Anfang. Wie ist es mit *foie gras*, mit Trüffeln von Périgord, mit warmem Toast und frischer Normandiebutter? Alles gar kein Problem. Anschließend *canard à l'orange* — Sie essen doch gern Ente, nicht wahr, Pastor? Oder *coq au vin*? Und für den Hodja Schaschlik von einem glühenden Schwert!“

Jedes Gericht wurde mit einer Reihe erlesener Weine begleitet: Burgunder und Hock, eine Flasche Champagner, ein goldener Château Yquem; Liköre und Old Brandy; Zigarren wurden auch gewählt: Henry Clay, Romeo y Julietta. Die Aufzählung der Genüsse hatte kein Ende. Dann öffnete sich die Tür, und der gewohnte Kübel mit schmutzigen Fleischabfällen und Kohl erschien.

Bei diesen Gesprächen über das Essen wie auch bei den Sexphantasien ließ man der Einbildungskraft freien Lauf. Einfältigere Köpfe als Calescu ersannen in ihrer Vorstellung Gerichte, wie mit Bananen gefüllte Hähnchen, schichtweise mit Erdbeermarmelade ange-

richtete Kartoffeln und noch vieles andere, was mir jetzt zum Glück entfallen ist. Was die Tatsache anbetrifft, so war die Verpflegung in Craiova bei weitem die schlechteste, die ich jemals bekommen habe. Nur an einem einzigen Tag gab es eine Ausnahme. Da geschah das völlig Unglaubliche und Überraschende: Die Wächter brachten einen Kessel Zwiebelsuppe herein. Es folgte ein Kübel mit Gulasch — aus wirklichem Fleisch! Weißes Kartoffelpüree, frische Möhren, zwei Brötchen pro Person und ein großer Korb Äpfel. Wir waren schon beinahe auf eine von Calescus Zigarren als Abschluß der Mahlzeit gefaßt.

Was hatte das nur zu bedeuten? Häftlinge vermuten in der geringsten Änderung ihrer gewohnten Lebensweise einen tieferen Sinn. Wir hofften also auf weitere Wunder. Im Laufe des Nachmittags rief General Calescu aufgeregt vom Fenster her: „Frauen! Verflucht noch mal! — und sie gehen gerade weg.“ Alles drängte sich an die Gitter und stierte hinunter. Ein halbes Dutzend gut angezogener Frauen wurde gerade vom Kommandanten zum Tor geleitet. Es sei eine Delegation „demokratischer Frauen“ aus dem Westen, erzählte uns einer der Wächter. Nach einer Stunde Besichtigung verließen sie uns mit Bemerkungen über die ausgezeichnete Verpflegung.

In der nachfolgenden Woche verschlechterte sich das Essen sogar. Später hörten wir von den Augenzeugenberichten über die musterhaften Gefängnisse Rumäniens, die in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten im Umlauf waren.

friedliche Koexistenz?

Damals gab es mehrere solcher Besichtigungen. Bei jedem Wechsel der politischen Führung in Moskau gibt es gewöhnlich ein kurzes „Tauwetter“. Zur Zeit war Marschall Bulganin nach einem versteckten Kampf

unter Stalins Nachfolgern als Erster Vorsitzender des Ministerrates auf die Bühne getreten.

Calescu meinte, die Machtergreifung des ehemaligen Kriegsministers bedeute, daß „die Amerikaner doch noch schließlich kämpfen müßten.“ Andere Gefängnisgerüchte bekräftigten seine Ansicht. Die Äußerung Präsident Eisenhowers wurde zitiert: „Ich brauche nur den letzten Knopf meiner Uniform zuzuknöpfen, und die Gefangenen Ost-Europas sind frei.“

Calescus Traum war, daß der König wieder seinen Thron einnehmen würde, wenn die Rote Armee erst einmal zurückgeschlagen worden sei. Die Mehrheit der Bauern und der Landarbeiter teilte diesen Glauben an die Monarchie. Ihre Argumente waren sehr einfach: „Als der König noch da war, hatte ich mein Feld und mein Vieh; jetzt ist er weg, und ich habe nichts.“

An dem ehemaligen Nationalfeiertag Rumäniens vereinigten sich viele Zelleninsassen in einem Gottesdienst, der die Fürbitte für König Michael und die königliche Familie einschloß. Die Spitzel rangen sich zu der Meinung durch, daß es ungefährlicher sei, ein Auge zuzudrücken. Doch unser Republikaner, der Schulmeister Constantinescu, machte Einwände gegen die Monarchie und ihr „sinnloses Zeremoniell“.

Der Förster Radion meinte: „Prunk und Pracht sind für Sie vielleicht bedeutungslos, doch für einen König sind sie etwas durchaus Normales. Er braucht nicht darum zu kämpfen, er ist kein Politiker, der sich erst durch Kriegführung und Revolution einen Namen machen muß, und zwar immer auf unsere Kosten. Der König läßt uns in Frieden, deshalb bin ich für den König.“

Radion wies auch General Calescu zurecht, der sich gern über die Religion lustig machte.

„Wenn Jesus wirklich Wasser in Wein verwandeln konnte“, sagte Calescu, „warum hat er dann kein

Geschäft gegründet und Karriere gemacht?“ Radion sagte: „Kein einziger heute lebender Mensch kann den Beweis erbringen, daß der Heiland dieses Wunder tatsächlich getan hat, gewiß nicht. Doch ich kann Ihnen als Augenzeuge sagen, daß er Wein in Möbel verwandeln kann.“

„Sagenhaft!“ kicherte Calescu.

„Ja“, fuhr Radion fort, „vor meiner Bekehrung gab ich jeden Pfennig für Alkohol aus. Meine Frau und ich besaßen nicht einmal einen Stuhl zum Sitzen. Als ich das Trinken aufgab, sparten wir stattdessen unser Geld und richteten unsere Wohnung ein.“

Der Frühling brachte neue Nachrichten, diesmal offizieller Natur, die den strategischen Ideen von General Calescu ein Ende bereiteten. Die Russen hatten sich verpflichtet, ihre Truppen aus Österreich zurückzuziehen. Das erste Gipfeltreffen zwischen Ost und West fand nach zehn Jahren kalten Krieges in Genf statt.

Bald war die „friedliche Koexistenz“ das Tagesgespräch schlechthin. Constantinescu war ganz erfüllt davon. „Weshalb sollte der Westen nicht mit dem kommunistischen Osten in Eintracht leben können?“ fragte er.

Ich sagte: „Ich bin zwar kein Politiker, doch ich weiß, daß zumindest die Kirche niemals mit dem Atheismus Frieden schließen wird, genauso wenig, wie die Polizei mit den Gangstern oder die Krankheit mit der Gesundheit.“

„Sie hassen also die Atheisten?“ fragte Constantinescu.

„Ich verabscheue den Atheismus als Weltanschauung, doch ich liebe die Atheisten. Genauso, wie ich die Blindheit hasse und die Blinden liebe. Da der Atheismus eine Form der geistigen Blindheit ist, muß er bekämpft werden.“

Constantinescu langes Gesicht drückte spöttische Überraschung aus: „Sie sprechen vom Kampf, Herr Pastor? Ich dachte, die Christen pflegen die andere Wange zu bieten? Hatte nicht der hl. Franziskus einen Wolf von der Hand derer gerettet, die ihn töten wollten, indem er sagte: „Tötet nicht den Bruder Wolf, er ist auch ein Geschöpf Gottes.“

„Ich verehere den heiligen Franziskus aufs tiefste“, gab ich zur Antwort, „doch wenn ich den Bruder Wolf nicht totschieße, wird er die Schwester Schaf fressen. Meine Pflicht, den Wolf zu töten, wenn ich ihn auf eine andere Weise nicht beherrschen kann, ist ein Gebot der Liebe. Jesus lehrte uns, unsere Feinde zu lieben, aber er selbst brauchte Gewalt, wenn es keinen anderen Ausweg gab. Gott läßt täglich Tausende von Menschen sterben, er gibt gleichermaßen den Tod und das Leben.“

Ein Neuankömmling in Craiova, der Ingenieur Glodeanu, erzählte, der BBC-Sender, den er gehört hätte, vertrete die Ansicht, daß die Westmächte nicht länger versuchen sollten, in die internen Angelegenheiten der Ostblockstaaten einzugreifen.

Ich widersprach: „Aber wenn ich anfangs ein Loch in ein Boot zu schlagen, in dem wir alle zusammen sitzen und sage: ‚Mischen Sie sich nicht ein, das ist meine Bootsseite‘, werden Sie dann zustimmen? Nein! Das Loch auf meiner Seite wird am Ende dazu führen, daß wir alle zusammen ertrinken! Die Kommunisten haben ganze Länder an sich gerissen und versuchen, die Jugend mit einer Gesinnung des Hasses zu vergiften. Ihr Plan, die bestehende Ordnung in weltweitem Ausmaß zum Umsturz zu bringen, ist keine interne Angelegenheit.“

„Es ist internationale Räuberei!“ sagte Calescu.

Constantinescu schloß sich unserer Unterhaltung an: „Der Westen kann auch nicht immer recht haben, Ge-

neral“, sagte er, „und Stalin war nicht ganz und gar schlecht. Er sagte zum Beispiel: ‚Der Mensch ist unser kostbarstes Kapital.‘“

„Deshalb sind wir also hinter Schloß und Riegel gut bewahrt“, knurrte Calescu. Doch Constantinescu bestand darauf, daß es unter dem kommunistischen System einen industriellen und sogar einen kulturellen Fortschritt gegeben habe. „Man kann es nicht wegleugnen“, sagte er.

Ich erwiderte: „Ein Reisender, der das alte Ägypten besucht hätte, wäre von Pharaos Denkmälern in Stauen versetzt worden. Doch Gott war von ihnen nicht begeistert, sie waren ein Werk von Sklaven, die Gott durch Mose befreien wollte. In Rußland und den Satellitenstaaten werden die Häuser, Fabriken und Schulen, von denen Sie sprechen, von Zwangsarbeitern erbaut. Und was wird in diesen Schulen gelehrt? Alles, was aus dem Westen kommt zu hassen!“

„Die Kommunisten sagen, daß sie für die Zukunft planen“, meinte Constantinescu. „Eine oder zwei Generationen müssen vielleicht geopfert werden, doch das Fundament für das zukünftige Wohl der Menschheit ist gelegt.“

Ich sagte: „Um die kommenden Generationen glücklich machen zu können, müssen die Menschen selbst gut sein. Die Kommunistenführer aber denunzieren sich fortwährend gegenseitig wie die schlimmsten Verbrecher. Die mächtigsten Männer der Sowjetunion sind von ihren eigenen Genossen ermordet worden. Welcher Kommunist kann glücklich sein, wenn er weiß, daß er der nächsten Parteisäuberung zum Opfer fallen kann?“

„Auch sie haben ihr Gutes“, entgegnete Constantinescu. „Kein Mensch ist gänzlich böse, und die Kommunisten sind Menschen, die noch etwas vom Bilde Gottes in sich tragen.“

Meine Antwort war: „Damit bin ich einverstanden. Selbst Hitler hatte etwas Gutes an sich. Er verhalf der Mehrheit der deutschen Bürger zu einem wirtschaftlichen Aufstieg; er machte sein Land zum stärksten in ganz Europa. Sein Tod im Bunker zusammen mit Eva Braun und seine Heirat mit ihr in der letzten Minute kann man als rührend betrachten. Doch wer könnte diesen Dingen Bedeutung beimessen, nachdem Hitler so viele Millionen Menschen hingemordet hat? Er erkämpfte für Deutschland die Welt, zerstörte aber Deutschlands Seele noch vor seiner Niederlage. Die Erfolge des Kommunismus sind auch auf Kosten der Seelen errungen worden, indem man die wichtigste Grundlage des menschlichen Lebens — die Persönlichkeit — vernichtete.“

„Man kann nicht alle Kommunisten über einen Kamm scheren“, sagte Constantinescu, „Tito zum Beispiel wird als ein milder Diktator angesehen.“

„Aber sie alle haben doch ein gemeinsames Ziel: Die Ausbreitung der kommunistischen Revolution in der ganzen Welt und die Vernichtung des christlichen Glaubens. Der ‚milde‘ Tito hat Tausende seiner Feinde umgebracht und seine eigenen Freunde ins Gefängnis werfen lassen.“

„Dennoch behaupte ich, daß Fortschritt zu verzeichnen ist“, sagte Constantinescu.

„Ich kann mich aber meinerseits für einen Fortschritt, der mit Blut und Tränen erkaufte ist, nicht begeistern, mag er nach außen hin auch noch so eindrucksvoll erscheinen. Kein einziges Volk hat eine kommunistische Regierung mittels freier Wahlen gewählt, noch war es möglich, Kommunisten auf dem gleichen Wege loszuwerden.“

„Die Welt will Frieden haben. Was schlagen Sie als Alternative vor? Einen Atomkrieg?“

Ich sagte: „Ein Nuklearkrieg ist nicht der Ausweg, kein Mensch wünscht diese Lösung. Die Welt steht vor dem großen Problem der Rauschgiftsucht, aber sie denkt ja nicht daran, Hitlers Maßnahmen anzuwenden, der die Rauschgiftverbraucher in den Gaskammern zusammengetrieben hatte. Doch mit dem Rauschgift können wir keine ‚friedliche Koexistenz‘ führen. Eine Lösung muß gefunden werden, auch wenn wir fünfzig Jahre lang ringen müßten. Wie können wir mit Menschen in Frieden leben, die selbst keinen Frieden untereinander haben können, weil ihre Staatsoberhäupter nur nach Macht und immer mehr Macht trachten? Die Kommunisten versuchen, unsere Zweifel zu beschwichtigen, während sie zu einem neuen Schlag ausholen.“

Ich konnte Constantinescus Entschluß, das Verhalten der Sowjets nach dem äußeren Schein zu beurteilen, durch nichts erschüttern. Ich lehnte mich von meiner Pritsche herüber und griff nach seinem Kopfkissen — einem kleinen Lumpenbündel mit persönlichen Sachen, das er als Kopfstütze benutzte. Sein Schädel schlug gegen die Wand, und er war wütend.

„Aber, warum wollen Sie denn mit mir nicht in friedlicher Koexistenz leben?“ fragte ich. „Ich bin bereit, Ihr Freund zu sein, nachdem ich ja alles, was Sie besitzen, gestohlen habe!“

Doch erst, als ich ihm sein Eigentum wiedergegeben hatte, konnte das Gespräch auf ein anderes Thema gebracht werden.

Constantinescu war einem Wunschdenken über den Kommunismus zum Opfer gefallen. Menschen, die in den leninistischen und stalinistischen Ideologien geschult worden waren, betrachten Wohlwollen als eine Schwäche, die ausgenutzt werden muß. Um ihrer selbst willen müssen wir ihre Niederwerfung herbeiführen. Liebe ist kein Allheilmittel — sie kann Hühneraugenpflaster nicht ersetzen.

Kommunisten sind Verbrecher von internationalem Maßstab, und nur, wenn ein Verbrecher bezwungen ist, kann er zu einer Sinnesänderung kommen. Es ist der einzige Weg, ihn zu Christus zu führen.

Wenn innerhalb des römischen Senats ein Problem zur Sprache gebracht wurde, pflegte Cato zu antworten: „Besiegt erst unseren Feind Carthago, und alles andere wird sich finden! *Delenda est Carthago!*“ Ich war der festen Überzeugung, daß der Westen schicksalsmäßig vor der Wahl steht, entweder den Kommunismus zu vernichten oder selbst von ihm vernichtet zu werden.

unter Langfingern

Der Wunsch, den Kommunismus vor dem Gipfeltreffen in einem besseren Licht erscheinen zu lassen, brachte die schlimmsten Auswüchse im Gefängnis-system auf ein geringeres Maß. In Salcia, wo Aufhängen der Häftlinge mit den Füßen nach oben und stundenlanges Untertauchen von Frauen in eiskaltes Wasser zu den gängigen Straftaten gehörten, wurde das gesamte Gefängnispersonal verhaftet.

Die Führer von Arbeitskommandos hatten gewetteifert, wer die meisten Häftlinge bei der Arbeit zu Tode jagen könne. Nach offiziellen Meldungen hatten 58 Menschen dabei den Tod gefunden. In der Tat berichteten die nach Craiova gebrachten Überlebenden von Salcia, daß es dort mindestens 800 Todesfälle gegeben hätte.

Unter Kundgebung schärfster Entrüstung wurde das Gefängnispersonal von Salcia zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Diese Säuberungsaktion hatte auf andere Gefängnisse eine reinigende Wirkung. Die Schläge hörten auf. Die Wächter wurden äußerst höflich. Als der Kommandant von Jilava, Oberst Gheorghiu, sich nach Beschwerden erkundigte, und einer ihm dabei

einen Teller mit Hirsebrei an den Kopf warf, wurde der Täter lediglich mit einem Tag Einzelhaft bestraft.

Doch alle Reformen waren kurzlebig. Bald gehörten Schläge und Beschimpfungen wieder zur Tagesordnung. Nach Ablauf eines Jahres waren im Ausland die Schauprozesse in Vergessenheit geraten, und die Massenmörder von Salcia wurden wieder ins Amt gesetzt und befördert. Nur die Kriminellen, die man als Folterknechte benutzt hatte, blieben weiterhin in Gefängnishaft.

Während dieser Umwälzungsprozesse in den Gefängnissen wurde ich mehrmals von einem Gefängnis ins andere überführt. Diese Reisen sind in meiner Erinnerung zu einem einzigen Alptraum verschmolzen. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich lange Reihen von Häftlingen mit glattrasierten Köpfen und Stoppelbärten vor mir, die sich sanft im Takt des fahrenden Zuges wiegen. Immer trugen wir die gleichen 50 Pfund schweren Ketten, die durch die Kleidung hindurch bis ins Fleisch scheuerten. Bei unserem unterernährten Zustand heilten diese Wunden erst nach Monaten.

Während einer dieser Reisen hielt der Zug einmal nachts an. Plötzlich wurde die Stille durch ein Wehgeschrei unterbrochen: „Ich bin bestohlen worden!“

Ich setzte mich auf und sah, wie der kleine Dan, ein Gauner kleineren Kalibers aus Bukarest, unter den Schlafenden von einem zum anderen ging und sie wachrüttelte. Dan mußte Püffe und Flüche einstecken, doch er heulte in einem fort: „Ich hatte 500 Lei bei mir versteckt, sie sind weg. Es war das Letzte, was ich auf dieser Welt besaß!“

In der Hoffnung, ihn zur Ruhe zu bringen, sagte ich: „Mein Freund, ich hoffe, du wirst einen Pfarrer nicht eines Diebstahls verdächtigen. Wenn aber doch, dann kannst du mich ruhig bis auf die Haut durchsuchen.“

Die anderen ließen sich auch um des lieben Friedens willen von Dan durchsuchen, doch nichts wurde gefun-

den. Der Zug fuhr schließlich weiter, und einer nach dem anderen schlief wieder ein.

Beim Morgengrauen wurde ich durch ein erneutes und noch heftigeres Gebrüll geweckt. Jeder der übrigen 18 Häftlinge war auch ausgeraubt worden.

„Ich wußte, daß sich unter uns ein Dieb befindet!“ schrie Dan.

Tage darauf erzählte ich in Poarta-Alba, unserem nächsten Aufenthaltsort, diese Geschichte einem Mann, der einen Diebstahl abzusitzen hatte. Er brach in Lachen aus und sagte: „Ich habe Dan jahrelang gekannt. Er wollte einfach ausschnüffeln, wo jeder von euch etwas von Wert aufbewahrte. Darum durchsuchte er die Leute unter dem Vorwand, selbst bestohlen worden zu sein.“

In Poarta-Alba, wo „Politische“ und Kriminelle zusammengehalten wurden, gab es viele „Dane“. Einmal nickte ich ein wenig ein, während einige mit selbstgemachten Würfeln spielten. Durch ein Betasten meines Fußes wurde ich geweckt. Ich setzte mich auf, rieb mir die Augen und sah, daß ein Häftling gerade dabei war, mir einen Schuh aufzubinden. Den anderen hatte er mir bereits ausgezogen.

„Was machst du mit meinen Schuhen?“ beehrte ich auf.

„Ich habe sie eben beim Würfeln gewonnen“, grinste er und war beleidigt, als ich sie nicht hergeben wollte.

Die Welt der Diebe ist eine Welt für sich. Sie erzählen mit Vorliebe von ihren „Heldentaten“, je gewagter desto lieber. Sie lieben diese Erregung, wie andere Alkohol, Glücksspiel und Frauen lieben.

Ich wunderte mich über die Hingabe, mit der sie an ihrer Tätigkeit hingen.

Eines Abends, als die meisten Häftlinge sich draußen befanden, wurde die Tür aufgerissen, und die Wächter feuerten einen Taschendieb in die Zelle, der jedermann

als „Langfinger“ bekannt war. Er wand sich stöhnend und keuchend auf dem Boden. Ich half ihm auf seine Pritsche, dann tauchte ich einen Lappen ins Wasser und begann, das Blut von seinem geschwollenen Mund abzuwischen. Allem Anschein nach hatte er versucht, etwas aus der Küche zu stibitzen.

„Sie sind nicht übel, Pastor“, sagte der Langfinger. „Wenn ich wieder raus bin und einen guten Fang gemacht habe, sollen Sie Ihren Teil haben.“

„Ich hoffe, du wirst einen besseren Lebensunterhalt finden“, sagte ich. Er lachte. „Sie vergeuden nur ihre Zeit, wenn sie mich prügeln“, sagte er. „Ich liebe meine Arbeit und werde sie nie aufgeben.“

Ich legte ihm den Arm um die Schultern und sagte: „Ich danke dir, du hast mir eine wesentliche Lektion erteilt.“

„Was meinen Sie?“ fragte Langfinger.

„Wenn Schläge dich nicht zwingen können, deine Lebensweise aufzugeben, weshalb sollte ich dann denen, die mein Leben verändern wollen, Gehör schenken? Ich muß mindestens ebensoviel Sorgfalt auf das Seelengewinnen verwenden wie du beim Drehen des nächsten Streiches. Je länger ich den Geschichten zuhöre, die du und deine Freunde erzählen, desto mehr lerne ich.“

Er grinste schmerzlich. „Sie scherzen, Pastor.“

„Durchaus nicht“, meinte ich. „Ihr arbeitet zum Beispiel bei Nacht. Wenn es beim ersten Mal schiefgeht, versucht ihr es in der nächsten Nacht gleich noch einmal. Ich als Pfarrer sollte meine Nächte im Gebet verbringen, und wenn ich das Gewünschte nicht gleich bekomme, darf ich es nicht aufgeben. Ihr steht bei anderen Leuten, doch unter den Dieben herrscht Ehrlichkeit. Ebenso sollten auch wir Christen unter uns einig sein. Um zu Geld zu kommen, setzt ihr euer Leben aufs Spiel. Doch, wenn ihr es einmal habt, geht ihr damit verschwenderisch um. Auch wir sollten das Geld nicht überbewerten.“

Ihr Diebe laßt euch durch Strafen nicht abhalten. Wir sollten ebenfalls nicht vor einem Leidensweg zurückschrecken. So, wie ihr jedes Wagnis riskiert, sollten wir es auch tun im Wissen, daß es einen Himmel zu gewinnen gilt.“

Das Gefängnis in Poarta-Alba war aus den Trümmern des Arbeitslagers am Kanalbauprojekt errichtet, in dem meine Frau hatte arbeiten müssen.

Ich wußte, daß sie jetzt in Bukarest lebte. Keine Stunde verging ohne einen Gedanken an sie. Wir waren mit je 50 Mann in langen, kahlen Baracken untergebracht. Um uns herum befanden sich baufällige Kasernen und verkommene Gemüsegärten, die Sabine gekannt haben mußte. Dieser traurige Trost wurde mir genommen, als mir nach einigen Wochen gesagt wurde, ich sollte mich für den nächsten Transport bereithalten.

Langfinger kam, um sich zu verabschieden. Er brachte einen Kumpel namens Calapod mit sich, einen Banditen, der in der ganzen Gegend gefürchtet war. Calapod klopfte mir auf die Schulter und rief: „So, das ist also der heilige Pfarrer, der Diebe und Räuber liebt!“

„Herr Calapod“, sagte ich, „Jesus genierte sich nicht, sich mit einem Dieb zu vergleichen. Er gab uns das Versprechen: ‚Ich komme wie ein Dieb in der Nacht‘. Genauso wie die Leute, die Sie beraubt haben, nie wußten, daß Sie kommen würden, wird Jesus eines Nachts kommen und Ihre Seele von Ihnen fordern, und Sie werden nicht bereit sein.“

Marina und Sabine

Die naßkalten Wochen in Craiova und Poarta-Alba, die Transporte, in denen die Gefangenen aneinandergekettet wurden, verschlimmerten meine Tuberkulose erneut. Im nächsten Gefängnis, das sich in den Bergen

von Siebenbürgen, in Gherla befand, kam ich in solch einem Zustand an, daß man mich gleich in eine der Zellen legte, die als „Hospital“ bekannt waren.

Unsere Ärztin, eine junge Frau namens Marina, erzählte mir, dies sei ihre erste Arbeitsstelle. Andere Patienten berichteten, ihr sei, als sie am Tage ihres Antritts von Zelle zu Zelle gegangen sei, alle Farbe aus dem Gesicht gewichen. Während ihres Studiums war sie in keiner Weise darauf vorbereitet worden, derartigem Schmutz, der Hungersnot, dem völligen Mangel an einfachsten Medikamenten und Ausrüstungsgegenständen und dieser an Grausamkeit grenzenden Vernachlässigung zu begegnen. Sie dachten schon, sie würde ohnmächtig zusammenbrechen, doch sie hielt durch.

Marina war ein großgewachsenes, zartes junges Mädchen. Blondes Haar umrahmte ihr von Erschöpfung gekennzeichnetes Gesicht. Nachdem sie mich untersucht hatte, sagte sie mir: „Sie brauchen gutes Essen und ganz viel frische Luft.“

Ich konnte nicht anders als lachen. „Aber wissen Sie denn nicht, wo wir uns befinden, Dr. Marina?“

Tränen traten ihr in die Augen. „So habe ich es aber auf der Medizinischen Fakultät gelernt.“

Einige Tage später erschienen einige Offiziere von hohem Rang und besuchten das Gefängnis. Dr. Marina bekam sie im Gang außerhalb der Zellen zu fassen und sagte: „Genossen, niemand hat diese Männer zum Tode verurteilt; der Staat bezahlt mich dafür, daß ich sie am Leben erhalte, genauso, wie er Sie dafür bezahlt, diese Menschen in Gewahrsam zu halten. Ich möchte lediglich um Zustände bitten, die es mir ermöglichen, meinen Beruf auszuüben.“

„Sie stehen also auf der Seite dieser Verbrecher“, sagte eine Männerstimme.

„In ihren Augen sind sie vielleicht Verbrecher, Genosse Inspektor“, erwiderte sie, „doch für mich sind es meine Patienten.“

Die Verhältnisse wurden nicht besser, doch stattdessen bekamen wir eine Nachricht, die für mich mehr wert war als sämtliche Arzneimittel des Arzneibuches zusammengenommen. Vor der Genfer Gipfelkonferenz sollten wir die Erlaubnis bekommen, Verwandtenbesuche zu empfangen.

Die allgemeine Aufregung steigerte sich ins Unerträgliche. Wir alle befanden uns im Zustand der Hochspannung. Ein Mann konnte eben noch voller Freude sein und war im nächsten Augenblick den Tränen nahe. Einige von uns hatten schon seit 10 oder 12 Jahren keine Nachricht von ihren Familien. Ich hatte Sabine acht Jahre lang nicht gesehen.

Endlich war es soweit. Als mein Name aufgerufen wurde, führte man mich in eine große Halle. Ich mußte mich hinter einen Tisch stellen. In etwa 20 Meter Entfernung erblickte ich meine Frau, ebenfalls hinter einem Tisch. Der Kommandant, links und rechts von Offizieren und Wächtern umgeben, stellte sich zwischen uns an die Wand, als sei er im Begriff, die Rolle des Schiedsrichters bei einem Tennisspiel zu übernehmen.

Wie gebannt sah ich Sabine an. Es schien mir, als ob all die Leidensjahre ihr eine ungeahnte Schönheit und friedevolle Haltung verliehen hätten, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Sie stand mit gefalteten Händen da und lächelte.

Ich hielt mich am Tisch fest und rief: „Geht es euch gut zuhause?“

Meine Stimme hatte in diesem Raum einen fremden Klang. Sabine sagte: „Ja, es geht uns allen gut, Gott sei gedankt.“

„Es ist hier nicht erlaubt, Gott zu erwähnen“, unterbrach uns der Kommandant.

„Lebt meine Mutter noch?“ fragte ich.

„Gottlob, sie lebt.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie Gott nicht erwähnen dürfen.“

Dann fragte Sabine: „Wie geht es dir gesundheitlich?“

„Ich bin zur Zeit im Gefängnishospital.“

Der Kommandant: „Sie dürfen nicht darüber sprechen, wo Sie sich innerhalb des Gefängnisses befinden.“

Ich fing von neuem an: „Wie ist es mit meinem Gerichtsverfahren, gibt es da Hoffnung auf eine Berufung?“

Der Kommandant: „Sie dürfen über Ihr Gerichtsverfahren nicht verhandeln.“

In diesem Stil ging es weiter, bis ich schließlich sagte:

„Geh heim, Liebling, sie werden uns ja doch nicht miteinander reden lassen.“

Meine Frau hatte mir einen Korb mit Lebensmitteln und Kleidung mitgebracht. Nicht einmal einen einzigen Apfel durfte sie mir geben.

Als ich weggeführt wurde, konnte ich noch über die Schulter sehen, wie Sabine von bewaffneten Wächtern durch die Tür am anderen Ende der Halle nach draußen begleitet wurde. Der Kommandant, völlig gedankenabwesend, zündete sich eine neue Zigarette an.

Am gleichen Abend blieb Dr. Marina am Fußende meines Bettes stehen: „Oh weh“, sagte sie, „und ich hoffte, der Besuch Ihrer Frau würde Ihnen so sehr gut tun.“

Wir wurden Freunde. Sie erzählte mir, daß sie keinerlei religiöse Unterweisung gehabt hätte und meinte, eine Atheistin zu sein.

„Heutzutage ist es doch jeder, nicht wahr?“

Einmal war ich mit Marina und einem anderen gläubigen Gefangenen allein. In der kleinen Kabine, die

als Behandlungsraum diente, erwähnte ich, daß heute Pfingsten sei.

„Was ist das?“ fragte sie. Der Wächter vom Dienst durchsuchte gerade die Kartei. Ich wartete, bis er mit der gewünschten Karte hinausgegangen war, und antwortete: „Es ist der Tag, an dem Gott uns vor vielen tausend Jahren die zehn Gebote gegeben hat.“

Ich hörte die Fußstritte des Wächters, der zurückkam, und setzte laut hinzu: „Und hier, Frau Doktor, tut es weh, wenn ich huste.“

Der Wächter ordnete die Karte wieder ein und verließ abermals den Raum. Ich fuhr fort: „Pfingsten ist auch der Tag, an dem der Heilige Geist auf die Apostel ausgegossen wurde.“

Draußen ertönten wieder Schritte, und ich sagte rasch: „Und nachts habe ich furchtbare Schmerzen im Rücken.“

Dr. Marina mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen. Ich setzte meine unterbrochene Predigt fort, während sie meine Brust abklopfte, mich bat zu husten und mir in den Hals sah. Schließlich brach sie in Lachen aus: „Hören Sie auf“, brachte sie atemlos hinter ihrem Taschentuch hervor, als das stumpfsinnige Gesicht des Wächters wieder im Türrahmen erschien. „Sie können es mir ein andermal erzählen.“

In den folgenden Wochen erzählte ich ihr das ganze Evangelium. Durch das Zeugnis von mir und von anderen Gläubigen in Ghera fand sie den Weg zu Jesus. Von da an nahm sie noch größere Risiken auf sich, um uns zu helfen.

Als ich mich Jahre später in einem anderen Gefängnis befand, hörte ich, daß Dr. Marina an einem akuten rheumatischen Fieber und daraus entstandenen Herzkomplicationen gestorben sei. Sie hatte sich stets überarbeitet.

Finanzminister Luca

Ich wurde wieder nach Vacaresti gebracht, dem Gefängnis Krankenhaus, wo ich einen Monat nach meiner Isolierhaft in den Zellen unterhalb des Innenministeriums verbracht hatte. Das Krankenhaus war überfüllter denn je. Patienten mit Tuberkulose mußten in einem Raum mit anderen Kranken liegen, was gegenseitige Infizierung zur Folge hatte.

Zwei Funktionäre der Geheimpolizei kamen, um mich zu verhören.

„Was halten Sie jetzt vom Kommunismus?“ hänselten sie mich.

„Wie kann ich das sagen?“ antwortete ich. „Ich bin ihm nur innerhalb seiner Gefängnisse begegnet.“

Sie grinsten, und einer von ihnen meinte: „Jetzt können Sie es von einem ganz hohen Tier aus erster Hand lernen. Sie kommen mit Vasile Luca, dem alten Finanzminister, in eine Zelle.“

Luca war im März 1953 wegen der Währungs-skandale seines Postens enthoben worden. Das hatte auch zum Sturz der Anna Pauker-Clique beigetragen. Zusammen mit dem Innenminister Theohari Georgescu war Luca aus der Partei ausgeschlossen worden, und alle drei befanden sich zur Zeit in verschiedenen Gefängnissen, zusammen mit den Opfern ihres fünfjährigen Regimes. Während seiner Regierungszeit war Luca von vielen umschmeichelt, aber von wenigen geliebt worden.

Jetzt nahmen sowohl die Wächter als auch die Häftlinge die Gelegenheit wahr, ihm ihre Verachtung deutlich zu bekunden. Luca saß allein in einer Ecke unserer gemeinsamen Zelle, biß sich die Knöchel wund und murmelte vor sich hin. Er war ein alter, kranker Mensch, in dem man unmöglich den Mann wiedererkennen konnte, dessen Bild einst so häufig in den Zeitungen erschienen war.

Für Luca gab es keine Hilfe in seinem Elend. Ein Christ hat in jeder notvollen Situation die Gewißheit, daß er im Glauben den Weg geht, den Christus ihm vorangegangen ist. Luca jedoch, der sein ganzes Leben im Dienste des Kommunismus verbracht hatte, blieb jetzt weder Hoffnung noch Glauben. Sollten die Nationalisten wieder ans Ruder kommen oder die Amerikaner das Land besetzen, wären Luca und seine Genossen die ersten, die gehängt würden. Und vorläufig wurden sie von ihren ehemaligen Parteifreunden mit Strafen verfolgt. Zum Zeitpunkt unserer Begegnung war Luca einem Nervenzusammenbruch nahe.

Er erzählte mir, daß man ihn, nachdem er in Ungnade gefallen war, unter der Folter gezwungen hätte, völlig absurde Geständnisse abzulegen. Das Militärgericht hatte ihn zum Tode verurteilt, doch das Urteil war in lebenslängliche Haft umgewandelt worden.

„Sie wußten, daß ich sowieso nicht lange leben werde“, sagte er hustend.

Manchmal überkamen ihn Wutanfälle, und er tobte gegen seine Parteifeinde. Als er eines Tages das Essen, das in unsere Zelle geschoben wurde, einfach nicht hinterbekommen konnte, bot ich ihm ein Stück Brot an. Er nahm es hungrig.

„Warum haben Sie das getan?“ knurrte er.

„Ich habe den Wert des Fastens im Gefängnis kennengelernt.“

„Und der wäre?“

Ich sagte: „Erstens stellt es unter Beweis, daß der Geist den Körper beherrschen kann. Zweitens rettet es mich vor Streitereien und bösen Gedanken, die so häufig wegen des Essens entstehen. Und drittens — nun, wenn ein Christ im Gefängnis nicht fastet, was hat er dann noch, das er den anderen geben kann?“

Luca gab zu, daß die einzige Hilfe, die er nach seiner Verhaftung erhalten hatte, von seiten der Christen

kam. Doch dann gewann seine üble Laune wieder die Oberhand.

„Ich kenne jedoch bei weitem mehr Geistliche, die Erzschorken sind. Als Mitglied des Zentralkomitees hatte ich alle Sekten und Religionsgemeinschaften fest in der Hand. In meinem Büro hatte ich von jedem Priester des Landes eine Akte. Auch von Ihnen. Ich überlegte schon, ob es in ganz Rumänien wenigstens einen Priester gäbe, der nicht bereit war, bei Anbruch der Dunkelheit bei mir an der Hintertür zu klopfen, um zu denunzieren.“

Ich sagte, daß der Mensch wohl oft den christlichen Glauben vernehre, doch viel häufiger sei es der Fall, daß der Glaube den Menschen adele.

Das beweise nicht nur die große Zahl der Heiligen aus alten Zeiten, sondern auch viele bedeutende Christen, denen man heute begegnen könne.

Luca war ärgerlich. Sein Groll gegen alle Welt machte es ihm unmöglich, jemandem gute Eigenschaften zuzugestehen. Er wiederholte die üblichen atheistischen Argumente, die Kirche habe die Wissenschaftler verfolgt. Ich erinnerte ihn meinerseits an die großen Wissenschaftler, die Christen waren, von Newton und Kepler angefangen, bis zu Pawlow und dem Entdecker der Narkose, Sir James Simpson.

Luca meinte: „Diese Männer beugten sich lediglich unter die Konventionen ihrer Zeit.“

Ich sagte: „Kennen Sie den Ausspruch Louis Pasteurs, des Entdeckers der Mikroben und der Schutzimpfung? „*Je crois comme une charbonnière le progresse en science.*“ Er glaubte wie ein einfacher Bergmann, wie eine Grubenarbeiterin des vorigen Jahrhunderts. Dieser Mann, der fast sein ganzes Leben in der wissenschaftlichen Forschung führend war, hatte den Glauben der einfachsten Menschen.“

Luca sagte ungehalten: „Und wie ist es mit all den Wissenschaftlern, die von der Kirche verfolgt wurden?“

Ich fragte, ob er sie mit Namen nennen könne.

„Galilei natürlich, der ins Gefängnis mußte. Giordano Bruno, den man verbrannt hat . . .“ Er stockte.

Ich sagte: „Sie können also nur zwei Fälle innerhalb von 2000 Jahren nennen. Nach allen menschlichen Maßstäben zu urteilen, ist das ein Triumph für die Kirche. Vergleichen Sie nur dieses Ergebnis mit den Rekorden, die die Partei allein in Rumänien in den letzten zehn Jahren aufstellte. Viele Tausende von unschuldigen Menschen wurden erschossen, gefoltert und verhaftet. Sie selbst sind nur kraft meineidiger Zeugenaussagen, durch Drohungen und Bestechungen erpreßt, verurteilt worden. Wie hoch schätzen Sie denn die Zahl der gerichtlichen Fehlsprüche in allen Ländern unter kommunistischer Herrschaft?“

Eines Abends sprach ich über die Einsetzung des Abendmahls und die Worte, die Jesus an Judas richtete: „Was du tust, das tue bald.“

Luca sagte: „Nichts in der Welt wird mich dazu bringen, an Gott zu glauben. Doch wenn ich glauben würde, wäre mein einziges Gebet an ihn: ‚Was du tust, das tue bald.‘“

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich rapide. Er spuckte Blut und fieberte. Auf seiner Stirn brach kalter Schweiß aus.

Zu diesem Zeitpunkt kam ich in ein anderes Gefängnis. Bevor ich Abschied nahm, versprach er mir, an seine Seele zu denken. Ich hatte keine Möglichkeit zu erfahren, was danach geschehen ist. Doch wenn ein Mensch mit sich selbst zu rechten anfängt, ist die Chance sehr gering, die Wahrheit zu finden. Bekehrung ist gewöhnlich die Sache eines einzigen Augenblicks. Die Botschaft trifft das Herz, und sofort bricht

aus der Tiefe des Wesens etwas Neues und Heilendes auf.

Ich bin damals noch vielen Menschen begegnet, die Luca glichen. Oft sprach ich mit meinen Freunden darüber, wie man die Kommunisten und ihre Kollaborateure im Falle eines Zusammenbruchs des kommunistischen Systems behandeln sollte. Christen waren gegen Racheaktionen, waren aber dennoch geteilter Meinung. Einige meinten, die Vergebung müsse vollständig sein. Andere wieder sagten, Jesus habe eine Grenze aufgestellt, indem er Petrus anwies, dem Schuldigen nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal zu vergeben. Diese Grenze sei von den Kommunisten schon längst überschritten.

Meiner Ansicht nach haben wir lediglich das Recht, nach gründlicher Untersuchung jedes einzelnen Falles und unter Berücksichtigung der bösen Einflüsse, die diesen Menschen zu dem gemacht haben, was er ist, den Bösewicht ohne Rachsucht in den Zustand zu versetzen, wo er kein Unheil mehr anrichten kann.

Die Kommunisten haben bereits sehr viel Zeit und Kraft darauf verwendet, sich gegenseitig zu bestrafen. Man sagt, daß Stalin Lenin vergiftet habe. Er hat Trotzki mit einem Eispickel umbringen lassen. Chruschtschew war so mit Haß gegen seinen eigenen Genossen (Stalin) erfüllt, daß er seinen Ruf ruinierte und sein Mausoleum schändete.

Luca, Theohari Georgescu, Anna Pauker und viele andere fielen ihrem eigenen grausamen System zum Opfer.

zehn Meter unter der Erde

Meine nächste Reise, diesmal per Landstraße, trat ich in einem Lieferwagen an, der die Aufschrift „Staatlicher Lebensmittelkonzern“ trug. Transportwagen der Geheimpolizei wurden oft in dieser Weise beschriftet, um

zu verhindern, daß die Öffentlichkeit erfuhr, wieviele davon im Umlauf waren. Man befürchtete vielleicht auch, daß sonst Befreiungsversuche unternommen werden könnten. Ich hatte zwei andere Männer als Reisegefährten. Einer von ihnen war ein ehemaliger Fahrer der Eisernen Garde, verurteilt zu 20 Jahren Gefängnis. Der andere, der einen kleineren Diebstahl begangen hatte, war 6 Monate in Haft gewesen und sollte bald wieder freigelassen werden.

„Euch sehe ich nie wieder“, sagte der Eiserne Gardist fröhlich und rüttelte an seinen Ketten.

Dann drehte er mir den Rücken zu und erzählte dem Dieb, man habe den Entschluß gefaßt, alle „Politischen“ noch vor der Gipfelkonferenz freizulassen. Er selbst würde sich unter den ersten befinden, die auf freien Fuß gesetzt würden. Der Dieb erklärte seinerseits, daß alles, was er wünsche, eine anständige Arbeitsstelle sei. Doch niemand würde ihn anstellen wollen.

Der Mann von der Eisernen Garde bekundete sein Mitgefühl. Dann faßte er seinen Nachbarn am Ärmel und sagte: „Ich habe eine Idee: Warum sollten wir uns nicht gegenseitig helfen? Nachdem jetzt die Russen klein beigegeben haben, werden die Amerikaner innerhalb eines Monats hier sein. Ich habe unter ihnen einflußreiche Freunde. Wie wäre es, wenn wir einfach unsere Namen vertauschten? Wenn wir jetzt anhalten, werden Sie sich auf meinen Namen melden und ich auf Ihren. Sobald man mich an Ihrer Stelle laufen läßt, werde ich damit beginnen, die amerikanische Machtübernahme vorzubereiten. Sie werden unter meinem Namen als politischer Gefangener noch am gleichen Tage, wenn die Amerikaner hier sind, freigelassen. Das übrige lassen Sie nur meine Sorge sein — Ihre Zukunft ist dann gesichert.“

Der Dieb war begeistert. Als der Lastwagen in den Gefängnishof einfuhr, meldete sich jeder der beiden auf

den Namen des anderen. Sie wurden in verschiedene Gefängnisabteilungen abgeführt. Der Mann von der Eisernen Garde kam mit den Sträflingen zusammen, die nur noch kurze Zeit abzusitzen hatten. Er wurde 10 Tage später freigelassen. Der Dieb jedoch sah Wochen und Monate verstreichen, ohne daß ihn eine Nachricht über den Einmarsch der Amerikaner erreichte. Angesichts der Aussicht, die Strafe eines anderen bis zum Ende absitzen zu müssen, erzählte er dem Kommandanten den wahren Sachverhalt. Der Mann der Eisernen Garde wurde wieder gefaßt. Der Dieb hoffte, endlich freizukommen, doch stattdessen stellte man ihn vor Gericht. Wegen Beihilfe zur Flucht eines faschistischen Verbrechers wurde er nun selbst zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt. Die beiden Männer mußten miteinander ihr Leben fristen — wie so viele, die einander betrogen hatten.

Das Gefängnis, wohin man uns jetzt brachte, hieß Jilava, was im Rumänischen „Feuchter Ort“ bedeutet. Jilava trug seinen Namen zu Recht. Um hineinzukommen, fuhr der Lastwagen eine steile Rampe hinunter. Wir verschwanden unter die Erde und versanken in Finsternis. Die untersten Räume von Jilava befanden sich mehr als 10 Meter unter der Erde. Es war als unterirdische Festung entworfen worden und war von Gräben umgeben. Menschen, die fremd waren, konnten ohne weiteres vorübergehen, ohne zu bemerken, daß sich in ihrem Blickfeld ein Gefängnis befand. Schafe weideten über unseren Köpfen. Wir fühlten uns unter Tausenden von Tonnen schwerer Erdmassen lebendig begraben. Jilava war für einen 500köpfigen Soldatentrupp geplant. Doch jetzt mußten in einer Reihe kaum beleuchteter Zellen 2000 Häftlinge untergebracht werden. Tunnelartige Gänge weiteten sich stellenweise zu kleinen Höfen aus, in denen die Gefangenen herumgehen konnten. An manchen Stellen floß das Wasser die Wände

herunter, und große grüne Schimmelflecken breiteten sich auf den Mauern aus.

Der Mann, dessen Pritsche neben der meinen stand, war der ehemalige Polizeichef von Odessa, Oberst Popescu. Er sagte mir, daß bei seiner Ankunft die Zustände noch weit schlimmer gewesen wären. Man hatte 100 Insassen in unserer kleinen Zelle zusammengepfercht. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt, und einige dieser Männer waren einfach erstickt.

Popescu erzählte mir, daß er sich nach Kriegsende 12 Jahre lang vor den Russen versteckt gehalten habe. Er hatte in einer Höhle mit verrammelten Eingängen gelebt, auf Stroh geschlafen und sich von dem ernährt, was Freunde ihm durch eine kleine Öffnung hindurchgeschoben hatten. Doch schließlich hatte ihn die Geheimpolizei doch aufgespürt. Er hatte solange in diesem engen Raum gehockt, daß seine Beine gelähmt waren. Es hatte Monate gedauert, bis er wieder gehen konnte.

Popescus ordinäre Redeweise ließ deutlich erkennen, daß alles, was mit dem Glauben zusammenhing, schon seit vielen Jahren keinen Platz in seiner Gedankenwelt gehabt hatte. Ich fragte ihn, wie er sich in seiner Einsamkeit die Zeit vertrieben hätte.

„Ich habe einen Roman verfaßt“, sagte er. „Niedergeschrieben wären es etwa 5000 Seiten, aber kein Mensch würde je wagen, ihn zu veröffentlichen.“

Der Grund seiner letzten Bemerkung wurde mir klar, nachdem er mir einige Stellen aus seinem „Werk“ vorgetragen hatte. Noch nie zuvor hatte ich einen derartigen Schwall von Obszönitäten gehört.

Ein Ruf aus dem Korridor kündigte an, daß unser Essen da war. Ich trug meine Suppe aus faulen Karotten hinüber zu der Pritsche meines anderen Nachbarn. Wir saßen eine Weile zusammen und unterhielten uns. Er war ein junger Radiotechniker und hatte im Auftrag einer patriotischen Gruppe dem Westen Informationen

übermittelt. Außerdem erwähnte er, er sei durch seine Kenntnis des Morse-Codes zu Christus geführt worden.

„Es war vor fünf oder sechs Jahren. Ich wurde damals zwecks Verhörs in den Zellen des Innenministeriums untergebracht. Während meiner Zeit dort hat ein unbekannter Pfarrer von nebenan mir Bibelverse durch die Wand geklopft.“

Nachdem er mir die Lage der Zelle beschrieben hatte, sagte ich: „Ich bin dieser Pfarrer.“

Mit seiner Hilfe baute ich einen Kerntrupp von Gläubigen auf, deren Einfluß im ganzen Gefängnis spürbar war. Doch es gab einen Menschen, mit dem es niemand zu tun haben wollte.

Schurke – Bischof – Christ

Gheorge Bajenaru war der Sohn eines orthodoxen Bischofs. Er war als der „niederträchtigste Priester in ganz Rumänien“ bekannt. Er fälschte die Unterschrift seines Vaters, um zu Würden und akademischen Graden zu gelangen. Er veruntreute die Gelder der Schule, an der seine Frau Schulleiterin war. Als sie Selbstmord beging, um seine Tat zu decken, zeigte er keinerlei Reue. Er hatte sogar seinen eigenen Vater gegen Bezahlung bespitzelt. Dann ging er in den Westen und gab vor, ein politischer Flüchtling zu sein. Man verlieh ihm die Bischofswürde und übertrug ihm die Betreuung der orthodoxen Rumänen im Ausland. Von diesen Gruppen und vom Weltkirchenrat verschaffte er sich größere Geldzuwendungen. Die Kommunisten warteten inzwischen ihre Zeit ab.

Bajenaru war früher ein weltlich gesinnter, arroganter Mensch mit der Statur eines Bullen gewesen. Jetzt war er mager und zusammengeschrumpft. Er erzählte mir seine Geschichte. Er war zur Hochzeit eines reichen Rumänen nach Osterreich gefahren und verlebte dort einige Tage. Als er eines Nachts aus einem Restaurant im fran-

zösischen Sektor hinausging, hörte er Schritte hinter sich. Eine Keule sauste auf seinen Kopf nieder. Doch nach einem Augenblick riß sich Bajenaru wieder hoch und begann zu kämpfen. Vier Männer rangen mit ihm, dann spürte er einen Nadelstich im Bein.

„Als ich wieder zum Bewußtsein kam, befand ich mich in der Sowjetzone. An der Wand des Raumes, in dem ich mich befand, hing ein Spiegel, doch der Mann, der mich daraus anschaute, war mir unbekannt. Mein schwarzer Bart war weg, man hatte mein Haar kurzgeschnitten und rot gefärbt. Meine Haut war gebleicht worden, damit sie zur Haarfarbe paßte. Man flog mich nach Moskau. Die Vernehmungsbeamten im Lubianka-Gefängnis vermuteten, ich sei vielleicht eine Schlüsselfigur der angloamerikanischen Spionage. Sie verlangten Aussagen über die Pläne des Weltkirchenrates hinter dem Eisernen Vorhang und über die Machenschaften der im Westen lebenden Rumänen. Ich konnte ihnen nichts sagen, ich hatte ja lediglich meinem eigenen Vergnügen gelebt. Die Russen wollten mir das nicht glauben.“

„Sehr wohl, Euer Gnaden“, sagten sie, „wir werden durch ärztliche Mittel Ihr Gedächtnis etwas auffrischen.“

Bajenaru hob seine Hände auf, um zu zeigen, daß seine Nägel gebrochen waren.

„Man hat mir Nadeln unter die Nägel gesteckt“, sagte er. „Der Arzt hatte einen weißen Kittel an. Zwei Schwestern waren anwesend. Jede wissenschaftliche Hilfe, die Sie sich nur denken können, war da, außer der Narkose.“

Bajenaru wurde zwei Wochen lang gefoltert. Er war dem Wahnsinn nahe, als die Russen endlich zur Einsicht kamen, er habe ihnen tatsächlich nichts zu berichten. Daraufhin übergaben sie ihn der Geheimpolizei in Bukarest. Dort folterte man ihn erneut.

In Jilava wurden seine Verhöre immer noch fortgesetzt. Wenn er nach den Verhören in die Zelle zurück-

kam, beschuldigten ihn die Häftlinge, er sei ein Spitzel. Er war wirklich soweit, daß er nur noch den Wunsch hatte, seine Taten wieder gutzumachen. Das Leiden hatte ihn geläutert. Doch, obwohl Bajenaru seinen Gesinnungswandel auf vielfältige Weise unter Beweis stellte, wollten ihm die anderen nicht glauben. Als er einmal eine Liturgie hielt und laut für den König und die königliche Familie betete, benachrichtigte jemand den Wächter. Er wurde mit mir und einigen anderen Geistlichen zusammen, die zu den Opfern des Denunzianten gehörten, in den sogenannten „Schwarzen Raum“ gesperrt.

Man jagte uns eine steile Treppe hinunter in einen fensterlosen, unterirdischen Raum. Er befand sich in den Tiefen des Forts und hatte wahrscheinlich früher als Munitionslager gedient. Der Raum war völlig bombensicher. Von der Decke tropfte es unaufhaltsam, und dadurch stand der Boden des „Schwarzen Raumes“ ständig unter Wasser. Selbst im Sommer war es hier bitterkalt. „Wir müssen uns ständig bewegen“, sagte eine Stimme aus der völligen Dunkelheit. Wir fingen also an, im Kreis herumzugehen. Immer wieder glitt einer auf dem schlüpfrigen Boden aus. Dennoch hielten wir durch und liefen, bis man uns schließlich nach vielen Stunden, völlig erschöpft und vom häufigen Fallen zerschunden, wieder herausließ.

Andere sagten, wir hätten noch Glück gehabt. Manche Männer würden bis auf die Haut ausgezogen, bevor man sie in den „Schwarzen Raum“ einsperrte. Die Geschichte von den achtzehn Männern, die man zwei Tage lang da unten gelassen, und die dennoch überlebt hatten, war noch allen in Erinnerung.

Es waren alles Mitglieder der Nationalen Bauernpartei, im mittleren Alter oder schon älter. Um dem Tode zu entinnen, bildeten sie aus ihren Körpern eine Schlange. Jeder klammerte sich fest an seinen Vorder-

mann, um sich warmzuhalten. So marschierten sie Tag und Nacht im endlosen Kreis herum, von oben bis unten mit Schlamm bespritzt. Oft brach einer von ihnen zusammen, doch jedesmal zogen ihn dann die anderen aus dem Wasser und zwangen ihn weiterzumachen.

Bajenaru betete weiter für den König. Endlich fand seine Gerichtsverhandlung statt. Er kehrte zurück und sagte ruhig, daß man ihn zum Tode verurteilt habe. Er war demütig geworden. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß demütige Menschen, die vielleicht früher grobe Sünden begangen hatten, häufig der Verfolgung besser standhielten als Christen von hoher Geistlichkeit. Der heilige Chrysostomus, der zu der Zeit der römischen Wagenrennen lebte, sagte einmal: „Wenn man einen Wettstreit veranstalten würde, indem man vor den einen Wagen die Pferde Gerechtigkeit und Hochmut spannt und den anderen von Sünde und Demut ziehen läßt, dann würde nach meiner Überzeugung der zweite Wagen den Himmel zuerst erreichen.“

Oberst Popescu riet Bajenaru, ein Gnadengesuch einzureichen, doch Bajenaru erwiderte: „Ich erkenne diese Richter nicht an, ich gehorche Gott und dem König.“

Nachdem man Bajenaru in die Todeszelle verlegt hatte, sagte Popescu: „Vielleicht hatten wir unrecht, als wir uns auch als seine Richter aufspielten.“

Monatelang hörten wir nichts von ihm. Dann kam er wieder in unsere Zelle. Sein Todesurteil war in lebenslängliche Haft umgewandelt worden. Obwohl er in seinem Wesen ein völlig verwandelter Mensch war, wurde er von der Mehrheit der Häftlinge nicht akzeptiert. „Das ist wieder nur ein Trick, du Satan“, sagten sie. Doch diese Anschuldigung war ungerecht. Man hatte Bajenaru die Freilassung in Aussicht gestellt, falls er gewillt war, für die Geheimpolizei zu arbeiten. Er gab zur Antwort: „Ich verlasse das Gefängnis erst dann, wenn der letzte Priester gegangen ist.“

Bajenarus Strafmilderung sah man als verdächtig an. Es kam bei weitem häufiger vor, daß eine Strafe erhöht wurde, als daß man ein Urteil reduzierte. Unter der Herrschaft des Kommunismus ist es dem Staat jederzeit möglich, die Strafe eines Schuldiggesprochenen zu erhöhen. Es ist tatsächlich vorgekommen, daß einem Manne, der zu lebenslänglicher Haft verurteilt war und der schon 12 Jahre abgessen hatte, ohne jede Begründung gesagt wurde, man habe sein Urteil revidiert. Am nächsten Tag wurde er erschossen.

Bajenaru wurde in eine andere Zelle gesteckt, wo er von den anderen Häftlingen getreten und geschlagen wurde. Zweimal versuchte er, sich das Leben zu nehmen. Dann überführte man ihn in ein anderes Gefängnis, wo er starb.

die Gewaltigen sind an der Reihe

Die erste Hinrichtung in Jilava, während ich dort war, wurde an zwei Brüdern namens Arnautoin vollzogen. Sie hatten jahrelang als Partisanen im Wald gelebt. Doch eines Tages schlichen Soldaten einer Frau nach, die die beiden in ihrem Versteck aufsuchen wollte, und sie wurden festgenommen.

Hinrichtungen wurden von einem grausigen Zeremoniell begleitet. Beim Morgengrauen stellten sich die Wachposten in den Gängen auf. Hunderte von Augen konnten durch die Ritzen und Gucklöcher beobachten, wie der Kommandant eine kleine Prozession in den Hof hinausführte. Zwei höhere Offiziere gingen voran, dann folgten die beiden Brüder in Ketten, an jeder Seite jeweils von einem Wächter festgehalten. Die Nachhut bildeten ein Arzt und ein Wächter mit Maschinengewehren. Hammerschläge ertönten in der kalten Morgenluft. Den Männern wurden ihre Ketten abgeschlagen. Säcke wurden ihnen über den Kopf gestülpt, dann schob

man sie in einen Wagen und fuhr sie ein kurzes Stück auf ein Feld hinaus.

Dort schoß man sie aus Kernschußweite durch den Hinterkopf.

Wir hörten, wie die Schüsse fielen.

Nita, der Henker, stammte von Zigeunern ab. Für jede Hinrichtung erhielt er eine Sondervergütung von 500 Lei. Von allen Wächtern, die wir hatten, benahm er sich am anständigsten. Man nannte ihn „Schwarzer Engel von Jilava“.

„Ich gebe ihnen immer in der Zelle noch ihre letzte Zigarette, ehe ihr Stündlein geschlagen hat“, erzählte er uns. „Ich versuche, ihnen Mut zu machen. Es ist nicht so schwer, wie ihr meint. Jeder von ihnen glaubt nämlich bis zum letzten Moment, daß er doch noch lebend davonkommt.“

Dies war zum Beispiel bei einem Neunzehnjährigen namens Lugojanu der Fall. Lugojanus Vater, ein ehemaliges Regierungsmitglied, hatte man im Gefängnis zu Tode gefoltert. Der Junge hatte mit Hilfe einiger Freunde mehrere Racheakte auf Angehörige der Miliz verübt. Einer der Freunde wurde gefaßt und verriet die übrigen. So wurden Lugojanu und seine acht Komplizen zum Tode verurteilt.

Die ersten zwei wurden in den Hof hinausgeführt, das nächste Paar folgte ihnen. Die übrigen hörten, wie ihnen die Ketten abgenommen wurden, dann hörten sie die Schüsse. Sie hörten die Wächter, die kamen, um die restlichen abzuholen. Einer von ihnen erzählte mir später: „Ich war vollkommen ruhig. Die heilige Jungfrau erschien mir nämlich und sprach freundlich zu mir. Ich hatte die Gewißheit, daß ich begnadigt würde.“ Die Tür der Zelle ging auf, es war der Kommandant. Er hatte eine Nachricht aus Bukarest erhalten, die eine Strafmilderung für die übrigen zum Inhalt hatte. Ich habe im Gefängnis oft das Wirken dieser geheimnisvollen Macht

erlebt, die den Menschen noch in ihrem letzten Augenblick eine lebensrettende Kraft verlieh.

Die höfliche Art des „Schwarzen Engels“ sollte eine Art Entschuldigung für seine verabscheuungswürdige Tätigkeit darstellen. Mit anderen Worten, er wollte uns damit sagen, daß er kein Unmensch sei. Die übrigen Wärter und deren Helfershelfer unter den Häftlingen meinten, so etwas nicht nötig zu haben.

In Jilava herrschte ein ausgesprochen schlechter Geist. Es war ein Durchgangsgefängnis. Hier begegneten die Männer häufig ihren alten Feinden. Viele Häftlinge hatten früher der Polizei angehört. Man hatte die alten Polizeibeamten — selbst solche, die offen gegen den Kommunismus gearbeitet hatten — zunächst einmal zwei Jahre lang im Dienst gelassen, damit sie die parteikonformen Kandidaten ausbilden konnten. Dann bekamen die erfahrenen Männer den Auftrag, einige ihrer eigenen Kameraden zu verhaften.

Sie ihrerseits wurden später von denen verhaftet, die sie ausgebildet hatten. Nachdem diese Männer verurteilt worden waren, sperrte man sie scharenweise in die gleiche Zelle, denn am Ende entkam kein einziger Funktionär des alten Regimes der Säuberungsaktion.

Einmal verstummten jedoch in unserer Zelle die gegenseitigen Beschuldigungen zugunsten einer anderen gemeinsamen Zielscheibe für den Haß, der in allen Herzen schwelte.

Voller blauer Flecken, mit wirrem Haar, mit lose hängendem Kiefer, wurde er aus einer anderen in unsere Zelle geworfen. Die Augen voller Entsetzen, blickte er um sich. Dann auf einmal grölten sie alle: „Albon!“

Der Kommandant von Poarta-Alba, der Tausende von Menschenleben auf dem Gewissen hatte, war zum Sündenbock für den Fehlschlag des Kanalbaus gemacht worden. Wir konnten uns noch erinnern, wie Oberst Albon die Neuankömmlinge in seinem Arbeitslager zu

begrüßen pfl egte: „Ihr Professoren, Doktoren, Rechtsanw älte und Priester, meine gescheiten Freunde, für euren Verstand haben wir hier keine Verwendung. Nur die Hände, eure feinen Hände werden wir benötigen. Für eure Arbeit bekommt ihr die Luft, die ihr hier atmet, zum Lohn. Und bildet euch ja nicht ein, jemals wieder freizukommen, es sei denn durch den Tod — oder wenn man mit dem Bau des Kanals Schluß macht und mich einsperrt.“

Jetzt blickte Albon auf uns wie ein hypnotisiertes Kaninchen auf die Schlange. Einer der H äftlinge packte ihn am Kragen und zerrte ihn in die Höhe. Ein anderer riß ihn herum, ein Dritter trat ihn in den Unterleib. Unter einem Hagel von Schlägen, hysterisch kreischend, brach Albon zusammen.

Ich versuchte, ihn zu retten. Die Männer wandten sich drohend zu mir: „Sie halten also zu diesem Mörder?“

Unter schallendem Gelächter, Gejohle und Pfuirufen richtete sich Albon taumelnd auf. Er war mit Blut und Schmutz bedeckt. Auf dem Weg zur Tür fiel er erneut und schnitt sich an der scharfen Kante einer Pritsche. Die H äftlinge stürzten sich wieder auf ihn und rissen ihm das Hemd vom Leibe. Albon hielt die Hände vors Gesicht, um es zu schützen. Schließlich brach er gänzlich zusammen und blieb bewegungslos auf dem Boden liegen.

Man schob Albon von einer Zelle in die andere. Überall wurde er auf die gleiche Weise behandelt, bis man ihn schließlich nach Ocele-Mari überführte. Dieses Gef ängnis hatte die Regierung eigens für die in Ungnade gefallenen Polizeibeamten und Funktionäre reserviert.

Einige Tage später sah ich wieder ein bekanntes Gesicht. Oberst Dulgheru, der mich eine Woche lang während der Einzelhaft verhört hatte, war selbst im Gef ängnis gelandet. Ich erzählte ihm, was Albon widerfahren war. Er gab sich alle Mühe, unangenehmen Kon-

frontationen aus dem Wege zu gehen, doch es war unvermeidbar, daß jemand anderes ihn in absehbarer Zeit erkannte.

Dulgheru erzählte mir, man habe ihn beschuldigt, während der vorkommunistischen Ära ein Polizeispion gewesen zu sein. Dies war die übliche Anklage, die die Partei erhob, wenn sie die Absicht hatte, einen Mann aus ihren eigenen Reihen zu belasten. Er beschrieb mir, wie seine Verhaftung vor sich gegangen war. Er war zu den Zellen gegangen, um jemanden zu verhören, gefolgt von dreien seiner Untergebenen. Sie öffneten die Tür einer Zelle und ließen den Oberst höflich vor. Nachdem er eingetreten war, schlossen sie die Tür wieder zu. Dulgheru sah, daß er in einer leeren Zelle eingesperrt war. Er schlug an die Tür und verlangte, herausgelassen zu werden. Seine Männer lachten nur. Er hörte, wie einer von ihnen sagte: „Diesmal bist du dran, hier zu sitzen.“

In Jilava fand man bald heraus, daß es Dulgheru war. Die Häftlinge fielen ebenfalls über ihn her, und er mußte nach Ocnele-Mari abgeschoben werden. Das Gefängnis für Parteimitglieder war bald genauso überfüllt wie die übrigen.

Kurz nachdem er weg war, wandte ich mich zwecks Verhörs nach Bukarest. Mir wurden Augenklappen in Form einer Motorradbrille aufgesetzt. Dann fuhr man mich mit einem Wagen die wenigen Kilometer zur Hauptstadt. Im Polizeipräsidium verhörte mich ein Oberst in Uniform. Seine Fragen schienen mehr darauf zu zielen, meine Haltung dem Regime gegenüber zu erfahren, als Informationen zu erhalten.

Er ließ durch nichts erkennen, was die wahre Absicht dieses Verhörs war.

Das Gebäude war überfüllt. „Geheime“ Häftlinge mußten die Zelle miteinander teilen. Ich kam mit einem

untersetzten, mürrischen Mann zusammen. Es war Vasile Turcanu, der Führer der „Umschulung“.

Er war von eben der Regierung, die ihm einst die Erlaubnis zum Töten gegeben hatte, nun selbst zum Tode verurteilt worden. Die Partei hatte ihn drei Jahre lang lebend in Gewahrsam gehalten mit der gewohnten Absicht, seine Hinrichtung dann bekanntzugeben, wenn ein politisches Ablenkungsmanöver nötig erschien.

Turcanu schilderte mir, wie man den Innenminister Theohari Georgescu während der Säuberungsaktion 1953 verhaftet hatte. Georgescu saß in seinem Büro vor einer Reihe von Telefonapparaten, als drei Männer seiner eigenen Leibwache mit gezogenen Revolvern hereinstolzierten. Sie zwangen Georgescu, sein eigenes Bild anzusehen, das in einem goldenen Rahmen an der Wand hing, während er seine Hose für eine Leibesvisitation auf den Boden fallen ließ.

Ich versuchte während der wenigen Stunden, die ich mit Turcanu zusammen verbrachte, ihm etwas vom christlichen Glauben nahezubringen. Doch für einen Mann, der so tief in die Doktrinen der Gewalt verstrickt war, konnte man wenig tun.

Die aufregendste Nachricht, die ich in der Zelle des Polizeipräsidiums aufschnappte, war, daß Stalin von seinem Nachfolger Chruschtschew als Tyrann und Mörder gebrandmarkt worden sei. Die ersten Reportagen von der Hinrichtung Berijas und sechs seiner Spitzenleute am Heiligabend 1953 waren gerade veröffentlicht worden. Tausende weniger bedeutende sowjetische Geheimagenten waren mit hinweggefegt worden. In Rumänien begann der Prozeß der Entstalinisierung. Gheorghiu-Dej, der neue rumänische Diktator, war im Begriff, eine angenehmere Politik einzuführen. Er selbst liebte das Wohlleben. Seine innere Linie war zumindest gegenüber der Politik der Pauker-Clique ein Fortschritt.

der reiche Mann und der Pfarrer

Die Neuigkeiten, die ich nach Jilava mitbrachte, verursachten in der Zelle ein Freudengeheul. Jeder war beglückt, daß Stalin von seinem Thron gestürzt worden war und hoffte, diese Tatsache würde seine Freilassung beschleunigen.

Popescu sagte jedoch: „Ich kenne die Partei. Sie setzt zwar den Einbrecher auf die Anklagebank, aber dem Bestohlenen wird nichts zurückerstattet.“

„Stalin ist jedenfalls erledigt“, sagte ein anderer Häftling.

„Soll er in der Hölle braten!“ rief ein anderer.

Unter Gelächter, Beifallrufen und Gejohle tanzten zwei Häftlinge durch die Zelle und kreischten obszöne Bemerkungen über Stalin. Nur die Wächter waren still. Stalins Sturz ließ ihre Zukunft ungewiß erscheinen.

„Sie machen kein besonders glückliches Gesicht, Pastor“, rief Popescu mir zu.

Ich sagte: „Ich kann an Haßausbrüchen keine Freude finden, ganz gleich, gegen wen sie auch gerichtet sind. Wir wissen nicht, wie es Stalin ergangen ist. Vielleicht wurde er noch in seiner letzten Stunde errettet wie der Schächer am Kreuz.“

„Was, nach all den Verbrechen, die er begangen hat?“ fragte jemand.

„Vielleicht ging es ihm wie dem reichen Mann, der in seinem Leben nur wenige Augenblicke der Reue hatte und doch schließlich in den Himmel kam“, sagte ich.

Und ich erzählte ihnen von einem Mann, der von der Ausbeutung der Armen lebte. Er hatte einen großen Haß auf den Dorfpfarrer, weil dieser Mann gut war. Wenn die beiden sich auf der Straße begegneten, spie der Mann dem Pfarrer ins Gesicht. Der Pfarrer jedoch ließ ihn gewähren und sagte: „Sicher macht das diesem armen Kerl Freude.“ Immerhin ging der reiche Mann, der Bodnaras hieß, einmal im Jahr, am Karfreitag, in

die Kirche. Und jedesmal, wenn er die Kreuzigungsgeschichte hörte, rollten zwei Tränen seine feisten Backen herunter. Er wischte sie schnell weg und verließ die Kirche, noch bevor die Kollekte eingesammelt wurde.

An einem Karfreitag wartete eine volle Kirche auf den Anfang des Gottesdienstes. Doch der Pfarrer war nirgends zu sehen, und auch Bodnaras erschien nicht. Eine Stunde verstrich. Schließlich schaute jemand hinter dem Altar nach. Dort lag der Pfarrer auf dem Boden hingestreckt. Sein Atem ging ruhig, die Augen waren geschlossen, und von seinem Gesicht ging ein derartiger Glanz aus, daß die Leute meinten, er sei in eine heilige Ekstase entrückt.

An jenem Morgen war Bodnaras gestorben und vor das göttliche Gericht gekommen. Als die Teufel all seine bösen Taten in die Waagschale legten, hatte sein Schutzengel nichts für die zweite Schale als nur ein Fläschchen mit den zwei Tränen, die er jedes Jahr vergossen hatte.

Aber diese Tränen wogen genauso viel wie alle bösen Taten zusammen.

Was nun? Bodnaras fing an zu schwitzen und zu zittern. Doch als Gott gerade wegblickte, schnappte der reiche Mann einige böse Taten von der Waagschale herunter, um die Waage zur rechten Seite ausschlagen zu lassen.

Doch Gott sieht alles, auch wenn er wegschaut. Traurig sagte er zu dem reichen Mann: „Seit der Schöpfung hat noch nie einer versucht, mich am Tage des Gerichts hinters Licht zu führen.“ Er blickte sich im Himmel um und fragte: „Wer will der Verteidiger dieses Mannes sein?“

Die Engel sagten kein Wort. „Vorwärts“, sagte Gott, „wir befinden uns nicht in der rumänischen Volksrepublik. Wir können unmöglich jemanden ohne Verteidigung aburteilen.“

Doch selbst der Schutzengel des reichen Mannes schreckte vor solch einer Aufgabe zurück. „Aber“, fügte er hinzu, „in seinem Wohnort gibt es einen Pfarrer. Er ist eine so lautere Persönlichkeit, daß er vielleicht bereit sein wird, Fürsprache einzulegen.“

Auf diese Weise wurde der Pfarrer in den Himmel geholt, während sein Leib auf der Erde blieb. Bodnaras dachte schon, daß alles verloren sei, als er den Mann, den er so oft gedemütigt hatte, vor sich sah. Doch der Pfarrer nahm sofort die Rolle des Verteidigers an.

„Himmlischer Vater“, begann er, „wer von uns beiden ist besser, du oder ich? Wenn ich besser bin, dann steige von deinem Thron herunter und laß mich deinen Platz einnehmen, denn ich machte Bodnaras jeden Tag eine Freude, indem ich mich von ihm anspucken ließ und war frei von jeder Bitterkeit. Wenn ich ihm vergeben kann, so kannst du es sicherlich auch. Der zweite Punkt meiner Verteidigung ist, daß Jesus am Kreuz für die Sünden der Menschen starb; und wenn wir vielleicht auch in unserer armen Heimat mehrmals wegen des gleichen Verbrechens bestraft werden, so ist es nicht recht, daß Bodnaras auch für seine Sünden leiden müßte, wenn Jesus die Strafe dafür an seinem Leib bereits getragen hat.“

Und drittens, o Gott, eine praktische Frage — was verlierst du denn dabei, wenn er in den Himmel kommt? Wenn das Paradies nicht genug Platz hat, kannst du es vergrößern. Wenn du die Bösen nicht mit den Guten zusammenbringen möchtest, dann schaffe einen anderen Himmel für verlorene Seelen. Gib auch ihnen ein wenig Glück.“

Diese Worte gefielen Gott so sehr, daß er sofort Bodnaras zurief: „Ab, in den Himmel mit dir!“ Der reiche Mann machte schnell, daß er wegkam. Gott wandte sich dann tiefbewegt dem Pfarrer zu und sagte: „Bleib noch eine Weile hier und unterhalte dich mit mir.“

„Danke“, sagte der Pfarrer. „Aber ich habe den Gottesdienst noch nicht gehalten. Alle warten in der Kirche und möchten zum Abendessen zu Hause sein. Ich muß zurück, meine Pflicht tun und die Menschen vor der Sünde warnen. Aber ich will ihnen auch sagen, daß du deine Pflicht tust und uns vergibst. Denn du erweist deine Liebe auch dem schlimmsten aller Sünder. Wenn du die Menschen nach ihren Übertretungen richten wolltest, würde keiner von uns entfliehen.“

Die Zelleninsassen hatten schweigend zugehört.

„Und würden Sie es auf sich nehmen“, fragte Popescu, „Stalin vor Gott zu verteidigen?“

„Wer weiß, ob Stalin über seine Sünden nicht geweint hat“, sagte ich. „Die Psychologen meinen, je größer die Verbrechen sind, die ein Mensch verübt, desto weniger ist er für sie verantwortlich. Ein Wahnsinniger wie Hitler, der Millionen von unschuldigen Menschen im Ofen verbrennen ließ und ein Massenmörder wie Stalin, der Tausende seiner eigenen Kameraden umbrachte, sind nicht normal. Wir können sie nicht nach denselben Maßstäben beurteilen, die wir an andere Menschen anlegen.“

„Ich habe schon viele christliche Lehren in dieser Zelle gehört, aber dies ist die beste von allen — und am schwersten zu verwirklichen“, sagte Oberst Popescu.

Entlassung

Im Frühjahr 1956 nistete hoch oben unter dem Dach unserer Zelle, in der Nähe des Fensters, ein Schwalbenpaar.

Eines Tages kündigte ein Zirpen an, daß die Jungen ausgeschlüpft waren. Einer der Häftlinge stellte sich einem anderen auf die Schultern und schaute ins Nest hinein. „Es sind vier!“ rief er. Die Schwalbeneltern schienen rastlos tätig zu sein. Anstatt nur dauernd von unserer Freilassung zu reden, zählten wir zur Abwechslung, wie oft sie ein- und ausflogen, um den Jungen

Futter zu holen. Pro Tag waren es 250 Flüge. Ein alter Mann vom Lande meinte: „In 21 Tagen sind sie flügge.“ Die anderen lachten. „Ihr werdet es ja sehen“, sagte er. Am 20. Tag war immer noch nichts geschehen. Doch am 21. flogen die jungen Vögel mit viel Gezwitscher und Geflatter aus. Unsere Freude war groß. „Gott hat für sie einen Fahrplan gemacht“, sagte ich, „er kann für uns das gleiche tun.“

Wochen vergingen. Die Brandmarkung Stalins schien tatsächlich ein neues „Taufwetter“ nach sich zu ziehen. Zwar konnte es nicht von Dauer sein, doch wurden viele Häftlinge im Zuge einer Amnestie entlassen. Würde ich mich unter ihnen befinden? Dieser Gedanke machte mich nur traurig, denn wenn sie mich jetzt laufen ließen — wem könnte ich nützlich sein? Mein Sohn war erwachsen und konnte sich wohl kaum noch an seinen Vater erinnern. Sabine war gewöhnt, allein fertig zu werden. Die Gemeinde hatte andere Pfarrer, die weniger Unannehmlichkeiten verursachten.

Eines frühen Morgens wurden meine Gedanken, die in diese Richtung gingen, plötzlich von einer Stimme unterbrochen:

„Zum Verhör, sofort! Voran!“

Also wieder diese Grobheit, die Angst, die Fragen, auf die ich falsche Antworten finden mußte. Ich fing an, meine Sachen zusammenzusuchen, während der Wächter brüllte: „Los, los, der Wagen wartet!“ Ich hastete mit ihm durch die Gänge und über den Hof. Während wir die Treppen hinaufstiegen, wurde ein eisernes Tor nach dem anderen geöffnet.

Dann war ich draußen.

Weit und breit war kein Auto zu sehen. Nur ein Beamter war da, der mir einen Zettel aushändigte. Ich nahm ihn entgegen. Es war ein Gerichtsbeschuß, der besagte, daß ich unter die Amnestie fiel und frei sei.

Verständnislos starrte ich auf den Zettel. Alles, was ich herausbrachte, war: „Aber ich habe doch nur acht-einhalb Jahre abgesessen, und mein Urteil lautete auf zwanzig Jahre.“

„Sie müssen das Gefängnis sofort verlassen. Dies kommt vom höchsten Gerichtshof.“

„Ich muß aber doch noch etwa zwölf Jahre abbüßen!“

„Hören Sie auf zu argumentieren. Machen Sie, daß Sie wegkommen!“

„Aber sehen Sie mich nur an!“ Mein zerrissenes Hemd war grau vor Schmutz. Die Hose sah vor lauter Flecken wie eine bunte Landkarte aus. Meine Stiefel hätten von Charlie Chaplin geliehen sein können. „Der erste beste Polizist wird mich festnehmen!“

„Wir haben hier keine Kleidung für Sie. Machen Sie, daß Sie verschwinden.“

Der Beamte ging zurück ins Gefängnis. Die Pforte schlug zu, und der Riegel wurde vorgeschoben. Außerhalb der Gefängnismauern war keine Seele zu sehen. Ich stand allein inmitten der einsamen Sommerlandschaft. Der warme Junitag war so still, daß ich das geschäftige Summen der Insekten hören konnte. Eine helle Landstraße erstreckte sich weit in die Ferne zwischen Bäumen von einem erstaunlich satten Grün.

Im Schatten einiger Kastanienbäume weideten Kühe. Wie still es war!

Ich rief laut aus, damit die Wächter auf den Mauern mithören konnten: „O Gott, hilf mir, daß ich mich nicht über meine Freiheit mehr freue als darüber, daß du im Gefängnis bei mir warst!“

Von Jilava bis Bukarest sind es fünf Kilometer. Ich nahm mein Bündel über die Schulter und ging querfeld-ein. Mein Besitz bestand lediglich aus einer Sammlung muffig riechender Lumpen. Doch im Gefängnis waren sie mir so wertvoll gewesen, daß ich nie daran gedacht hätte, sie dort zurückzulassen. Bald verließ ich

die Straße und ging durch das tiefe Gras. Ich strich ab und zu über die rauhe Baumrinde und blieb stehen, um eine Blume oder ein junges Blatt zu betrachten.

Zwei Gestalten kamen mir entgegen. Es war ein altes Bauernehepaar. Sie hielten mich an und fragten neugierig: „Kommst du von *dort*?“ Der Mann holte einen Lei heraus, eine Münze im Werte von etwa 10 Pfennig, und reichte ihn mir.

Ich sah auf den Lei in meiner Hand und mußte beinahe lachen. Nie zuvor hatte mir jemand einen Lei geschenkt.

„Geben Sie mir Ihre Adresse, damit ich es Ihnen zurückgeben kann“, sagte ich.

„Nein, nein, behalte es nur“, redete er mir zu, mich mit „Du“ anredend, wie es die Rumänen bei Kindern und Bettlern tun.

Ich ging mit meinem Bündel auf der Schulter weiter.

Eine andere Frau sprach mich an: „Du kommst von *dort*?“

Sie hoffte, einiges über den Dorfpriester von Jilava zu erfahren, der einige Monate vorher verhaftet worden war. Ich war ihm zwar nicht begegnet, erklärte ihr aber, daß ich selbst Pfarrer sei. Wir setzten uns auf eine Mauer am Straßenrand. Ich war so glücklich, jemanden gefunden zu haben, der über Jesus reden wollte, daß ich es nicht eilig hatte, nach Hause zu kommen. Als ich mich endlich wieder aufmachte, holte auch sie einen Lei hervor: „Für die Straßenbahn.“

„Aber ich habe schon einen Lei.“

„Dann nehmen Sie es um Christi willen.“

Ich ging weiter, bis ich an eine Straßenbahnhaltestelle am Rande der Hauptstadt kam. Die Leute wußten sofort, woher ich kam und umringten mich von allen Seiten. Sie fragten nach Vätern, Brüdern, Vettern — jeder hatte irgendeinen Verwandten im Gefängnis. Als ich in die Straßenbahn einstieg, wollten sie mich nicht den

Fahrpreis bezahlen lassen. Mehrere standen auf und boten mir ihren Sitzplatz an. Freigelassene Häftlinge sind in Rumänien bei weitem keine Ausgestoßenen. Sie werden mit höchstem Respekt behandelt. Ich saß da mit meinem Bündel auf dem Schoß. Doch gerade, als der Wagen losfuhr, hörte ich draußen Rufe: „Halt, halt!“ Mir blieb beinahe das Herz stehen. Mit einem Ruck kam der Straßenbahnwagen zum Stehen, als ein Polizist mit seinem Motorrad plötzlich seitwärts einbog. Es war ein Irrtum gewesen — er kam, um mich wieder zurückzuholen! Doch nein, der Fahrer drehte sich um und rief uns zu: „Er sagt, daß hinten jemand auf dem Trittbrett steht!“

Neben mir saß eine Frau mit einem Korb frischer Erdbeeren. Ich schaute ungläubig darauf.

„Hast du dieses Jahr noch keine gegessen?“ fragte sie.

„Schon acht Jahre lang nicht“, antwortete ich.

Sie sagte: „Bitte, nimm dir doch!“ Und sie füllte mir die Hände mit zarten, reifen Beeren.

Ich aß und stopfte mir den Mund voll wie ein hungriges Kind.

Schließlich stand ich vor meiner eigenen Haustür. Einen Augenblick lang zögerte ich. Sie waren auf mein Kommen nicht vorbereitet. Schmutzig und zerlumpt wie ich war, bot ich ein erschreckendes Bild. Doch dann öffnete ich die Tür. Im Flur standen einige junge Leute, unter ihnen ein schlaksiger junger Mann. Er starrte mich an. „Vater!“ brach es aus seinem Mund.

Es war mein Sohn Mihai. Ich hatte ihn zum letzten Mal gesehen, als er neun Jahre alt war. Jetzt war er achtzehn.

Dann kam mir meine Frau entgegen. Ihr fein geschnittenes Gesicht war schmaler geworden, doch ihr Haar war immer noch schwarz. Ich fand sie schöner denn je. Vor meinen Augen begann es zu schwimmen. Als sie die Arme um mich legte, konnte ich nur mit äußerster

Mühe herausbringen: „Bevor wir uns küssen, muß ich dir etwas sagen: Denke nicht, daß ich einfach aus dem Elend in die Freude gekommen bin. Ich komme aus der Freude mit Jesus im Gefängnis in die Freude mit ihm daheim. Ich komme nicht aus der Fremde nach Hause, sondern aus der Heimat im Gefängnis zu meiner Heimat bei dir.“

Sie schluchzte. Ich sagte: „Jetzt kannst du mich küssen, wenn du willst.“ Später sang ich ihr leise ein kleines Lied vor. Ich hatte es vor Jahren schon für sie gedichtet, um es ihr vorzusingen, wenn wir uns je wiedersehen sollten.

Mihai kam und verkündete, die Wohnung sei voller Besucher, die nicht gehen wollten, ohne mich begrüßt zu haben.

Unsere Gemeindeglieder hatten in ganz Bukarest herumtelefoniert. Die Türklingel ging pausenlos. Alte Freunde brachten neue mit. Leute mußten gehen, damit andere Platz zum Stehen hatten. Jedesmal, wenn ich einer Frau vorgestellt wurde, mußte ich in meiner lächerlichen Hose, die durch einen Bindfaden zusammengehalten wurde, eine höfliche Verbeugung machen. Als schließlich alle gegangen waren, war es fast Mitternacht. Sabine drängte mich, etwas zu essen.

Doch ich empfand keinen Hunger. „Heute haben wir Freude im Übermaß gehabt“, sagte ich. „Morgen wollen wir einen Dank- und Fastentag halten und vor dem Abendbrot das heilige Abendmahl feiern.“

Ich wandte mich zu Mihai. Drei der Besucher, darunter eine Universitätsprofessorin der Philosophie, die ich noch nicht kannte, hatten mir heute abend erzählt, daß mein Sohn sie zum Glauben an Jesus geführt hätte. Und ich hatte befürchtet, daß er allein, ohne Vater und Mutter, verlorengehen würde!

Ich konnte meine Freude nicht in Worte fassen.

Mihai sagte: „Vater, du hast so viel Schweres erlebt.“

Ich möchte gern wissen, was du aus all deinen Leiden gelernt hast.“

Ich legte den Arm um ihn und sagte: „Mihai, in all dieser Zeit habe ich die Bibel fast vergessen. Doch vier Dinge waren mir immer gegenwärtig: Es gibt einen Gott, Christus ist unser Erretter, es gibt ein ewiges Leben, und die Liebe ist das Höchste.“

„Das ist alles, was ich wissen wollte“, sagte mein Sohn. Später erzählte er mir, daß er sich entschlossen hätte, Theologie zu studieren.

Diese Nacht konnte ich in meinem sauberen, weichen Bett nicht einschlafen. Ich setzte mich und schlug die Bibel auf. Ich suchte nach dem Buch Daniel, das immer mein Lieblingsbuch gewesen war. Doch ich konnte es nicht finden. Stattdessen wurde mein Auge durch eine Zeile aus dem 3. Johannesbrief festgehalten: „Ich habe keine größere Freude als zu hören, daß meine Kinder in der Wahrheit wandeln.“ Auch ich hatte teil an dieser Freude. Ich ging ins Zimmer meines Sohnes, um mich zu vergewissern, daß er tatsächlich da war. Im Gefängnis hatte ich oft von diesem Moment geträumt, um dann in meiner Zelle aufzuwachen.

Zwei Wochen vergingen, ehe ich wieder regelmäßig schlafen konnte. Inzwischen wurde ich im bestmöglichen Krankenhaus behandelt und hatte das beste Bett im sonnigsten Krankenzimmer. Weil ich ein ehemaliger Häftling war, wollte mir jedermann auf der Straße, in den Geschäften und sonst überall behilflich sein. Der Strom der Besucher setzte wieder ein.

in der beengten Freiheit

Jetzt, da ich endlich frei war, sehnte ich mich aus tiefstem Herzen nach Ruhe und Erholung. Doch der Kommunismus arbeitete überall unaufhörlich daran, die Kirche vollends zu zerstören. Der Friede, nach dem ich

mich sehnte, würde eine Flucht vor der Wirklichkeit bedeuten und meine Seele gefährden.

Ich hatte zwar nur ein armseliges Zuhause vorgefunden. Dennoch war ich besser dran als viele andere. Wir besaßen eine winzige Mansardenwohnung, die aus zwei Räumen bestand und kaum möbliert war. Ich schlief in einem alten Holzbett mit weicher Matratze, die uns ein Nachbar geliehen hatte. Durch ein Polster wurde das Bett für meine Größe verlängert. Das Wasser mußte drei Treppen tiefer im Keller geholt werden, und die nächste Toilette, die wir benutzen durften, befand sich in einem anderen Haus. Ich hatte nichts Besseres erwartet. Wir alle im Gefängnis wußten von der Wohnungs- und Lebensmittelknappheit, und daß Kirchen geschlossen oder für einen anderen Zweck benutzt wurden.

Die komfortable Wohnung, die wir früher hatten, war nach der Verhaftung meiner Frau beschlagnahmt worden. Nach ihrer Entlassung hatte sie sich geweigert, sich von mir scheiden zu lassen und konnte deshalb keine Arbeit bekommen. Sie hatte in äußerster Armut gelebt, Damenstrümpfe repariert und war völlig auf die Güte unserer Freunde angewiesen. Sie sagte mir, das Leben wäre ihr unerträglich erschienen, wäre Mihai nicht gewesen.

Als Mihai 13 Jahre alt war, bekam er die Erlaubnis, seine Mutter zu besuchen. Es war während der drei Jahre Zwangsarbeit am Kanal. Beider Eltern beraubt, auf die Barmherzigkeit der anderen angewiesen, war er recht verbittert.

„Ich borgte mir das Geld, um zum Arbeitslager fahren zu können“, erzählte er. „In dem Raum, wo wir uns begegneten, trennten uns zwei Reihen Eisengitter voneinander. Mutter hatte eine Sträflingskleidung an und war abgemagert und schmutzig. Sie war dem Weinen nahe und mußte laut rufen, damit ich ihre Worte ver-

stehen konnte. „Mihai, glaube an Jesus und sei treu“, sagte sie. „Mutter“, antwortete ich, „wenn du an einem solchen Ort wie diesem immer noch glauben kannst, dann muß ich es auch.“

Als Sabine nach Bukarest zurückkehrte, stellte sie fest, daß Mihai Klavierstimmer geworden war, nachdem ihn ein Stimmer des Opernhauses in die Lehre genommen hatte. Er hatte ein so gutes Gehör, daß er in der Lage war, dieses Handwerk bereits mit elf Jahren selbständig auszuüben. Bald verdiente er genug, um seiner Mutter helfen zu können und sich eine Schulausbildung zu ermöglichen. Es war ein Leben in Armut, aber sie hatten Brot.

Mihai hatte schon frühzeitig Schwierigkeiten mit der Partei. Damals wurde ihm als Musterschüler das Recht zugesprochen, ein rotes Halstuch zu tragen. Er weigerte sich jedoch, da es ein Abzeichen der „Unterdrücker“ sei.

Er wurde offiziell von der Schule verwiesen, wurde aber, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, heimlich wieder aufgenommen. Seine Lehrer dienten dem Sowjetregime nur dem Schein nach. Mit 14 Jahren mußte er wieder die Schule verlassen, weil er behauptet hatte, er habe die Bibel selbst gelesen, und die Angriffe auf die Religion in den Schulbüchern beruhten auf falschen Aussagen. Von da an versuchte er, seine Ausbildung in Abendkursen fortzusetzen.

Mihai war ein Christ und war nicht für den Kommunismus. Doch wenn ein Singvogel in der Nähe eines Krähennestes aufwächst, wird er unweigerlich lernen, ein Gekrächz herauszubringen, und Mihai hörte nur wenig, was ihm zu einem klaren Urteil hätte verhelfen können. Einen Tag nach meiner Rückkehr mußte ich ihm sagen, daß er einer Täuschung erlegen sei, wenn er glaube, die Arbeiter in den kapitalistischen Ländern stürben vor Hunger. Seinen Kommilitonen war diese Vorstellung etwas Selbstverständliches. Ein Mädchen er-

zählte mir, sie habe in der Schule über die hungernden Kinder von Amerika Tränen vergossen.

Selbst die Besten unter den jungen Leuten schienen in ihrem Denken durcheinandergebracht und falsch orientiert zu sein. Ihnen war jede Gelegenheit genommen, sich mit dem Schrifttum der großen christlichen Autoren vertraut zu machen.

Und nicht nur das, selbst die Werke von Denkern wie Plato, Kant, Schopenhauer und Einstein konnte man nirgendwo käuflich erwerben. Mihais Freunde erzählten, daß ihre Eltern und die Professoren oft völlig gegensätzliche Dinge aussagten. Nicht selten baten mich diese jungen Menschen um meine Stellungnahme.

Ein junger Theologiestudent von der Universität in Cluj bat mich, ihm bei seiner Doktorarbeit zu helfen.

„Was ist Ihr Thema?“ fragte ich.

„Die Geschichte des liturgischen Gesanges in der lutherischen Kirche.“

Ich sagte: „Sie sollten zu Beginn Ihrer Dissertation schreiben, daß man den Verstand der jungen Menschen nicht mit geschichtlichen Belanglosigkeiten füttern soll, wenn ihnen vielleicht schon morgen der Tod um ihres Glaubens willen bevorstehen kann.“

„Was soll ich aber dann überhaupt noch studieren?“ fragte er.

„Wie man sich auf Opfer und Martyrium vorbereitet“, gab ich zur Antwort.

Ich erzählte ihm einiges von dem, was ich im Gefängnis erlebt hatte. Bald brachte er seine Freunde mit. Sie hatten alle die gleichen Probleme, wenn es darum ging, einen bestimmten inneren Kurs einzuschlagen. Ich fragte sie nach ihrem Studium.

Einer von ihnen sagte: „Unser Theologieprofessor behauptet, Gott habe sich dreimal offenbart: das erste Mal Moses, das zweite Mal Jesus und das dritte Mal Karl Marx.“

„Und was denkt euer Pastor darüber?“

„Je mehr er redet, desto weniger scheint er wirklich auszusagen.“

Das Endergebnis dieser Gespräche war, daß ich mich einverstanden erklärte, mit nach Cluj zu fahren und dort in der Kathedrale zu predigen. Die Studenten wollten meine Bücher haben. Doch alles, was ich geschrieben hatte, war verboten.

Vor meiner Abreise mußte ich noch einen Besuch abstaten. Damit wollte ich ein Versprechen erfüllen, das ich im Gefängnis den Mitgliedern der „Armee des Herrn“ gegeben hatte. Die „Armee des Herrn“ — eine Religionsgemeinschaft etwa der Heilsarmee ähnlich, wurde von der Geheimpolizei unerbittlich verfolgt.

Einige Jahre waren vergangen, seit ich den Patriarchen Justinian Marina gesprochen hatte, und ich nahm an, daß er helfen würde. Der Schaden, den er der Kirche zugefügt hatte, war groß. Es lag aber durchaus in seiner Macht, auch etwas Gutes zu tun.

Ich traf ihn beim Spaziergang in den Gartenanlagen hinter seinem Schloß an. Vermutlich zog er es vor, mich im Garten zu empfangen, weil es dort keine Mikrofone und keine horchenden Sekretäre gab. Ich sagte: „Sie sind Patriarch, Menschen kommen zu Ihnen mit der Bitte um Stellung und Pension. Auch müssen Sie überall predigen und singen. So kam mir der Gedanke, Sie einmal zu besuchen und Ihnen etwas vorzusingen. Es ist ein Lied der ‚Armee des Herrn‘, ich habe es im Gefängnis gelernt.“ Ich sang ihm das Lied vor und bat ihn, doch etwas für diese guten, einfachen Menschen zu unternehmen. „Sie sollen nicht ewig im Gefängnis sitzen, nur weil sie einer bestimmten Religionsgruppe angehören.“

Er sagte, er wolle sich darum bemühen, und wir hatten noch ein langes Gespräch.

Ich versuchte, ihn zu Gott zurückzurufen. „Im Garten von Gethsemane“, sagte ich, „hat Jesus sogar Judas

mit ‚Freund‘ angeredet und öffnete ihm auf diese Weise den Weg zur Erlösung.“ Ich wollte einen Samen säen, aus dem die Sinnesänderung wachsen konnte. Er hörte schweigend und sogar demütig zu, meinte aber, er könne nur wenig tun. Man habe ihm den Metropolitan von Jassy, Justin Moisescu, zur Seite gestellt. Sollte er zu weit gehen oder gar sein Amt niederlegen, würde Moisescu seinen Platz als Patriarch einnehmen, und die Lage wäre noch schlimmer als vorher. Justinian hatte eine gewisse Achtung vor mir, doch obwohl er in seinem geteilten Herzen die eigene Handlungsweise nicht bejahen konnte, endete sein Schwanken stets damit, daß er den Forderungen der Partei gehorsam nachkam.

Später erfuhr ich, daß er die Angelegenheit der „Armee“ in der Heiligen Synode zur Sprache gebracht hatte. Der Metropolitan stellte sich gegen ihn. (Und ausgerechnet dieser Mann wurde als der Vertreter der orthodoxen Kirche in den Weltkirchenrat aufgenommen!) Danach erhielt Justinian eine Rüge vom Ministerium für Religion, weil er mich empfangen hatte. Ein Sekretär hatte natürlich über meinen Besuch Meldung erstattet, wie auch der Patriarch stets über seinen Sekretär berichtete. Justinian hatte sich bereit erklärt, einige Vertreter der „Armee des Herrn“ zu empfangen. Doch als sie ankamen, jagte er sie davon. „So, Wurmbrand hat euch gesagt, daß ihr kommen sollt, was? Es wird langsam Zeit, daß er wieder ins Gefängnis kommt.“

Untergrundarbeit setzt wieder ein

Die Nachricht, ich hätte zugesagt, eine Vortragsreihe in Rumäniens alter Universitätsstadt zu halten, wurde sofort der Regierung mitgeteilt. Gleichzeitig warnte man, mein eigentliches Ziel sei, unter dem Deckmantel der Vorträge über christliche Philosophie, den Marxismus anzugreifen und die Studenten aufzuwiegeln. Der

dienstfreudige Denunziant war diesmal ein Baptistenprediger. Er sagte mir ins Gesicht, was er getan hatte.

Daß er so handelte, überraschte mich keineswegs. Nach meiner Entlassung bin ich vielen seiner Kollegen — Priestern, Pfarrern und sogar Bischöfen — begegnet, die diese Art Information regelmäßig an das Religionsministerium weiterleiteten. Gewöhnlich handelte es sich um die Berichte über die eigenen Gemeindeglieder, und in den meisten Fällen waren die Geistlichen über die eigene Handlungsweise beschämt und traurig. Sie sagten, es ginge ihnen dabei weniger um ihre eigene Sicherheit, sie wollten vielmehr ihre Kirchen vor der Schließung bewahren. In jeder Stadt befanden sich vom Religionsministerium beauftragte Geheimpolizisten, die alle Prediger regelmäßig über das Verhalten ihrer Gemeindeglieder ausfragten. Ganz abgesehen von der politischen Einstellung wollte man wissen, welche Gemeindeglieder häufig zum Abendmahl gingen, welche von ihnen versuchten, Menschen für Jesus zu gewinnen und was für Sünden die Einzelnen beichteten. Solche, die sich weigerten, derartige Fragen zu beantworten, wurden kurzerhand entlassen. Fand sich kein „geeigneter“ Vertreter, der ihr Amt übernahm, wurden die Kirchen geschlossen. Dies führte dahin, daß es seinerzeit in Rumänien vier große Kategorien von Geistlichen gab: Solche, die im Gefängnis saßen, solche, die unter Zwang ihren Bericht erstatteten und sich bemühten, möglichst wenig auszusagen, solche, die achselzuckend taten, was ihnen befohlen war und solche, die am Denunzieren Geschmack gefunden hatten. Es gab auch andere, die nicht informierten, aber nur sehr wenige, die nicht irgendwie mit dem Kommunismus Kompromisse gemacht hätten *). Viele amtierende

*) Obiges bezieht sich auf die rumänischen Kirchen. Die deutsche Landeskirche in Rumänien hatte eine besondere Position, und zwischen ihren Pfarrern waren nur wenige Verräter.

Pfarrer, die mehr Ehrgefühl besaßen und nicht kollaborierten, verloren sehr bald ihre Erlaubnis zu predigen. Aber Verräter erringen — genauso wie die Straßenmädchen — durch Unverschämtheit den größten Erfolg, und dazu gehörte auch mein Baptistenkollege.

Auf diese Warnung hin nahm ein offizieller Spitzel namens Rugojanu sofort die Spur auf. Auch das Religionsministerium hatte verschiedene Arten von Funktionären. Manche Angestellte waren desinteressiert, andere benützten ihre Machtstellung dazu, den Geistlichen „Schutzgebühren“ aus der Tasche zu ziehen. Doch Rugojanu war ein Fanatiker, der von Kirche zu Kirche ging und unermüdlich nach Konterrevolutionären schnüffelte. Er erschien persönlich zu meinen Vorträgen.

Bei meinem ersten Abend in Cluj war eine Gruppe von etwa 50 Studenten und einige Theologieprofessoren anwesend. Da Darwin und seine Entwicklungslehre stets bei den Theologievorlesungen im Vordergrund standen, versuchte ich darüber zu sprechen. Ich sagte, daß das neue, fortschrittliche, sozialistische Rumänien alles kapitalistische Gedankengut ablehnt. Sei es deshalb nicht eigenartig, daß man bei dem englischen Burgeois Sir Charles Darwin eine Ausnahme macht? Rugojanu, der wie zum Sprung bereit in seiner Reihe saß, starrte mich an. Ich erwiderte seinen Blick, während ich fortfuhr: „Der Sohn eines Arztes möchte Arzt werden und der Sohn eines Komponisten Musiker. Auch der Sohn eines Malers strebt einen künstlerischen Beruf an. In dieser Weise könnte ich fortfahren. Wenn Sie glauben, daß Gott Sie geschaffen hat, werden Sie versuchen, ihm ähnlicher zu werden. Wenn Sie es hingegen vorziehen zu glauben, daß Sie vom Affen abstammen, laufen Sie Gefahr, sich in ein Tier zu verwandeln.“

Ich hatte mit meinen Vorträgen am Montag begonnen. Am Dienstag hatte sich die Zuhörerschaft verdop-

pelt. Am Ende der Woche starrten mich bereits über tausend Augenpaare an. Die ganze Universität schien sich in der Kathedrale zusammenzudrängen. Ich wußte, daß viele von ihnen das sehnliche Verlangen hatten, die Wahrheit zu hören, sich aber vor den Konsequenzen dieser Wahrheit fürchteten. Deshalb erzählte ich ihnen von dem Rat, den mir ein Pfarrer gegeben hatte, der um seines Glaubens willen von den Nationalsozialisten umgebracht wurde. Er hatte mir gesagt: „Sie reichen ihren Leib Gott zum Opfer dar, wenn Sie ihn denen überlassen, die Sie schlagen und verhöhnen wollen. Als Jesus wußte, daß seine Kreuzigung bevorstand, sagte er: ‚Meine Zeit ist gekommen!‘ Seine Zeit war die Zeit des Leides, und es war seine Freude, für die Erlösung der Menschheit zu leiden. Auch wir sollten Leiden als eine Aufgabe betrachten, die uns Gott anvertraut hat. Paulus schrieb im Römerbrief: ‚Ich ermahne euch nun, ihr lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei.‘“

Ich sah die schweigende Versammlung an. Für einen Augenblick war es mir, als stünde ich wieder während des Krieges in der Kirche, als die brutalen Kerle der Eisernen Garde mit ihren Revolvern einer nach dem anderen die Kirche betraten. Gefahr hing in der Luft. Nicht nur dort, wo Rugojanu seine Notizen machte.

Ich fuhr fort: „Lassen Sie sich nicht vom Leiden überrumpeln. Denken Sie oft darüber nach. Machen Sie sich im Geiste mit den Tugenden Christi und seiner Heiligen vertraut. Der Pfarrer, von dem ich eben sprach, mein Lehrer, der um seines Glaubens willen sterben mußte, gab mir das Rezept eines Tees gegen das Leiden. Dieses Rezept will ich an Sie weitergeben.“

Ich erzählte ihnen die Geschichte eines Arztes aus der Zeit des frühen Christentums. Er wurde vom Kaiser zu Unrecht ins Gefängnis geworfen. Einige

Wochen später erlaubte man seiner Familie, ihn zu besuchen. Anfangs weinten sie alle. Seine Kleider hingen in Fetzen, seine Nahrung bestand täglich aus einer Scheibe Brot und einem Krug Wasser. Dann aber fragte seine Frau verwundert: „Wie kommt es nur, daß du so gut aussiehst? Man könnte meinen, du kämest gerade von einer Hochzeit.“ Der Arzt erwiderte lächelnd, er habe ein Heilmittel gegen alle Nöte gefunden. Seine Familienglieder fragten ihn, was das sei. Er erzählte ihnen: „Ich habe einen Kräutertee entdeckt, der gegen alles Leid und Sorgen hilft. Er enthält sieben Kräuter. Ich werde sie euch nennen.

Das erste heißt Genügsamkeit. Sei zufrieden mit dem, was du hast. Ich mag in meinen Lumpen vor Kälte zittern, während ich an einer Brotkruste nage. Doch würde es mir nicht noch viel schlechter gehen, wenn der Kaiser mich nackt in ein Verließ geworfen hätte, wo ich überhaupt keine Nahrung bekäme?

Das zweite Kraut ist der gesunde Menschenverstand.

Ob ich nun froh oder traurig bin, das ändert nichts an der Tatsache, daß ich mich im Gefängnis befinde. Weshalb also murren?

Das dritte ist die Erinnerung an frühere Sünden. Zähle sie und nimm an, daß auf jede Sünde ein Tag Gefängnisstrafe kommt und rechne dir aus, wieviele Leben du hinter Gittern verbringen müßtest! Du bist noch gut davongekommen.

Das vierte ist der Gedanke an die Leiden, die Christus mit Freuden für uns getragen hat. Wenn der einzige Mensch, der sein eigenes Erdenschicksal bestimmen konnte, sich für den Leidensweg entschied, welch großen Wert muß er darin gesehen haben. Wir sehen also, daß mit Freude und Gelassenheit getragenes Leiden befreiend wirkt.

Das fünfte Kraut ist die Erkenntnis, daß die Leiden uns von Gott als von einem Vater auferlegt sind. Nicht

um uns zu schaden, sondern um uns zu reinigen und zu heiligen. Die Leiden, durch die wir hindurch müssen, sollen uns läutern und für den Himmel bereit machen.

Das sechste ist das Wissen, daß kein Leid das Leben eines Christen zerstören kann. Wenn die Freuden des Fleisches unser einziges Gut sind, dann bereiten Schmerzen und Gefängnis unserem Lebensziel schnell ein Ende. Wenn aber der Mittelpunkt unseres Lebens die Wahrheit ist, dann besitzt man etwas, woran keine Gefängniszelle etwas ändern kann. Ob man im Gefängnis ist oder nicht, zwei und zwei ist immer noch vier. Das Gefängnis kann mich nicht dazu bringen, daß ich aufhöre zu lieben. Gitterstäbe vermögen den Glauben nicht auszusperrern. Wenn diese Ideale mein Leben ausmachen, kann ich an jedem Ort heiter und gelassen sein.

Das letzte Kräutlein im Rezept ist die Hoffnung. Das Rad des Lebens hat vielleicht den kaiserlichen Arzt ins Gefängnis gebracht, aber es dreht sich immer weiter. Es kann mich auch wieder zurück in den Palast oder sogar auf den Thron bringen.“

Ich machte eine kleine Pause. In der vollen Kirche war es mucksmäuschenstill.

„Seitdem habe ich ganze Fässer von diesem Tee getrunken“, sagte ich, „und ich kann ihn Ihnen allen empfehlen. Er hat sich ausgezeichnet bewährt.“

Als ich den Vortrag beendet hatte, stand Rugojanu auf und bahnte sich, ohne noch einmal zurückzublicken, seinen Weg aus der Kathedrale. Ich stieg von der Kanzel herunter. In der Versammlung begann eine gedämpfte Unterhaltung.

Draußen begrüßten mich die Studenten mit Beifallrufen und Applaus. Jeder wollte mir die Hand geben. Ich rief Sabine an, und sie freute sich über mein Handeln, obwohl sie wußte, daß Vergeltungsmaßnahmen folgen würden.

Gleich am nächsten Tag wurde ich zu meinem Bischof beordert. Er teilte mir mit, Rugojanu mache Schwierigkeiten. Er berichtete mir gerade über die Beschwerden von seiten des Religionsministeriums, als Rugojanu selbst hereinstolzierte. „Ah, Sie!“ rief er aus. „Welche Ausreden versuchen Sie noch zu machen? Ein Schwall von staatsfeindlichen Aussagen! Ich habe es mit eigenen Ohren gehört!“

Ich fragte, was ihm denn im einzelnen mißfallen hätte. Alles war schlecht, besonders meine Kur gegen das Leiden.

„Aber was haben Sie denn an meinem guten Tee auszusetzen?“ fragte ich. „Welches Kräutlein hat ihnen nicht zugesagt?“

„Sie haben ihnen erzählt, daß das Rad sich immer dreht“, sagte er heftig. „Aber mit dieser konterrevolutionären Behauptung haben Sie sich geirrt! Das Rad wird sich nicht drehen, mein Freund! Der Kommunismus ist und bleibt hier — für immer!“ Sein Gesicht war von Haß verzerrt.

„Ich habe den Kommunismus nicht erwähnt“, antwortete ich. „Ich sagte lediglich, daß das Rad des Lebens sich ständig dreht. So war ich im Gefängnis, und jetzt bin ich frei. Ich war krank, und jetzt geht es mir besser. Ich hatte meine Gemeinde verloren, und jetzt darf ich wieder arbeiten.“

„Nein, nein, nein, Sie meinten, daß der Kommunismus zu Fall kommen werde, und alle haben genau gewußt, woran Sie denken. Bilden Sie sich ja nicht ein, darüber sei schon das letzte Wort gefallen!“

Rugojanu berief eine Versammlung der führenden Kirchenmänner im Sitz des Bischofs von Cluj ein, wo ich beschuldigt wurde, mit versteckten Angriffen gegen die Regierung die Jugend vergiften zu wollen.

„Sie können sich darauf verlassen, er wird nie wieder predigen“, schrie Rugojanu, indem er sich immer mehr

in eine Raserei hineinredete. Es wirkte abstoßend. Zum Schluß rief er aus: „Wurmbrand ist erledigt! Wurmbrand ist erledigt! Wurmbrand ist erledigt!“ Dann griff er nach Hut und Mantel und verließ das Gebäude.

Er war etwa hundert Meter gegangen, als ein Wagen einem Hund ausweichen wollte, ins Schleudern kam, auf den Bürgersteig geriet und Rugojanu gegen die Wand quetschte. Er war auf der Stelle tot.

Die Geschichte von Rugojanus letzten Worten und dem, was folgte, war bald in ganz Rumänien bekannt. In diesen Jahren hat Gott uns oft ein Zeichen gegeben.

Der Entzug der Erlaubnis, mich als Pfarrer zu betätigen, hinderte mich nicht daran zu predigen. Ich mußte jetzt jedoch im Geheimen arbeiten, wie ich es damals nach dem Krieg unter den sowjetischen Soldaten getan hatte. Eine weitere Gefahr stellten die Besuche der ehemaligen Gefängniskameraden dar, die um Rat und Hilfe baten. Manche von ihnen waren jetzt Spitzel geworden und versuchten, mich aufs Glatteis zu führen. Diese unglücklichen Männer hatten sich von ihrer Entlassung zuviel versprochen. Nachdem sie festgestellt hatten, daß ihr Familienleben zusammengebrochen war, wandten sie sich dem Jagen nach sexuellen Genüssen zu und versuchten, ihre verlorene Jugend wiederzugewinnen. Dies kostete gewöhnlich mehr Geld, als sie aufbringen konnten. Und der kürzeste Weg zu einem Neuanfang mit der Regierung und zu raschen Geldeinnahmen führte über das Versorgen der Partei mit Informationen. Die Freiheit dieser Männer war eine noch größere Tragik als ihre Zeit im Gefängnis.

Der beste Schutz gegen die Spitzel waren die Warnungen, die uns Freunde zukommen ließen, die bei der Geheimpolizei arbeiteten. Mehrere unserer Glaubensbrüder hatten irgendeinen Posten bei der Partei inne. Ein junges Ehepaar, das tagsüber in der Propa-

gandaabteilung arbeitete, verbrachte die Abende mit uns im Gebet. Mehr als einmal kamen wir in der Wohnung eines der führenden Offiziere der Geheimpolizei zusammen, während er abwesend war. Seine Haushilfin gehörte nämlich zu unserem Kreis. Manchmal trafen wir uns in Kellerräumen, Dachkammern, Mietswohnungen und Bauernhäusern. Unsere Gottesdienste waren so einfach und so schön wie die der ersten Christen vor 1900 Jahren. Wir sangen laut. Wenn jemand Fragen stellte, war es eine Geburtstagsfeier. Christliche Familien mit 3 oder 4 Familienmitgliedern feierten manchmal 35 Geburtstage im Jahr! Zuweilen trafen wir uns im Freien. Der Himmel war unser Dom, die Vögel sorgten für die Musik, die Blumen spendeten Weihrauch. Die Sterne waren unsere Kerzen. Die Engel waren die Altardiener, die sie anzündeten und der fadenscheinige Anzug eines Märtyrers, den man gerade aus dem Gefängnis entlassen hatte, war uns viel kostbarer als die herrlichsten Priestergewänder.

abermals verhaftet

Ich wußte natürlich, daß man mich früher oder später wieder verhaften würde. Nach dem Aufstand in Ungarn wurde die Lage mit jedem Monat schwieriger. Chruschtschew kündigte einen neuen 7-Jahresplan an: „Zur Ausrottung aller Überreste des Aberglaubens“. Kirchen wurden geschlossen oder in kommunistische Klubs, Museen oder Getreidespeicher umgewandelt. Solche, die in den Parteizeitungen als „Schwindler im schwarzen Priesterrock“ geschmäht wurden, trieb man zu tausenden zusammen.

Ich betete: „Herr, wenn du im Gefängnis Menschen kennst, denen ich helfen und Seelen, die ich retten kann, dann schicke mich dorthin zurück. Ich will es gerne tragen.“ Sabine zögerte manchmal, sagte aber dann „Amen“. Zu dieser Zeit war sie irgendwie von der

inneren Freude erfüllt, die aus dem Wissen kam, daß wir Jesus bald auf eine noch vollkommeneren Weise dienen würden. Noch einmal überlegte ich, ob das Bild, das wir uns von der Mutter des Herrn machen, wie sie gramerfüllt am Kreuze steht, nicht ein Irrtum ist. War sie denn nicht auch mit Freude erfüllt, daß ihr Sohn der Heiland der Welt werden sollte?

Am 15. Januar 1959 um 1.00 Uhr nachts holten sie mich. Unsere kleine Mansardenwohnung wurde während einer vierstündigen Haussuchung völlig auf den Kopf gestellt. Mein Sohn fand seinen Gürtel hinter einem abgerückten Schrank. „Und da sagt man, daß die Geheimpolizei zu nichts nütze sei“, bemerkte er. „Ich habe in der ganzen Wohnung danach gesucht.“ Am nächsten Tag wurde er wegen seiner „Unverschämtheit“ von der Abendschule verwiesen.

Als ich abgeführt wurde, hob Sabine meine Bibel von der Erde auf. Auf einem kleinen Zettel hatte ich den Satz aus dem Hebräerbrief (Kap. 11, 5) notiert: „Durch Glauben . . . haben Frauen ihre Toten durch Auferstehung wiederbekommen.“ Darunter hatte ich geschrieben: „Mit solch einer Frau bin ich verheiratet.“

wieder Gefängnisfrucht

Es war noch dunkel, und die Straßen waren mit frierendem Schneematsch bedeckt, als wir im Polizeipräsidium ankamen. Ich ging durch die gewohnten Aufnahmeverfahren hindurch. Dann führten mich die Wächter in eine Zelle. Dort fand ich einen etwa dreißigjährigen Mann namens Draghici vor, einen der verhassten Umschulungsleiter von Pitesti. Jedesmal, wenn die Tür der Zelle sich öffnete, sprang er auf. „Entschuldigen Sie, wenn ich so zappelig bin“, sagte er. „Ich weiß nie, ob man mich zu einem Bad oder zur Erschießung abholen will. Ich bin schon seit 4 Jahren zum Tode verurteilt.“

Draghici erzählte mir seine Lebensgeschichte. Als Junge hatte er den Ortspriester sehr verehrt. Eines Tages sagte der Priester zu ihm: „Dein Vater ist Uhrmacher, bitte ihn doch, daß er die Kirchenglocke billig repariert.“ Draghici überredete seinen Vater, die Arbeit umsonst zu machen. Der Priester bat jedoch um eine Quittung über 500 Lei, damit er das Geld unterschlagen konnte, welches er von der Kirche für die Reparatur erhalten hatte. Draghici fügte höhnisch grinsend hinzu: „Ich wäre vielleicht als ein Christ aufgewachsen und hätte der Kirche Jahr für Jahr eine Menge Geld zukommen lassen, wenn dies nicht geschehen wäre.“

Sein Vater war Trinker. Eines Tages verschwand er mit den gesamten Familiensparnissen. Mit vierzehn Jahren meldete er sich freiwillig zur Eisernen Garde, hauptsächlich wegen des grünen Uniformhemdes, der Marschlieder, und um den Mädchen zu imponieren. Nur wenige Monate später wurde die Eisernen Garde gestürzt. Draghici wanderte ins Gefängnis, und als die Kommunisten die Macht übernahmen, wurde er als aktiver Faschist automatisch zu elf Jahren Gefängnisstrafe verurteilt. Nachdem er sieben Jahre abgesessen hatte, wurde ihm in Pitesti versprochen: „Schlage die anderen Häftlinge, und du wirst freigelassen.“

„Ich war damals 21“, erzählte er mir. „Ich hatte keine Lust, im Gefängnis zu bleiben. Also tat ich, was man mir sagte. Ich habe ihnen Glauben geschenkt, dafür muß ich jetzt sterben.“

Ich hatte den Eindruck, daß er bereits im Sterben lag. Er hatte die Tuberkulose. „Ich habe ja nichts anderes verdient“, sagte er.

Ich lag wach, hörte Draghici husten und dachte: „Wenn Gott mich in diesem Augenblick rufen und fragen würde: „Was denkst du nach 50 Jahren Erden-

leben über den Menschen?“ Dann müßte ich antworten: „Der Mensch ist ein Sünder, doch die eigentliche Schuld hat nicht er selbst. Satan und seine bösen Engel arbeiten ständig daran, uns genau so verabscheuungswürdig zu machen wie sie selbst sind.“

Zehn Tage und Nächte diskutierte ich mit Draghici. „Sie sind nicht aus freiem Entschluß Verbrecher geworden“, sagte ich, „aber Ihr Schuldgefühl verlangt nach Sühne. Jesus hat die Strafe auf sich genommen, die Sie ihrer eigenen Überzeugung nach verdienen.“ Am zehnten Abend brach Draghici in Tränen aus. Wir beteten zusammen, und seine Gewissensnot und Angst wurden von ihm genommen. So wurde meine Bitte, den anderen Gefangenen helfen zu dürfen, schon in den ersten Tagen meiner Wiederverhaftung beantwortet.

„25 Jahre“

Als nächstes brachte man mich zum Verhör ins Bukarester Uranus-Gefängnis. Ein Major der Geheimpolizei bemühte sich, mich dazu zu bringen, die Namen der „Konterrevolutionäre“ zu nennen, die ich kannte.

Ich sagte ihm, es sei mir eine Freude, einige Konterrevolutionäre zu nennen, sowohl in Rußland als auch im eigenen Land. Mehrere tausend von ihnen waren während der dreißiger Jahre in der Sowjetunion von Yagoda, dem damaligen Innenminister, getötet worden. Aber letzten Endes wurde Yagoda selbst als der eigentliche Konterrevolutionär entlarvt. Anschließend wurden unter seinem Nachfolger Berija Hunderttausende von der Geheimpolizei in den Tod getrieben, bis auch Berija erschossen wurde. Ich fügte dann noch hinzu, daß der größte Feind der Revolution der Mörder der Millionen, Joseph Stalin, gewesen sei. Man habe ihn inzwischen aus seinem Grab am Roten Platz entfernt. Man solle also, meiner Meinung nach, lieber an

anderen Orten nach Konterrevolutionären suchen als in meiner kleinen Gemeinde.

Der Offizier befahl, man sollte mich schlagen und in Einzelhaft bringen. Dort blieb ich bis zu meiner Gerichtsverhandlung. Es war eine zehn Minuten dauernde Wiederholung meines Prozesses vor zehn Jahren und fand in einer Geheimsitzung statt. Diesmal waren meine Frau und mein Sohn anwesend, um die gegen mich erhobene Anklage zu hören.

Später wartete ich in meiner Zelle auf den Abtransport zum nächsten Gefängnis. Während ich den anderen von Christus erzählte, kam ein Offizier herein und gab den neuen Gerichtsbeschuß bekannt.

Ich dankte ihm und fuhr fort. Das Urteil war von zwanzig auf fünfundzwanzig Jahre erhöht worden.

Christus wird wiederkommen

Außer mir befanden sich in dem Transportwagen der Geheimpolizei noch andere Pfarrer, die gerade verurteilt worden waren. Nach kurzer Fahrt rollte der Wagen eine steile Rampe hinunter und hielt. Ich wurde ganz verzagt, denn ich wußte, daß ich mich wieder in dem unterirdischen Gefängnis von Jilava befand. Wir hörten Rufe: „Heraus mit ihnen!“ Und die Wagentüren schlugen auf.

Ein Gruppe knüppelschwingender Wächter trieb uns unter Schlägen den Gang entlang. Sie hatten gerade getrunken und brachen beim Anblick der Priester in ein Freudengeheul aus. Graue, schmutzige Gefängniskluffen wurden uns vor die Füße geworfen. Solchen, die beim Umziehen etwas zu langsam waren, wurden die Kleider vom Leibe gerissen. Unter schallendem Gelächter wurden alle Bärte abgeschnitten, die Köpfe wurden uns von groben Händen rasiert. Blutend und halb nackt jagte man uns in einer großen Zelle zusammen.

In der Februarkälte saßen wir dicht zusammengedrängt auf dem Steinfußboden. Bald darauf torkelte ein Wächter herein und gröhlte: „Alle Priester raus!“ Draußen hinter der Tür hörte man unterdrücktes Gelächter und Schnaufen.

Wir marschierten im Gänsemarsch heraus und mußten wieder unter den Knüppelschlägen Speißbrutenlaufen. Wir versuchten, unsere Köpfe so gut es ging mit den Armen zu schützen. Wer hinfiel, wurde mit derben Stiefeln getreten und angespien.

Eine halbe Stunde später wurden die Priester nochmals herausgerufen, doch keiner rührte sich. Die Wächter stürmten in die Zelle hinein und schlugen blindlings auf uns ein.

Ich bemühte mich um meine nächsten Nachbarn. Einer von ihnen hatte einige Zähne verloren, und seine Lippe war arg aufgeschlagen. Während ich ihm das Blut aus dem Gesicht wischte, sagte er: „Ich bin der Archimandrit Cristescu.“

Wir hatten uns vor Jahren kennengelernt. Ich hatte damals auf eine Audienz beim orthodoxen Patriarchen gewartet. Miron Cristescu arbeitete in dessen Büro und ich erzählte ihm von unseren Nöten. Er legte mir die Hände auf die Schultern und sagte: „Bruder, Christus wird wiederkommen, darauf hoffen wir.“ So etwas sollte ein Mann Gottes oft sagen, und doch kommt es nur selten vor. Ich hatte ihn nicht vergessen, aber glattrasiert, das Gesicht mit Blut und Schmutz verschmiert, war er nicht wiederzuerkennen.

Stundenlang saßen wir da und froren. Miron Cristescu erzählte uns, wie er und noch andere Männer um den Patriarchen versucht hatten zu verhindern, daß die Kirche ein Werkzeug des Staates wurde. Sie rechneten damit, daß sie an das bessere Ich des Patriarchen appellieren könnten. Aber Gheorghiu-Dej hatte eine gute Wahl getroffen. Justinian wurde auf einen

Besuch nach Moskau geschickt, wo man ihm noch mehr den Kopf verdrehte. Er versetzte den Katholiken, den Unierten und allen innerhalb seiner Herde, die nicht mitmachen wollten, Schlag auf Schlag.

„Hier bin ich also wie auch die übrigen“, sagte der Archimandrit Cristescu. „Es war ein Fehler von mir, etwas erreichen zu wollen. Ich hätte von Anfang an klaren Widerstand leisten sollen.“

„Lassen Sie sich von solchen Gedanken nicht zu sehr traurig machen“, sagte ich.

Er blickte mich mit seinen guten Augen an und sagte: „Bruder Wurmbrand, ich kenne nur eine Traurigkeit, nämlich die, daß ich kein Heiliger bin.“

Von einer Kanzel herunter wäre es nur eine schöne Phrase gewesen, aber in dieser schrecklichen Zelle und nach den grausamen Schlägen gesprochen, offenbarten diese Worte seine wahre innere Größe.

Schmutz und Schläge

Als wir einige Tage später einem bewachten Transport angeschlossen wurden, der in die Berge fuhr, waren Miron und ich zusammen. Nach vielen Stunden tauchte die siebenbürgische Stadt Gherla mit ihrem größten Gebäude, dem Gefängnis, vor unseren Blicken auf. Hier hatte mich meine Frau während meines zweimonatigen Aufenthalts 1956 besucht.

Jenseits der hohen Mauern sah man das pulsierende Leben der Stadt. Die Häftlinge blickten starr auf die stets wechselnden Bilder und träumten vor sich hin. Am Nachmittag jedoch konnte niemand den Anblick ertragen, der sich dann bot. Es kamen nämlich die Kinder aus der Schule, schrien, lachten und liefen einander auf dem Nachhauseweg nach, und jeder der Männer mußte an seine eigene Familie denken.

Etwa 10 000 Gefangene hatte man in den primitiven Unterkünften, die für 2 000 Personen berechnet wa-

ren, zusammengepfercht. Die Regierung übte einen ebenso harten Druck aus wie in den schlimmsten Tagen der Umschulungskampagne.

Im vergangenen Sommer hatte es in Gherla ernsthafte Revolten gegeben. Aus Protest gegen das Zuna-geln der Fensterläden, wodurch weder Licht noch Luft hereinkamen, hatten sich Häftlinge in einem Flügel verbarrikadiert. Die Türen wurden von den Wächtern eingeschlagen, und ein Rückzugsgefecht begann. Man rief die Miliz zu Hilfe, die das Feuer eröffnete und viele Gefangene tötete oder verwundete. Als Strafmaß-nahme wurde die Nahrungsration auf ein Minimum reduziert. Hunderte von Mitbeteiligten wurden in an-dere Gefängnisse überführt.

Wir Priester und Pastoren nahmen nun mit Tausen-den von anderen politischen Häftlingen, die während einer neuen Verhaftungswelle hinter Schloß und Rie-gel gesetzt wurden, ihre Stelle ein. Es waren Grund-besitzer, Armeeeoffiziere, Ärzte, Geschäftsinhaber und Kunsthandwerker, die sich weigerten, in die Genossen-schaft eingegliedert zu werden. Ferner waren es Bauern, die gegen die endgültige Beschlagnahme ihres Landes, welche die Partei gerade in die Wege leitete, Einspruch erhoben. Nach zwei katastrophalen Fünfjahresplänen hatte Dej einen Sechzehnjahresplan angekündigt, der bis 1975 dauern sollte — falls sich dann noch jemand in Freiheit befände, um ihn durchzuführen, wie dazu ein Gefangener bemerkte.

Unsere Zellen waren lange, dunkle, hallende, kaser-nenartige Räume. In jeder befanden sich 80 bis 100 Personen, aber nur 50 bis 60 Pritschen. Viele mußten zu zweit schlafen, wobei das Schlafen zu einem Pro-blem wurde. Abgesehen von der gewohnten endlosen Prozession zu den Klosettkübeln, die bald überflossen, hatten wir noch ein Dutzend notorische Schnarcher. Jeder von ihnen entwickelte seine eigene Melodie.

Wenn einer aufhörte, stimmte ein anderer in den klangvollen Chor ein. Auch am Tage kamen wir nicht zur Ruhe. Die Disziplin wurde ja mit Hilfe von Peitschen und nagelbeschlagenen Stiefeln gewaltsam aufrecht erhalten. Die Wächter pflegten überraschende „Sicherheitsvisiten“ in den Zellen zu machen. Sie schlugen mit ihren Holzhammern an die Fenstergitter, um sich zu überzeugen, daß diese nicht durchgesägt waren. Gleichzeitig mußten sich die Häftlinge reihenweise bäuchlings auf den Boden legen, um gezählt zu werden. Die Wächter traten dann mit Füßen auf jeden einzelnen Mann, dessen Name aufgerufen wurde.

Der geringste Verstoß gegen die Regeln hatte mindestens 25 Peitschenhiebe zur Folge. Sie wurden unter Aufsicht eines Arztes verabreicht, denn manche waren schon unter derartiger Züchtigung gestorben. Im Gefängnis gab es kaum einen Menschen, der noch keine Prügelstrafe bekommen hatte. Manche hatten schon mehrere Male die „25“ erhalten. Wir waren uns darüber einig, daß Ruten schmerzhafter waren als Stöcke oder Knüppel. Jeder einzelne Hieb brannte wie Feuer. Es war, als würde der Rücken im Ofen gebraten, und das ganze Nervensystem erlitt einen schweren Schock. Sehr bemerkenswert war auch die entmenschlichende Wirkung, die die Auspeitschungen auf unsere Wächter hatten. Blut und Macht schienen selbst auf die besten unter ihnen wie Alkohol zu wirken. Und jeden Tag trugen sie dieses Gift der Grausamkeit aus dem Gefängnis in die menschliche Gesellschaft hinein.

Die gewöhnliche Drohung bei jeder Übertretung war: „Du wirst noch auf Rozsa Sandor enden.“ Als wir später unsere Haferbrühe löffelten, fragte mich Miron, was Rozsa Sandor sei.

„Es ist der Friedhof“, sagte ich. „Das sagen sie immer, machen Sie sich nichts daraus.“

Rozsa Sandor war der Gefängnisfriedhof. Man konnte seine grauen, mit hohem Unkraut bewachsenen Grabsteine vom Fenster aus sehen. Er war nach einem Mörder benannt, der im vorigen Jahrhundert im Alter von neunzehn Jahren zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Als er einmal durch die vergitterten Fenster von Gherla hinuntersah, erblickte er in einem der Gärten eine Frau mit ihrem Kind auf dem Arm. Tag für Tag beobachtete er die beiden. Ein Priester kam, um das kleine Mädchen zu taufen. Man feierte die erste Kommunion. Sie kam in die Schule und wuchs allmählich zu einem jungen Mädchen heran. In der ganzen Zeit ließ Rozsa Sandor sie nicht aus den Augen. Sie wurde zum Inhalt seines Lebens. Er beschloß, sie zu heiraten, sobald er frei wäre. Der letzte Tag kam, er verließ das Gefängnis und eilte über die Straße. Dort wurde ein Fest gefeiert, eine Hochzeit. Sie wollte ihn gewiß auf diese Weise empfangen. Er lief zu dem Mädchen hin und sagte: „Ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, daß du heute meine Frau wirst!“ Das Mädchen starrte den schrecklich aussehenden, zahnlosen Rozsa Sandor an und fing an zu lachen. „Was kann der dumme alte Mann nur meinen?“ fragte sie. Dann nahm sie den jungen Mann, der neben ihr stand, bei der Hand und sagte: „Dies hier ist mein Bräutigam.“ Mit weit aufgerissenen Augen starrte Rozsa Sandor das Paar an. Rasend und ganz von Sinnen vor Schmerz, griff er nach einem Tranchiermesser und erstach die beiden. Man erhängte ihn wegen des Doppelmordes und begrub ihn auf dem Gefängnisfriedhof, der nun seinen Namen trug.

„Du wirst noch auf Rozsa Sandor enden!“

Diese immer wieder gebrüllte Drohung erinnerte uns täglich daran, daß wir älter wurden. Gefangene merken nie, daß die Zeit vergeht. Ihrem eigenen Empfinden nach bleiben sie stets im gleichen Alter, in dem

sie das Gefängnis betreten haben. Sie träumen von ihren jungen Frauen und Geliebten, die sie zurückgelassen haben und nie von den abgehärmten Frauen, zu denen sie zurückkehren werden.

Sogar die Uhr über dem Haupteingang in Gherla war stehengeblieben. In den sechs Jahren, die ich dort verbringen sollte, bewegten sich die Zeiger nicht ein einziges Mal.

Nero

Der Gefängniskommandant war ein plumper Mann mit einem roten Gesicht — ein Nero in Kleinformat. Er konnte einfach nicht aufhören zu essen. Häftlinge, die man zu Major Dorabantu brachte, waren völlig verblüfft, wenn seine Hand mitten in einer Tirade in der Schublade verschwand, um mit einem Wurstbrötchen oder einem Apfel wieder zum Vorschein zu kommen.

Meine erste Begegnung mit ihm war bezeichnend. Ich stand stramm und lauschte einer weitschweifigen, verworrenen Hymne des Hasses. Dorabantu schien nur zwei Dinge nicht zu hassen: Essen und den Klang seiner eigenen Stimme. „Aha, Wurmbrand“, rief er aus und übersäte dabei den Tisch mit Kuchenkrümeln, die ihm aus dem Munde fielen. „Ein Mönch!“

Ich sagte, ich sei Pfarrer.

„Pfarrer, Priester, Mönche! Das ist für mich dasselbe. Ihr rupft die Armen, um das eigene Nest zu polstern, ich weiß Bescheid!“ Er fuschelte mit den Armen wie ein Clown, während er mir Geschichten aus seiner armseligen Kindheit erzählte. Er hatte die Schafe seines Vaters in der Nähe eines der reichsten Klöster Rumäniens geweidet. Wenn einige Tiere auf das Land gerieten, das der Kirche gehörte, wurde er von den Mönchen brutal verprügelt.

„Schon einmal einen Priester aus einer Doppelflinte auf ein hungriges Kind schießen sehen, Wurmbrand? Ein ganz schön heiliges Bild!“

Dorabantu klagte auch, daß man ihn später als Fabrikarbeiter ausgenützt hätte. Nun nahm er die Gelegenheit doppelt und dreifach wahr, es den Kapitalisten und Priestern heimzuzahlen.

Es gab einige hartgesottene Burschen in unserer Zelle. Es waren Mörder und Diebe. Der eine oder der andere hatte einen Kommunisten umgebracht. In manchen Fällen wurde Diebstahl als Wirtschaftssabotage bezeichnet. Deshalb hatte man diese Leute als politische Gefangene eingestuft. Andere waren Kriegsverbrecher, die für das Morden von Russen und Juden zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden waren. Es waren verbitterte, böartige Männer, und alle meine Versuche, ihnen vom Glauben her Trost zu geben, wurden einfach niedergebrüllt. Besonders solche, die Juden getötet hatten, waren sehr unfreundlich mir gegenüber, weil ich selbst Jude bin. Ich hatte diese Tatsache nie verheimlicht. Wenn ich danach gefragt wurde, brachte ich oft meine natürliche Zuneigung meinem Volk gegenüber zum Ausdruck, wenn ich auch das Recht auf Glaubensfreiheit für mich in Anspruch genommen und ein anderes Bekenntnis gewählt hatte als die meisten meiner Landsleute. Als ich einmal anfang, mit einem einzelnen Mann in einer Ecke zu reden, kamen die anderen an.

„Wir haben dir doch gesagt, daß du die Klappe halten sollst!“ knurrte der Zellenälteste. Ich erhob mich. Jemand stieß mich an, ein anderer stellte mir ein Bein, und ich fiel flach aufs Gesicht. Ich fühlte einen kräftigen Tritt in die Rippen, aber als die ganze Horde über mich herfiel, hörte man einen Warnruf.

Ein Wächter hatte durch das Guckloch die Schlägerei bemerkt und rief Hilfe herbei. Das Gedränge

verlief sich. Als die Zellentür geöffnet wurde, saß jeder auf seiner Pritsche.

„Wurmbrand!“ Der Kommandant hatte beim Herumstreifen durch das Gefängnis die Geschichte gehört. Der Wächter hatte mich, den größten im Raum, erkannt, hatte aber im Halbdunkel nicht feststellen können, wer die Angreifer waren. „Wurmbrand, wer war es?“

Ich tupfte an meiner zerschnittenen Lippe herum und sagte, ich könne darauf keine Antwort geben.

„Warum nicht?“

„Als Christ liebe ich meine Feinde und vergebe ihnen. Ich zeige sie nicht an.“

„Dann bist du ein Idiot!“ platzte Dorabantu heraus.

„Damit haben Sie Recht“, sagte ich, „jeder, der nicht von ganzem Herzen ein Christ ist, ist ein Idiot.“

„Nennst du mich etwa einen Idioten?“ donnerte der Kommandant.

„Das habe ich nicht gesagt. Ich meinte nur, ich sei kein so guter Christ, wie ich es sein sollte.“

Dorabantu schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn: „Führt ihn ab, 30 Hiebe!“ Er watschelte davon und knurrte: „Verrückte Pfaffen!“

Als ich zurückkam, waren die Wächter immer noch damit beschäftigt, die Häftlinge auszufragen. Da keine Angaben erfolgten, wurde kein anderer bestraft. Doch von da an gab es nur wenige Störungen, wenn ich versuchte zu predigen.

Geschichten und Wirklichkeit

Manchmal waren die Streitigkeiten geradezu zum Lachen, wenn auch die Beteiligten es kaum so empfanden. Ich lebte in mehreren verschiedenen Zellen, nie mit weniger als 60 Insassen, und stets hatte der Raum nur zwei enge vergitterte Spalten als Fenster. Sollte man sie nun offen halten, so daß wir frierend auf

unseren Pritschen lagen, oder geschlossen, wodurch die Luft stickig und übelriechend wurde und wir jeden Morgen mit Kopfschmerzen aufwachten? Über dieses Thema wurde Tag für Tag buchstäblich stundenlang diskutiert, als befänden wir uns im Parlament. Es gab zwei Parteien: Diejenigen, die vom Fenster weit entfernt waren, sagten: „Frische Luft kann niemandem schaden.“ Die in der Nähe der Fenster erwiderten: „Tausende sterben jährlich an Lungenentzündung.“

„Wenn wichtige materielle Interessen vorschreiben, daß zwei mal zwei etwas anderes sein soll als vier, so wird es so sein“, lautet ein Axiom Lenins. Im Gefängnis wurde uns dieser Grundsatz bestätigt. Die Wächter bekamen Langeweile, während wir im Hof Leibesübungen machten. „Die Stunde ist um, alle wieder rein!“ schrien sie. Wir protestierten: „Wir haben doch noch nicht einmal fünfzehn Minuten gehabt!“ Beide Seiten glaubten, daß sie Recht hatten. Eigenes Interesse beeinflusste unser Zeitgefühl.

Die gewöhnlichen Verbrecher akklimatisierten sich rasch, waren sie doch hier fast so zu Hause wie draußen. Sie hatten ihre eigene Routine, eigene Rangordnung und eigenen Jargon. Sie verstanden sich ausgezeichnet aufs Ergattern von Extraproviandbrocken. Sie nannten die Wächter mit Spitznamen und versuchten, sich Zigaretten durch das Guckloch in der Tür zu erbetteln. Sie bekamen Vertrauensposten und überließen die schmutzige Arbeit den „Politischen“. Priester und lebendige Christen bekamen die allerschmutzigste zugeteilt.

Wegen der Überfüllung war ich auf einer Pritsche zwischen zwei Männern eingekeilt. Die beiden stritten sich wie zwei Raubvögel in der Mauser, die in einen Käfig gesperrt waren. Der große, dürre Exfeldwebel Grigore hatte, dem Befehl gehorchend, Hunderte von Juden erschossen.

Sein Widersacher Vasile, ein „Wirtschaftssaboteur“, machte Grigore für alles ihm zugefügte Unrecht verantwortlich. Vasile, der klein und schwächig war, hatte schnell den wunden Punkt seines Gegners gefunden. Sein Gesicht verzerrte sich im Triumph, als er das Wort ausspich: „Mörder!“ Grigore wand sich und konnte keine Antwort finden.

Ich sagte zu Vasile: „Warum sagst du so etwas? Er ist alt und krank, und wir wissen nicht, wo er die Ewigkeit zubringen wird. Wird er bei Jesus sein, dann schmäht du einen zukünftigen Himmelsbürger. Und sollte er in die Hölle kommen, warum dann noch seine Leiden durch Flüche vermehren?“

Der Dieb blickte erstaunt auf. „Wissen Sie denn nicht, wie viele Russen und Juden dieser Halunke umgelegt hat?“

„Das ist doch vor 20 Jahren während eines furchtbaren Krieges geschehen“, erwiderte ich. „Er hat dafür mit 15 Jahren Hunger, Schlägen und Gefängnis bezahlt. Würdest du mich einen Clown nennen, weil ich als dreijähriges Kind mitten im Zimmer gern Purzelbäume schlug oder einen Analphabeten, weil ich mit vier noch nicht lesen konnte? Diese Zeit gehört der Vergangenheit an.“

Vasile war ärgerlich. Tags darauf begann eine Gruppe in meiner Nähe davon zu reden, was sie mit den Russen anstellen würden, wenn sie Gelegenheit dazu hätten.

„Aufhängen ist noch viel zu mild!“ kreischte Vasile. „Lebendigen Leibes die Haut abziehen, das wäre was für sie.“

Ich konnte es schließlich nicht länger ertragen und wandte ein, daß man weder Russen noch sonst irgendjemand so behandeln dürfte.

„Aber gestern erst“, protestierte Vasile, „haben Sie einen Mann in Schutz genommen, der Hunderte von

Russen umgebracht hat, und jetzt behaupten Sie, daß es falsch ist, Russen zu töten!“

Die Erinnerung an seine Verbrechen machte Grigore zutiefst unglücklich. Er fragte mich: „Ist es wirklich Sühne, wenn ich so leide wie jetzt, wo ich doch gezwungen werde zu leiden?“

„Ja, die Bibel sagt, daß der, der an seinem Leibe gelitten hat, es mit der Sünde beendet habe.“ Ich erzählte ihm von dem armen Lazarus, der gelitten hatte und in den Himmel kam. „Wenn Sie an Christus glauben, werden sie errettet“, sagte ich dann.

„Die Menschen denken da anders“, sagte Grigore. „Wie ist es mit Eichmann, dem Mann, den sie in Israel durch den Strang hingerichtet haben?“

„Es gibt keinen Beweis dafür, daß er gelitten hat, aber in jedem Fall bin ich der Ansicht, daß man einen Menschen wegen der Verbrechen, die er vor so langer Zeit begangen hat, nicht auf die Anklagebank setzen soll. Er kann sich gewandelt haben. Ich bin sicher, daß viele Juden das gleiche denken.“ (Erst Jahre später hörte ich, daß der große jüdische Denker Martin Buber gegen Eichmanns Todesurteil Einspruch erhoben hatte.)

Grigore sagte: „Ich bin nicht mehr derselbe, weil ich meine Taten bereut habe. Aber andere wären vielleicht bereit, das gleiche noch einmal zu tun.“

„Man kann niemand für das Unrecht, das er möglicherweise in der Zukunft begehen könnte, bestrafen. Bosheit ist nur ein Teil unser aller Wesen. Einige der schlechtesten Menschen besitzen gleichzeitig große Tugenden, auch Sie, Grigore.“

Dieser Gedanke heiterte ihn ein wenig auf.

In unserer Zelle kam auch das Lachen nicht zu kurz. Freude wird als ein Zeugnis der Existenz Gottes bezeichnet, und ohne den Glauben ist das Vorhandensein der Freude im Gefängnis unerklärbar.

Einige brachten es sogar fertig, über ihre Leiden zu lachen, wie zum Beispiel Major Braileanu. Der kleine, lebhafteste Exoffizier mit dem jugendhaften Haarschopf brachte ein neues Gerücht in unsere Zelle. In diesem Frühjahr 1959 sollte wieder ein Gipfeltreffen zwischen dem sowjetischen Außenminister Gromyko und den Abgeordneten des Westens stattfinden. Es hieß, daß das Treffen auf den 10. Mai festgelegt sei. Die Häftlinge führten eine neue Grußform ein — sie hielten alle 10 Finger in die Höhe als Andeutung des erhofften Tages der Befreiung.

An dem Tag der Konferenz öffneten die Wächter tatsächlich die Zelle und riefen vier Männer heraus. Major Braileanu war unter ihnen. Sollten sie als erste freigelassen werden? Wir sahen ihnen neiderfüllt nach. Doch bald hörten wir schmerzgefüllte Schreie, die aus der kleinen Nische am Ende des Korridors kamen, wo die Häftlinge gewöhnlich ausgepeitscht wurden. Diesem Geschrei konnte man nirgendwo entrinnen. Drei Männer waren schon geschlagen worden. Doch als der vierte an die Reihe kam, gab er unter den üblichen 25 Streichen keinen einzigen Laut von sich. Braileanu kam als letzter nach den anderen in die Zelle, bleich und unfähig zu sprechen. Dann aber riß er sich zusammen. „Meine Herren“, sagte er, „ich zeige Ihnen jetzt unseren neuen Gruß.“ Und er hielt zwei Finger der rechten Hand und fünf der linken in die Höhe, um die Zahl 25 anzudeuten.

Geschichten und Rätsel wurden stundenlang zum Besten gegeben. Jeder mußte etwas beitragen. Es gab eine Art Unsinn, der uns mehr zum Lachen brachte als alles andere.

Was ist dreifarbig, hängt auf den Bäumen und singt tarabumssasa?“ fragte der Dieb Florescu, der Halbzeuner war. Keiner wußte die Antwort. „Ein Hering!“ „Aber ein Hering ist doch nicht dreifarbig!“

„Doch — wenn ich ihn anmale!“ „Aber Heringe hängen nicht an den Bäumen.“ „Aber ja! — wenn ich sie an dem Baum festbinde!“ „Sie singen auch nicht tarabumssasa!“ „Das habe ich nur gesagt, damit ihr es nicht raten könnt!“

Gaston, ein unitarischer Pfarrer mit schmalem Gesicht und dicken Brillengläsern, gab uns ein anderes Rätsel auf: „Ein Mann fährt in einem Zug, hat eine Frau namens Eva und wohnt in einem roten Haus. Wie heißt der Mann?“ Lauter verwunderte Gesichter — wie kann man auf Grund dessen, daß ein Mann mit dem Zug reist und ein rotes Haus zusammen mit seiner Frau Eva bewohnt, seinen Namen ermitteln? „Das ist ganz einfach“, sagte Gaston, „er heißt Karl!“ „Aber woher wissen Sie das?“ „Ich kenne ihn schon seit Jahren, er ist mein bester Freund!“

Der Archimandrit Miron erzählte folgendes über den Kommandanten und schwor, es sei eine wahre Geschichte: Als er einmal eine Reihe von Häftlingen abschnitt, die zum Appell strammstanden, stellte er jedem die gleiche Frage: „Was haben Sie verbrochen?“

„Ich habe nichts verbrochen, Kommandant, und bin zu 10 Jahren verurteilt.“

Dorabantu ging weiter. „Und was haben sie getan?“ „Gar nichts, Kommandant, und ich habe 20 Jahre gekriegt.“

„Das Schwein lügt“, sagte Dorabantu empört. „Kein Mensch kriegt in der Volksrepublik mehr als 10 Jahre, wenn er nichts getan hat!“

Die kleineren Diebe und Taschendiebe waren die besten Geschichtenerzähler. Sie „verdienten“ sich ja ihren Unterhalt mit Unverfrorenheit und Mutterwitz. Florescu erzählte, er hätte einen Juwelier in der Carolstraße in Bukarest ausgeraubt. Es war eine Straße, wo sich ein Juweliergeschäft an das andere reiht. Er erzählte die Geschichte folgendermaßen: Herr Hersko-

vitsch, einer der angesehensten Juweliere, begrüßte ein elegantes junges Paar in seinen Geschäftsräumen. „Guten Morgen“, sagte der Mann, der natürlich Florescu war. „Das ist meine Verlobte, das entzückendste Mädchen in ganz Bukarest!“ Und auch eines der reichsten, wie man ihrem Geplauder entnehmen konnte. „Wir möchten einen Ring aussuchen. — Diamanten natürlich . . . O nein, diese sind zu klein.“ Von den Ringen gingen sie zu einer mit Diamanten besetzten Armbanduhr über für die Mutter der Braut und einem Reisekoffer aus Krokodilleder für den Vater. Dann rief das Mädchen plötzlich aus: „Ach du liebe Zeit, wir dürfen ja den Bischof nicht vergessen. Er ist mein Onkel und wird von uns kein Geld für die Trauung annehmen, und du kennst ja unsere Tradition: wenn der Gottesdienst nicht bezahlt ist, ist er nicht angenehm für den Himmel.“ — „Das stimmt schon, aber was schenkt man denn einem Bischof?“ In diesem Augenblick fielen die Augen der beiden auf eine Glasvitrine. Dort lag ein goldenes bischöfliches Gewand mit allem Zubehör. „Das ist genau das, was wir suchen!“ rief Florescu. „Aber Liebling“, sagte das Mädchen, „wir wissen nicht, ob es ihm passen wird!“ Florescu warf einen prüfenden Blick auf den Juwelier. „Sie haben genau die gleiche Figur!“ Und in der Hoffnung, das wertvolle Gewand verkaufen zu können, ließ Herskovitsch sich in die Brokatsutane hüllen. Sie banden ihm einen Gurt um die Hüften und drückten ihm die glitzernde Mitra auf den Kopf. „Paßt wie angegossen!“ sagte Florescu. „Halten Sie eben noch diesen Bischofsstab!“

Mit diesen Worten warf das Paar den Schmuck in den Reisekoffer und rannte aus dem Geschäft. Herskovitsch war vor Schreck wie gelähmt. Dann lief er hinterher und schrie: „Diebe! Haltet sie! Hilfe!“ Die jüdischen Kaufleute liefen an ihre Türen und sahen, wie Herskovitsch im vollen Ornat eines orthodoxen Erz-

bischofs die leere Straße entlanggaloppierte. „Herskovitsch ist verrückt geworden!“ schrien sie. Zwei von ihnen zwangen ihn nieder und hielten ihn fest, während er um sich schlug und protestierte. „Nein, nein! Was macht ihr denn? Die Diebe werden entkommen!“ Und so war es auch. Durch eine Seitengasse verschwanden die beiden auf Nimmerwiedersehen.

Nachdem sich das Gelächter gelegt hatte, sagte Pastor Gaston: „Aber letzten Endes hat man Sie doch erwischt, Florescu.“ Aber über diese Episode wollte Florescu nicht sprechen. „Vielleicht erzählen Sie uns mal, warum Sie hier sind, Pastor“, meinte er.

„Nun gut“, sagte Gaston, „es ist auch eine lustige Geschichte. Ich habe 7 Jahre gekriegt für eine Weihnachtspredigt über die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten.“

Einer aus seiner Gemeinde hatte Gaston angezeigt. Bei seiner Gerichtsverhandlung wurde gesagt, Gaston habe den Versuch des Herodes, das Kind Jesu in einem Blutbad der unschuldigen Kinder zu töten, mißbilligt. Damit habe er in Wirklichkeit den kommunistischen Feldzug gegen die Religion angegriffen. Seine Bezugnahme auf Ägypten enthülle seine Hoffnung, daß Nasser ins imperialistische Lager übertreten werde.

Später fragte Pastor Gaston den Mann, der ihn verhört hatte, womit er denn in Wirklichkeit die Partei verärgert habe. „Ich habe immer mit den Arbeitern zusammengehalten. Ich habe eine Schule und eine Genossenschaft gegründet. Ich habe meine Gemeinde auf eine doppelte Mitgliederzahl gebracht.“

Der Funktionär lachte: „Einen Priester, wie wir ihn haben wollen, hat Ihre Nachbargemeinde — einen lüsternen alten Trinker, dessen Kirche immer leer ist.“

Manchmal erzählte mir Gaston über seine traurige Kindheit. Er hatte immer Hunger gehabt, und wenn es nichts zu essen gab, stahl er. „Einmal machte ich

einen Überfall auf einen Hühnerstall“, sagte er. „Man jagte mich durch das ganze Dorf mit dem Schild ‚Dieb‘ um den Hals.“ Er wuchs heran mit dem Wunsch, „die Welt auf den Kopf zu stellen“.

Er studierte verschiedene politische und philosophische Fächer und schloß sich der Unitarierkirche an. Als die Polizei bei ihm Haussuchung machte, fand man unter Hunderten seiner Bücher ein Exemplar von Adlers „Individualpsychologie“.

„Aha!“ sagte einer der Geheimpolizisten, „ein Individualist!“ und nahm das Buch als ein Beweisstück mit.

Professor Popp

Als ein neuer Trupp Häftlinge eingeliefert wurde, erkannte ich unter ihnen zu meinem Erschrecken Professor Popp. Er sah krank aus und bewegte sich wie ein alter Mann. Nach der Amnestie von 1956 waren wir uns nicht mehr begegnet, und auch meine Briefe an ihn waren unbeantwortet geblieben. An jenem Abend erklärte mir Popp den Grund dafür.

Wie viele andere entlassene Gefangene hatte er sich in die Jagd nach Vergnügen gestürzt. „Ich war wie ausgehungert!“ erzählte er. „Ich hatte Angst, mein Leben wäre schon vorbei. Ich mußte mir selbst beweisen, daß ich mich noch freuen konnte. Ich verschleuderte mein Geld, trank zu viel und verließ meine Frau wegen einer jüngeren.“

Dann tat es mir leid, ich hatte nicht vergessen, was ich als Christ gelobt hatte. Ich wollte Sie aufsuchen, aber Sie waren weit weg. So erzählte ich alles einem anderen Pfarrer und sagte, der Kommunismus sei schuld daran, daß unser Land zugrunde gehe. Er hörte mich an — dann denunzierte er mich.“

Popp war erneut zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Sein erster Gefängnisaufenthalt hatte all seine innere Kraft und Güte ans Licht gebracht. Er war da-

mals wie ein Seevogel, der gegen den Wind am höchsten steigt, und der wieder heruntergeht, wenn der Wind sich legt. Aber jetzt war sein Wille schwach. Ich versuchte, ihn zu Gott zurückzubringen, doch das Leben erschien ihm völlig sinnlos.

Er erzählte, daß er bald nach seiner Verurteilung von seinem „Staatsbegräbnis“ unterrichtet worden sei. Dies war der neue Schlag im Leben der Volksrepublik. Wenn ein Konterrevolutionär ins Gefängnis kam, rief ein Parteifunktionär seine Kollegen, Freunde und Familienangehörige zusammen. Der Funktionär verkündete dann den Versammelten: „Genossen, dieser Mann ist tot für immer und für alle. Wir sind hier, um sein Andenken zu begraben.“ Seine Vergehen gegen den Staat mußten eins nach dem anderen von den „Trauernden“ angeprangert werden. Pops Tochter, die Witwe war, machte auch mit. Hätte sie sich geweigert, so hätte sie vielleicht ihre Arbeit verloren, und sie war Mutter von drei kleinen Kindern.

Am zweiten Tag wurde Popp mir zur Arbeit zugeteilt. Wir mußten den Fußboden der großen Zelle von einem Ende bis zum anderen schrubben. Wir waren fast fertig, als der Häftling, den die Wächter zum Stubenältesten ernannt hatten, auf uns zukam und mit dem Fuß den Eimer mit dem schmutzigen Putzwasser umstieß. „Jetzt fangt noch einmal von vorne an!“ sagte er. Schließlich kam ein Wächter zur Inspektion. Er packte den Stubenältesten und drückte sein Gesicht nach unten, wo etwas Schmutz war, den er mit seinen eigenen Stiefeln hereingebracht hatte. „Dreck!“ brüllte er.

Wir schrubbten also noch eine Stunde lang unter den Fußritten und Beschimpfungen des Stubenältesten. Ein Unterdrückter ist der schlimmste Unterdrücker.

Nach diesem Erlebnis zitterte Popp vor Erschöpfung. Zur Ablenkung machte ich ihn beim Essen mit

Pastor Gaston bekannt. Ein Ausdruck des Entsetzens ging über Gastons Gesicht. Popp wandte sich einfach ab und schloß die Augen.

Im Laufe der Zeit zog sich der Professor immer mehr in sich selbst zurück. Wir mußten ihn zwingen zu essen und ihm jeden Morgen helfen, sich fertig zu machen. Er lachte nicht, weinte nicht und beteiligte sich in keiner Weise am Leben der Zelleninsassen. Aber eines Morgens, gereizt von einer spöttischen Bemerkung unseres Stubenältesten, sprang er diesem an die Kehle und würgte ihn wie ein Irrsinniger, bis zwei Wächter ihn mit Knüppeln niederschlugen. Bewußtlos brachte man ihn zur Krankenstation. Am nächsten Tag hörten wir, daß er tot sei.

Leben nach dem Tode

Dieser tragische Vorfall machte uns alle sehr traurig. Während einige andere nach der orthodoxen Sitte für Pops Seele beteten, lag Gaston schweigend auf seiner Pritsche. Als ich anfang, vom ewigen Leben zu sprechen, stand er auf und ging woanders hin.

An diesem Abend sprach man in der Zelle über das Leben nach dem Tode. Man fragte Gaston, wie er über diese Frage denke.

„Fortschrittliche Unitarier glauben nicht an ein Leben nach dem Tode“, sagte er.

„Aber wir sprechen doch jetzt nicht mit den fortschrittlichen Unitariern“, erwiderte ich, „wir sprechen mit Ihnen. Wir wollen den Mut haben, wir selbst zu sein, nicht immer wir Katholiken, wir Protestanten, wir Rumänen . . .!“

„Also gut, ich persönlich glaube nicht daran.“

„Wenn Sie von einer persönlichen Meinung sprechen“, sagte ich, „so ist das der erste Schritt zum Glauben, denn die Persönlichkeit ist die größte Gabe Gottes an die Menschen, das einzige, das bleibt, wenn der Kör-

per den Veränderungen unterworfen wird. Die Sauerstoff- und Wasserstoffatome in meinem und in Ihrem Körper sind gleich. Meine und Ihre Körpertemperatur kann mit dem gleichen Gerät gemessen werden. Alle körperlichen Energien, chemische wie elektrische, sind bei dem einen Menschen genauso wie bei dem anderen. Aber meine Gedanken, meine Gefühle, mein Wille, sind allein mir eigen. Physische Energie ist wie eine Poker-Spielmarke ohne Prägung. Geistige Energie gleicht aber einer Münze, die das Bild des Königs trägt. Aus welchem Grunde sollte sie das Schicksal des Körpers teilen?“

Florescu, der sich einen Hocker herbeigeht hatte, stieß einen unanständigen Fluch aus und sagte: „Ich glaube an das, was ich sehen, schmecken und fühlen kann. Wir alle sind nur Materie wie dieses Stück Holz, auf dem ich sitze. Wenn man tot ist, dann ist eben Feierabend!“

Ich ging zu ihm hinüber und trat gegen den Hocker, auf dem er saß.

Der Hocker flog in eine andere Ecke und Florescu schlug mit einem dumpfen Geräusch auf dem Fußboden auf. Voller Wut rasselte er sich wieder auf und wollte auf mich losgehen, aber die anderen hielten ihn zurück. „Was soll denn das?“ stieß er wütend hervor.

„Du hast doch behauptet, du seiest genauso Materie wie der Hocker“, erwiderte ich sanft, „der Hocker aber hat sich mit keinem einzigen Wort beklagt.“

Es gab Gelächter, in das sogar Gaston einstimmte.

„Verzeih mir, Florescu,“ sagte ich, „ich wollte nur beweisen, daß Materie weder auf Liebe noch auf Haß reagiert und sich damit wesentlich von uns unterscheidet.“

Florescu schmolte eine Weile, unterbrach uns aber dann aufs neue. „Ich könnte vielleicht glauben, wenn die Toten einmal zurückkämen und mit uns redeten.“

„Ich bin gewiß, daß Menschen schon mit den Toten Kontakte gehabt haben“, antwortete ich. „Große Wissenschaftler von Newton bis zu Sir Oliver Lodge haben an den Spiritismus geglaubt. Die Bibel beschreibt, wie der König Saul den toten Samuel heraufbeschwören läßt. Die Schrift verbietet es zwar, sagt aber, daß es möglich sei.“

Der Lärm wegen des Hockers hatte die anderen aufhören lassen, und ich fing an, ernstlich über das Leben nach dem Tode zu predigen. Für uns war es keine akademische Frage, sondern ein Thema von brennendem, unmittelbarem Interesse. In Gherla starben ja jeden Tag Menschen.

„Wenn Gott uns nur für dieses Leben geschaffen hätte“, sagte ich, „würde er uns zuerst das Alter und seine Weisheit gegeben haben, erst dann die Jugend mit ihrer Vitalität. Es scheint sinnlos, Erfahrung und Wissen zu sammeln, um sie mit ins Grab zu nehmen. Luther vergleicht unser Leben auf Erden mit dem Leben eines noch ungeborenen Kindes. Er sagt, daß, wenn ein Embryo im Mutterleib Überlegungen anstellen könnte, er sich wundern würde, weshalb ihm Hände und Füße wachsen. Er würde gewiß zu der Überzeugung kommen, daß es auch eine zukünftige Welt geben müsse, in der er spielen, laufen und arbeiten würde. Wir werden genauso wie der Embryo für eine zukünftige Lebensführung vorbereitet.“

Ich vergaß die Wächter und erhob meine Stimme, um mit meiner Predigt auch die Häftlinge zu erreichen, welche auf den Pritschen lagen, die bis zur Decke aufeinandergestockt waren.

In dem Halbdunkel, das die schwache über uns hängende Birne noch trübsinniger machte, waren viele Augen auf mich gerichtet.

Ich sprach weiter: „Angenommen, ich möchte beweisen, daß eine 0,5-l-Flasche 5 l Milch fassen kann.“

Ihr würdet mich für verrückt erklären. Aber in meinem Kopf kann ich gleichzeitig die Gedanken an ein Ereignis wie die Sintflut haben, die vor Jahrtausenden stattgefunden hat. Ich kann mir meine Frau und meinen Sohn in dem Zimmer, wo ich sie verlassen habe, vorstellen, ich kann an Gott und an den Teufel denken. Wie kommt es nur, daß der enge Raum meines Kopfes sowohl die Dinge des täglichen Lebens als auch das Unendliche und Ewige umfassen kann. Das Unermeßliche kann nur von etwas erfaßt werden, das auch unermeßlich ist — das ist der Geist. Wenn dein Geist, den nichts einschränken kann, alles in Raum und Zeit erreichen kann, wie kannst du dann glauben, daß er das Schicksal dieser Hülle, unseres Leibes, teilen wird?“

Während ich über diese Dinge sprach, herrschte eine Stille, wie man sie in einer Kirche nie vorfindet. Keiner gähnte, keiner war unruhig, niemand ließ seine Gedanken abschweifen. Die Häftlinge in schmutziger Kleidung, hohlwangig und großäugig vor Hunger, nahmen diese Botschaft vom Leben nach dem Tode auf, wie die durstige Erde den Regen empfängt.

der Priester ohne Hoffnung

Am nächsten Morgen wachte ich vor dem allgemeinen Wecken auf und sah, daß Gastons Pritsche leer war. Dann erkannte ich die Umrise seiner schwächtigen Gestalt am Fenster. Meine Decke über die Schulter gelegt, gesellte ich mich zu ihm. Wir sahen durch die Gitter hinunter. Der Morgen graute. Im Hof war Nebel, doch wir konnten eine Reihe von schwarzen Särgen sehen, die in der Nähe der Haupteinfahrt standen. Darin lagen die Männer, die innerhalb der letzten 24 Stunden gestorben waren. In einem davon mußte Popp sein. Das war in Gherla ein alltäglicher Anblick, und ich wunderte mich, daß Gaston gerade an diesem Tag aufgestanden war, um zuzusehen. Ich versuchte,

ihn zu überreden, wieder ins Bett zu gehen, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Vor unseren Augen überquerte ein Wächter den Hof und hob die Deckel von den Särgen ab, so daß die Leichen sichtbar wurden. Hinter ihm kam eine ungeschlachte Gestalt mit einem Speiß in der Hand. Sie holte damit aus und stach der Reihe nach in jeden Leichnam hinein.

„Gott gebe ihren Seelen Frieden“, sagte ich.

Die Wächter wollten sich vergewissern, daß keiner mehr am Leben war und kein möglicher Ausreißer den Platz der Leichen eingenommen hatte. Gaston zitterte. Ich legte ihm die Decke um, aber er blieb am Fenster stehen und sah zu, wie die Särge wieder geschlossen und auf einen Lastwagen geladen wurden, der sie zum Rozsa-Sandor-Friedhof bringen sollte.

Danach saß Gaston tagelang da und grübelte. Was in ihm auch vorgehen mochte, er wollte es uns nicht preisgeben. Alle meine Versuche, ihm in seinem Leid zu helfen, wies er schroff zurück. An den Abenden hörte er zu, wenn die anderen abwechselnd Geschichten erzählten, aber nur einmal gab er selbst etwas zum Besten.

Die Häftlinge warfen sich gegenseitig Blicke zu. Gaston war schon so lange schweigsam und mürrisch gewesen, daß sie nicht wußten, was jetzt kommen würde.

Er erzählte: „Einmal, gerade vor meiner Verhaftung, saß ich in einem Restaurant. Ich dachte, daß ein gutes Essen meine Stimmung heben würde. Ich hing meinen Mantel in der Nähe eines Ecktisches auf und ließ mir alles servieren, worauf ich Appetit hatte. Ein anderer Gast sah mich besorgt an und stand auf, um mit mir zu sprechen. Aber ich winkte ab. ‚Bitte‘, sagte ich, ‚wir alle haben unsere Sorgen, ich möchte in Frieden zu Mittag essen.‘ Das Essen war gut. Ich

zündete eine Zigarre an und dachte, ich müßte mich eigentlich für mein unfreundliches Verhalten entschuldigen. Ich bat den Mann um Verzeihung und meinte, vielleicht möchte er mir jetzt seine Nöte erzählen. „Zu spät“, sagte er, „der Ofen hat schon ein Loch in Ihren Mantel gebrannt!“

Gastons Geschichte erntete einiges Gelächter, aber er selbst ging zurück zu seiner Pritsche und legte sich im Dunkeln nieder. Früher hatte Gaston Stunden damit zugebracht, uns zu erzählen, daß er Christus als den größten Lehrer, nicht aber als Gott verehrte. Er nannte uns die Stellen, welche die Unitarier in der Bibel für wahr und welche sie für unwahr hielten.

Ihre Umwertung ließ nicht mehr viel von dem übrig, was einem Menschen Halt geben konnte. Auch über das ewige Leben machten sie sich nicht übermäßig viel Gedanken, sagte er seinerzeit. Aber nun fing er wieder an, über Professor Popp zu sprechen. Welchen Beweis gab es, daß nach der grauenvollen Szene, die wir damals in der Morgendämmerung zusammen beobachtet hatten, noch irgend etwas da war? Er meinte, ein männliches Wesen brauche vier Dinge, um leben zu können: Nahrung, Wärme, Schlaf und eine Gefährtin. „Und auf die letzte kann man verzichten“, fügte Gaston hinzu. „Meine Frau hat mich verlassen und lebt mit einem anderen Mann. Unsere beiden Kinder sind in einem staatlichen Heim.“

„Das glauben Sie doch selbst nicht“, sagte ich. „Wir haben hier von diesen Dingen das äußerste Minimum, und dennoch können Sie jeden Tag die Männer lachen und singen hören. Ihr Körper hat nichts, worüber Sie singen könnten. Etwas anderes singt in Ihnen. Sie glauben doch an die Seele, nicht wahr? Das, was die alten Ägypter ‚Kaa‘, die Griechen ‚Psyche‘ und die Hebräer ‚Neschama‘ nennen. Oder weshalb sollten Sie sich sonst um die Erziehung Ihrer Kinder Sorge ma-

chen? Wenn für Sie nach einigen Jahrzehnten doch alles vorüber sein wird, welchen Sinn haben Religion, Moral oder Anstand dann noch für uns?“

Gaston schwieg.

„Es ist zu spät“, sagte er, „für mich gibt es keinen Kurswechsel mehr. Mein Leben ist ausgebrannt wie mein Mantel damals im Restaurant. Leute haben versucht, mich rechtzeitig zu warnen, doch jetzt ist nichts mehr zu machen. Ich habe nichts mehr, wofür es sich lohnt zu leben. Das einzige, was mich noch vom Selbstmord zurückhält, ist meine Angst vor dem Sterben. Ich hatte vor einiger Zeit einen Glasscherben und wollte mir damit die Pulsadern durchschneiden. Aber ich war zu feige dazu.“

Ich sagte: „Selbstmord beweist nichts anderes, als daß die Seele stark und unabhängig genug ist, um den Körper aus ihren eigenen Gründen zu töten. Sie würden vielleicht genau das gleiche empfinden, wenn Sie frei wären und alles hätten, was Sie sich wünschen. Das mit Ihrer Frau und Ihren Kindern ist zwar sehr schwer, aber ich habe das Gefühl, daß es noch etwas anderes gibt, was Ihnen Not macht, etwas, was Sie noch keinem Menschen gesagt haben.“

Ich fuhr fort: „Ich habe einen Gefangenen gekannt, der bewußt hungerte, um seinem Sohn, der mit ihm zusammen im Gefängnis war, Brot geben zu können. Er starb schließlich an Unterernährung. Das zeigt, wie stark die Seele ist. Ein Mann wie Kreuger, der schwedische Streichholzmillionär, besaß alles, was der Körper nur brauchen konnte. Er beging Selbstmord und hinterließ einige Zeilen, die von ‚Melancholie‘ sprachen. Er besaß noch etwas anderes als seinen Körper: seine Seele, um die er sich nie gekümmert hatte. Aber Sie haben die inneren Kraftquellen. Sie haben den christlichen Glauben, der Ihnen helfen kann. Sprechen Sie mit Jesus, er wird Ihnen Trost und Kraft geben.“

Gaston seufzte im Dunkeln. „Wenn Sie so reden, hat man das Gefühl, er lebe und sei ganz nah bei uns.“

„Aber gewiß lebt er“, sagte ich. „Glauben Sie denn nicht einmal an die Auferstehung? Morgen will ich sie Ihnen beweisen.“

„Sie sind aber hartnäckig“, sagte er, „schlimmer als ein Kommunist.“

die Auferstehung Jesu

Als die Häftlinge sich am nächsten Abend miteinander unterhielten, erinnerte ich sie, daß Ostern nahe bevorstand. Es war mein zweites in Gherla.

„Wenn wir hartgekochte Eier hätten, könnten wir sie rot färben und damit nach der orthodoxen Sitte anstoßen“, sagte ich. Ich streckte die Hand aus, als ob ich ein Ei hinhielte, und sagte: „Christus ist auferstanden!“

Der alte Vasilescu, einer der Bauern, stieß meine Faust mit der seinen an und rief: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Die Stimmen der anderen wiederholten im Chor den traditionellen Antwortgruß.

„Es ist seltsam, wenn man so etwas sagt“, meinte ich, mich den anderen zuwendend. „Es steht fest, daß Christus am Kreuz starb. Welchen Beweis haben wir, daß er auferstanden ist?“ Alle schwiegen. Vasilescu zupfte an seinem buschigen Schnurrbart. „Ich bin ein einfacher Bauer, aber ich glaube es, weil mein Vater und meine Mutter, der Vater meines Vaters und alle unsere Priester und Lehrer es mir so beigebracht haben. Ich glaube es, weil ich sehe, wie die Natur jedes Jahr zu neuem Leben erwacht. Wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, kann man beim besten Willen nicht glauben, daß im Frühjahr die grüne Saat auf den Feldern stehen wird. Aber die Bäume sprießen, die Luft wird warm und das Gras wird grün. Wenn die Erde wieder lebendig werden kann, so kann es Christus auch.“

„Eine gute Antwort“, sagte Miron.

„Aber in einer Welt, wo jede christliche Behauptung angefochten wird, ist das nicht genug“, sagte Gaston.

„Das meine ich auch, wir brauchen die stärksten Beweisgründe“, sagte ich, „und sie sind da. Mommsen, der große Historiker des römischen Reiches, nennt die Auferstehung das am besten belegte Ereignis in der römischen Geschichte. Glaubt ihr, daß die klassischen Historiker sich weitgehendst an die Wahrheit gehalten haben?“

Niemand äußerte eine Meinung.

„Nun, sie gehörten gewöhnlich zum Hofe eines Königs und waren Männer, die ihm schmeichelten und alles lobten um des Gewinns willen, oder um ihren mächtigen Gönnern zu gefallen. Wieviel mehr sollten wir Paulus, Petrus, Matthäus und Andreas Glauben schenken, den Aposteln, die für die Verbreitung der Wahrheit in den Märtyrertod gegangen sind!“

Ich fragte Major Braileanu: „Als Sie dem Kriegsgericht vorstanden, haben Sie da beim Urteil den Charakter des Zeugen genauso berücksichtigt wie seine Aussage?“

„Natürlich“, sagte er, „bei sich widersprechenden Zeugenaussagen ist es von höchster Wichtigkeit.“

„Von dieser Sicht her müssen wir den Aposteln Vertrauen schenken, denn sie verbrachten ihr Leben, indem sie Gutes taten und Gutes predigten.“

„Es sind die Wunder wie die Speisung der 5 000 mit 5 Fischen, die meinen Glauben überfordern“, sagte der Major.

„Was ist ein Wunder?“ fragte ich. „Afrikamissionare erzählen, man habe sie zuerst als Wundertäter empfangen. Der Primitive ist verblüfft, wenn er sieht, wie ein Streichholz angezündet wird. Pearl S. Buck erzählte den Frauen in einem entlegenen Teil Chinas, daß in ihrem eigenen Land die Wagen ohne Pferde führen.

„Welch eine Lügnerin“, flüsterten sie. Ein Wunder ist also etwas, was ein höherstehendes Wesen tun kann, und Jesus war ein Mann mit außergewöhnlichen Fähigkeiten.“

Gaston wandte ein: „Ein primitiver Mensch kann solche Erklärung vielleicht akzeptieren, für einen Rationalisten ist und bleibt es schwer.“

„Aber es ist rational zu glauben, daß Christus von den Toten auferstanden ist, denn sonst müssen wir das Unmögliche annehmen, nämlich, daß die Kirche, die 2000 Jahre Angriffe von außen und Korruption von innen überlebt hat, auf einer Lüge aufgebaut ist. Bedenkt nur, daß Jesus zu seinen Lebzeiten weder eine Kirche organisiert noch Bücher geschrieben hat. Er hat eine Handvoll mittelloser Nachfolger gehabt, von denen einer ihn für Geld verriet und die übrigen entweder flohen oder ihn verleugneten, als es hart auf hart ging. Er starb am Kreuz mit dem Schrei: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen‘. Sein Grab wurde mit einem riesigen Stein verschlossen.“

„Das war kein besonders hoffnungsvoller Anfang“, sagte Braileanu.

„Womit können Sie es dann also erklären, daß daraus eine Weltreligion entstanden ist?“

„Die Jünger kamen wieder zusammen“, sagte Gaston unentschieden.

„Aber was hat ihnen die Kraft gegeben zu predigen und für ihren Glauben zu sterben?“

„Ich nehme an, daß sie nach einiger Zeit ihre Angst überwunden haben.“

„Genau, und sie berichten auch, wie sie es fertig gebracht haben: Am dritten Tag erschien ihnen nämlich Jesus persönlich und machte ihnen Mut. Petrus, der sich vor einer Magd gefürchtet hatte, stand da und erklärte vor ganz Jerusalem, er und seine Glaubensbrüder hätten Jesus gesehen und gesprochen, er sei tatsächlich

auferstanden. Petrus sagte, sie könnten ihn töten, ehe er dies widerriefe — was die Römer später ja auch taten.

Ist es denn rational zu glauben, daß Petrus und die anderen Jünger sich um eines Lügners willen kreuzigen ließen? Seine erste Predigt über die Auferstehung hielt Petrus 500 m von dem leeren Grab entfernt. Er wußte, daß diese Tatsache nicht widerlegt werden konnte, und keiner unter Jesu Feinden hat es auch nur versucht. Oder warum kam Saulus von Tarsus so leicht zum Glauben, als Jesus ihm auf der Straße nach Damaskus erschien und ihn zurechtwies? Saulus war doch zu der Zeit die Geißel der Christen“, sagte ich.

„Es war vielleicht eine Halluzination, der seine Augen und Ohren erlegen waren“, meinte Braileanu.

„Paulus verstand etwas von diesen Dingen. Eine Erscheinung wäre für ihn noch lange kein Beweis gewesen. Seine Hingabe war deshalb so rasch und so vollständig, weil er als Mitglied des Hohen Rates um das große Geheimnis wußte — nämlich, daß das Grab leer war!“

Während wir miteinander sprachen, saß Archimandrit Miron dabei und nähte sich einen Flicker auf die Hose. Er blickte Gaston mit seinen hell leuchtenden Augen an und sagte: „Vor Jahren bekam ich von meinem Bruder eine Postkarte aus New York. Er war dort auf der Spitze des Empire-State-Building gewesen. Er hatte nicht erst das Fundament untersucht, Pastor Gaston. Die Tatsache, daß das Gebäude schon 30 Jahre alt war, lieferte ihm den Beweis, daß die Fundamente in Ordnung waren. Das gleiche trifft auch auf die Kirche zu, die schon seit 2000 Jahren auf dem Grund der Wahrheit besteht.“

Unsere Argumente beeindruckten Gaston. Sein Schmerz nahm etwas ab, und sein Glaube vertiefte sich. Der Wunsch, sich selbst zu töten, ließ im Laufe der

Wochen nach. Aber immer noch schien er die Last irgendeiner Schuld mit sich herumzutragen.

Der Sommer brachte einen neuen Zustrom von Häftlingen mit sich. Wir wurden in verschiedene Zellen verteilt, und ich verlor ihn aus den Augen.

der Sieg der Liebe

Monate vergingen. Ich predigte und arbeitete in einem Dutzend verschiedener Zellen in Gherla. Oft wurde ich bestraft, und gerade eine Auspeitschung führte dazu, daß ich Gaston wiedersah.

Es ergab sich folgendermaßen: Wir spielten in der Zelle Schach mit Figuren aus Brot. Dorabantu, der noch die Gänge durchstreifte, platzte unvermutet herein: „Ich dulde keine Glücksspiele!“ brüllte er.

Ich bemerkte, daß Schach ein Geschicklichkeits- und kein Glücksspiel sei.

Der Kommandant warf sich in die Brust: „Ha, das ist ja lächerlich! Ob man Geschicklichkeit hat, ist auch Glückssache!“

Zufrieden mit seiner Antwort stolzierte er hinaus.

Als er weg war, brachen die Häftlinge in Gelächter aus und fingen an, seine Stimme nachzuahmen.

Die Tür wurde wieder aufgerissen. Dorabantu hatte gelauscht. „Wurmbrand, raus!“ Andere wurden mit mir zusammen nach draußen gerufen.

„Ihr könnt jetzt mit eurer Kehrseite lachen!“ schrie der Kommandant.

Jeder von uns bekam 25 Peitschenhiebe und wurde in eine Isolierzelle verfrachtet. Dort fand ich Gaston vor, allein auf einer Pritsche mit dem Gesicht nach unten liegend. Auch er war geschlagen worden. Sein Rücken war eine einzige blutende Wunde. Wir legten ihm ein in Wasser getauchtes Hemd auf den Rücken und versuchten so, die Schmerzen zu lindern. Als das Schlimmste vorbei war, suchte ich das offene Fleisch

nach Holzsplittern ab. Sein Körper bebte wie im Fieber. Zuerst konnte er noch nicht viel sprechen, aber langsam erklärte er in abgebrochenen Sätzen, daß man ihn wegen Predigens bestraft hätte. Ein Häftling hatte ihn angezeigt.

Dann sagte er: „Ich möchte Ihnen etwas sagen . . .“

„Sie dürfen jetzt nicht sprechen.“

„Jetzt oder nie. Über Professor Popp — und den Pfarrer, der ihn verraten hat . . .“ Er stockte, seine Lippen zitterten.

„Sie brauchen es mir nicht zu sagen“, begann ich.

„Ich konnte dem Druck nicht standhalten! Ich habe so gelitten. Als er starb . . .“ Er fing an zu schluchzen. Wir beteten zusammen. Er sagte, er würde sich selbst nie vergeben können.

„Der Professor hat mir nicht vergeben; wie sollte es auch einer können?“ sagte er.

„Aber gewiß kann man das, auch Popp hätte Ihnen vergeben, wenn er alles gewußt hätte. Ich will Ihnen von einem Mann erzählen, der viel schlimmer war als Sie. Es wird uns helfen, die Nacht durchzustehen. Es handelte sich um den Menschen, der die ganze Familie meiner Frau hingemordet hat. Meine Frau hat ihm vergeben, und er wurde einer unserer engsten Freunde. Es gibt nur zwei Männer, die meine Frau küßt: ihren Gatten und den Mann, der ihre Familie ermordet hat.“ Und ich erzählte Gaston, wie sich das zugetragen hatte.

Als Rumänien auf Deutschlands Seite in den Krieg eintrat, begann ein Pogrom, in dem viele Tausende von Juden umgebracht oder deportiert wurden. Allein in Jassy wurden 11 000 an einem Tag niedergemetzelt.

Meine Frau, die meinen christlichen Glauben teilt, ist auch jüdischer Herkunft. Wir wohnten in Bukarest, von wo keine Juden deportiert wurden. Aber ihre Eltern, einer ihrer Brüder, drei Schwestern und noch

andere Verwandte, die in Bukowina (einer Landschaft der Ostkarpaten) lebten, wurden nach Transnistrien, einem noch wenig erschlossenen Grenzterritorium, das Rumänien von Rußland erobert hatte, abtransportiert. Juden, die am Ende dieser Reise nicht umgebracht wurden, ließ man einfach verhungern. Dort starb Sabines Familie.

Ich mußte ihr diese Nachricht überbringen. Als sie sich wieder gefaßt hatte, sagte sie: „Ich will nicht weinen. Du hast ein Anrecht auf eine fröhliche Frau, Mihai auf eine fröhliche Mutter und unsere Gemeinde auf eine mutige Dienerin.“ Ich weiß nicht, ob sie im Stillen noch Tränen vergoß, ich jedenfalls habe von diesem Tage an Sabine nie wieder weinen sehen.

Einige Zeit danach erzählte mir unser Hauswirt, ein guter Christ, voller Bedauern von einem Mann, der während seines Fronturlaubs bei uns im Hause wohnte. „Ich habe ihn vor dem Krieg gekannt“, sagte unser Hauswirt, „aber er hat sich völlig verändert. Er ist zu einer Bestie geworden und prahlt gern damit, daß er sich in Transnistrien freiwillig für Judenausrottung zur Verfügung gestellt und Hunderte von ihnen mit eigenen Händen umgebracht hätte.“

Ich war zutiefst bekümmert und beschloß, die Nacht im Gebet zu verbringen. Um Sabine nicht zu stören, der es nicht gut ging, die aber trotzdem gern mit mir zusammen gewacht hätte, ging ich nach dem Abendbrot zu der Wohnung unseres Hauswirtes, um mit ihm zu beten. In einem Sessel hingestreckt saß dort ein Riese von Mann, den der Hauswirt mir als Borila vorstellte. Das war also der Judenmörder von Transnistrien. Als er aufstand, war er sogar noch größer als ich, und er verbreitete eine Atmosphäre des Grauens um sich, die wie Blutgeruch wirkte. Bald erzählte er uns von seinen Kriegsabenteuern und von den Juden, die er erschlagen hatte.

„Das ist ja eine angsterregende Geschichte“, sagte ich. „Aber ich Sorge mich nicht um die Juden, Gott wird sie für ihre Leiden entschädigen. Ich frage mich vielmehr mit großer Angst, was mit ihren Mördern geschehen wird, wenn sie einmal vor dem Richterstuhl Gottes stehen.“

Unser Hauswirt verhinderte eine unangenehme Szene. Er sagte, wir seien beide seine Gäste und lenkte das Gespräch auf ein neutraleres Thema. Es zeigte sich, daß der Mörder nicht nur ein Mörder war. Er erwies sich als ein angenehmer Gesprächspartner, und schließlich stellte es sich heraus, daß er eine große Liebe zur Musik hatte. Er erwähnte, daß er während seines Dienstes in der Ukraine von den ukrainischen Volksliedern ganz bezaubert gewesen wäre. „Ich wünschte, ich könnte sie einmal wiederhören“, sagte er. Ich kannte einige von diesen alten Liedern. Ich sah Borila an und dachte bei mir selbst: „Der Fisch ist mir ins Netz gegangen!“

„Wenn Sie einige hören möchten“, sagte ich zu ihm, „dann kommen Sie mit zu mir. Ich bin zwar kein Pianist, aber ich kann ein paar ukrainische Melodien spielen.“

Der Hauswirt, seine Frau und seine Tochter gingen mit uns. Meine Frau war bereits im Bett. Sie war daran gewöhnt, daß ich nachts oft leise spielte und wachte nicht auf. Ich spielte die Volkslieder, die voll tiefer Emotionen sind, und konnte sehen, daß Borila stark bewegt war. Ich mußte daran denken, wie der junge David dem König Saul auf der Harfe vorspielte, während der König von einem bösen Geist gequält wurde.

Ich unterbrach mein Spiel und wandte mich zu Borila: „Ich habe Ihnen etwas sehr wichtiges zu sagen.“

„Bitte reden Sie“, sagte er.

„Wenn Sie hinter diesen Vorhang schauen, können Sie im anderen Zimmer jemanden schlafen sehen. Es ist meine Frau Sabine. Ihre Eltern, ihre Schwestern

und ihr zwölfjähriger Bruder sind zusammen mit den übrigen Familiengliedern umgebracht worden. Sie haben mir erzählt, daß Sie in der Nähe von Golta Hunderte von Juden getötet haben. Man hatte die Familie meiner Frau dorthin gebracht.“ Ich sah ihm fest in die Augen und fügte hinzu: „Sie selbst wissen nicht, wen Sie erschlagen haben. Wir können also der Annahme sein, daß Sie der Mörder der Familie meiner Frau sind.“

Er sprang in die Höhe, seine Augen loderten. Er sah aus, als wollte er mir an die Kehle springen.

Ich hob meine Hand und sagte: „Jetzt wollen wir ein Experiment machen. Ich werde meine Frau wecken und ihr sagen, wer Sie sind, und was Sie getan haben. Ich will Ihnen sagen, was dann geschieht. Meine Frau wird Ihnen keinen einzigen Vorwurf machen. Sie wird Sie umarmen, als wären Sie ihr Bruder und Ihnen aus dem Besten, was sie im Hause hat, ein Abendbrot bereiten.“

Wenn nun meine Frau, die auch ein sündiger Mensch ist wie wir alle, in dieser Weise vergeben und lieben kann, dann stellen Sie sich vor, wie Jesus, der selbst vollkommene Liebe ist, Ihnen vergeben und Sie lieben kann. Kommen Sie nur zu ihm zurück und alles, was Sie getan haben, wird vergeben sein.“

Borila war nicht ohne Herz. In seinem Innern wurde er von Schuld und Verzweiflung über das, was er getan hatte, verzehrt. Er hatte sein brutales Gerede uns entgegengehalten wie eine Krabbe ihre Scheren. Man brauchte seine schwache Stelle nur mit einem Finger anzutippen, und schon brach sein Widerstand zusammen. Die Musik hatte bereits sein Herz bewegt, und nun kamen anstatt der Beschuldigung, die er erwartete, die Worte der Vergebung. Seine Reaktion war erstaunlich. Er sprang auf und zerrte mit beiden Händen an seinem Kragen, so daß sein Hemd zerriß. „O Gott, was soll ich tun, was soll ich nur tun?“ rief er. Er barg

seinen Kopf in den Händen und schluchzte laut, sich hin und her werfend. „Ich bin ein Mörder, ich bin mit Blut getränkt, was soll ich nur tun?“ Tränen liefen ihm die Wangen herunter.

Ich rief aus: „In dem Namen des Herrn Jesu Christi gebiete ich dem Teufel des Hasses aus deiner Seele auszufahren!“

Borila fiel zitternd auf die Knie, und wir fingen an, laut zu beten. Er kannte keine Gebete. Er bat einfach immer und immer wieder um Vergebung und sagte, er hoffe und wisse, daß sie ihm gewährt wird. Eine ganze Zeit lagen wir zusammen auf den Knien. Dann standen wir auf und umarmten uns. Ich sagte: „Ich habe versprochen, ein Experiment zu machen. Ich werde mein Wort halten.“

Ich ging in das andere Zimmer und fand meine Frau immer noch sanft schlafend. Sie war zu dieser Zeit sehr schwach und erschöpft. Ich weckte sie vorsichtig und sagte: „Hier ist ein Mann, den du kennenlernen mußt. Wir glauben, daß er deine Familie ermordet hat, aber er hat es bereut und ist jetzt unser Bruder.“

In ihrem Morgenrock kam sie heraus und streckte ihre Arme aus, um ihn zu umarmen. Dann fingen die beiden an zu weinen und einander immer und immer wieder zu küssen.

Nie habe ich ein Brautpaar sich mit solcher Liebe, Innigkeit und Reinheit küssen sehen wie diesen Mörder und die Überlebende seiner Opfern. Dann, wie ich vorausgesagt hatte, ging Sabine in die Küche, um ihm etwas zu essen zu holen.

Während sie weg war, kam mir der Gedanke, Borilas Verbrechen seien so furchtbar gewesen, daß noch eine weitere Lektion erforderlich wäre. Ich ging ins andere Zimmer und kam zurück mit meinem damals zweijährigen Sohn Mihai. Er schlief weiter in meinen Armen. Erst vor einigen Stunden hatte Borila damit geprahlt,

wie er jüdische Kinder in den Armen ihrer Eltern erschlagen hatte. Jetzt war er außer sich vor Entsetzen. Der Anblick war ihm eine unerträgliche Anklage. Er dachte, ich wollte ihn beschuldigen. Doch ich sagte: „Sehen Sie, wie ruhig er schläft? Sie sind auch ein neugeborenes Kind, das in den Armen seines Vaters ruhen kann. Das Blut, das Jesus vergossen hat, hat Sie rein gemacht.“

Borilas Freude war herzbewegend. Er blieb bei uns über Nacht, und als er am nächsten Morgen erwachte, sagte er: „Es ist schon lange her, seit ich so gut geschlafen habe.“ Augustinus sagt: „Anima humana naturaliter christiana est“ — die menschliche Seele ist von Natur aus christlich. Verbrechen sind gegen die eigene Natur. Sie sind das Ergebnis der gesellschaftlichen Umstände oder können auch viele andere Ursachen haben. Welch eine Befreiung ist es aber, sie abzuwerfen, wie Borila es getan hatte.

An jenem Morgen wollte Borila gern unsere jüdischen Freunde kennenlernen, und ich nahm ihn mit zu vielen jüdisch-christlichen Familien. Überall erzählte er seine Geschichte und wurde wie der heimgekehrte verlorene Sohn aufgenommen. Mit einem Neuen Testament versehen, das ich ihm gegeben hatte, ging er in eine andere Stadt, um sich seinem Regiment wieder anzuschließen.

Später kam Borila wieder zu uns und teilte mit, daß seine Einheit an die Front geschickt würde. „Was soll ich nun machen“, fragte er, „ich muß wieder anfangen zu töten.“

Ich sagte ihm: „Nein, Sie haben bereits mehr Menschen getötet, als einem Soldaten zugemutet werden kann. Ich bin nicht der Meinung, daß ein Christ sein Land nicht verteidigen soll, wenn es angegriffen wird. Aber Sie persönlich sollten nicht mehr töten. Lassen

Sie es lieber zu, daß andere Sie töten. Das verbietet die Bibel nicht.“

Während ich diese Geschichte erzählte, wurde Gaston zusehends ruhiger. Zum Schluß lächelte er, griff nach meiner Hand und drückte sie fest. So fiel er in einen ruhigen Schlaf.

Als der Morgen kam, wurden wir zusammen in eine andere Zelle zurückgebracht. Unter den Gefangenen entdeckte ich Grigore, der auch ein Kriegsverbrecher und für den Massenmord an Juden verantwortlich war. Er kannte Borila.

Ich sagte Gaston: „Zu der Geschichte von dem Mann, der die Familie meiner Frau umgebracht hat, gibt es noch einen Epilog. Dieser Mann kann Ihnen davon erzählen.“

Grigore berichtet, wie er zusammen mit Borila in Transnistrien seinen Dienst getan hatte. Dort hatten sie die Juden zu hunderten abgeschlachtet. „Als wir wieder nach Rußland gingen, war er ein völlig anderer Mensch. Wir konnten es nicht begreifen. Er gebrauchte seine Waffen nicht mehr. Anstatt Leben zu vernichten bemühte er sich, es zu retten. Er meldete sich freiwillig zur Rettung der Verwundeten, die unter Beschuß lagen. Schließlich rettete er seinem Offizier das Leben.“

Kampf um die Wahrheit

Aus Monaten wurden Jahre. Zwei Jahre waren schon vergangen und außer den Menschen, die kamen und gingen, blieb alles unverändert. Das Gefängnis machte manche Männer zu Heiligen und manche zu Bestien. Und es ließ sich nur schwer im voraus sagen, wer sich zu einem Heiligen entwickeln würde und wer zu einer Bestie. Nur eines war sicher, nämlich, daß die Mehrzahl der Häftlinge ihr Dasein unverändert fortsetzen würden, ein Leben in einem geistigen Vakuum. Stunde um Stunde lagen sie auf ihren Pritschen herum

und hatten keine Beschäftigung. Reden wurde zu ihrem einzigen Lebensinhalt.

Ich fragte mich, was wohl geschehen würde, wenn die Wissenschaft es einmal soweit brächte, daß Arbeit überflüssig würde. Die Faszination des Neuen hat bei Sex, Filmen und anderen Reizmitteln seine Grenzen; und viele Menschen haben nichts anderes, um ihr Innenleben auszufüllen.

Während meines dritten Jahres in Gherla wurde unser Leben etwas erträglicher. Wir konnten freier reden und bekamen einige Bissen mehr zu essen. Daraus entnahmen wir, daß die Verhältnisse in der Außenwelt wieder eine Wandlung durchmachten. Jedoch wußten wir weder, in welcher Richtung diese Wandlung verlief, noch war es uns bewußt, daß die schwersten Prüfungen uns immer noch bevorstanden.

An einem Morgen im Jahre 1962 stürmten die Wächter in die Zellen und schrien: „Alle Priester raus!“ Alle anderen suchten ihre Habseligkeiten zusammen und traten gehorsam in die Gänge hinaus. Ich rührte mich nicht.

Wir hatten jetzt einen neuen Kommandanten, einen Schinder mit Namen Alexandrescu. Diese Veränderung, was auch immer ihr Zweck war, bedeutete vermehrte Schwierigkeiten, und ich wollte mit meinem Wirken und Predigen ohne neue Hindernisse fortfahren. Es stellte sich heraus, daß das ganze Gefängnis nach einem Klassenprinzip in Gruppen aufgeteilt wurde: Intellektuelle in eine Zelle, Bauern in die andere, Angehörige des Militärs in die dritte usw. Überfüllung und die Dummheit der Wächter verursachten ständiges Durcheinander.

Ein Mitglied der Sekte, die sich „Studenten der Bibel“ nannte, wurde in eine Zelle mit Schriftstellern und Lehrern eingewiesen. Dieser Mann war ein un-

gelernter Arbeiter, doch für den Dienstbeauftragten waren alle „Studenten“ Intellektuelle.

Als die Geistlichen gegangen waren, fragte mich ein Wächter nach meinem Beruf. „Ich bin Pastor“, antwortete ich mit dörflichem Akzent und wurde in die Zelle mit Hirten und Landarbeitern eingewiesen. „Pastor“ ist auf rumänisch die gebräuchliche Bezeichnung für einen Hirten.

Einige Wochen lang konnte ich der Klassenaufteilung entrinnen. Dann verriet mich ein Spitzel, und ich wurde nach einer Tracht Prügel in die Zelle gebracht, wo die Priester zusammengefaßt waren. Dies sollte mein Aufenthaltsort für meine ganze Zeit in Gherla werden — einer Höhle gleich mit Wänden aus grauem, schmutzigem Zement. Die einzige Lichtquelle waren zwei schmale Fenster. Die Pritschen standen eng zusammengedrängt, jeweils vier übereinander aufgestockt. Es gab noch ein paar niedrige Bänke und einen Tisch. Die Häftlinge — fast alles Geistliche, aber auch andere Christen, waren etwa 100 an der Zahl. Am Klosett-kübel stand dauernd eine Schlange von Männern, die darauf warteten, ihn benutzen zu können.

Als ich eintrat, rief eine tiefe Stimme: „Willkommen, willkommen!“ Es war der alte Bischof Mirza, ein Musterbeispiel des orthodoxen Gläubigen und ein Mann von großer Güte. Sein verschossener schwarzer Pullover war mit Löchern übersät. Er hatte traurige, sanfte Augen und einen Heiligenschein von weißem Haar.

Verschiedene Köpfe hoben sich, und ich begrüßte Männer, die ich kannte, darunter Archimandrit Miron, der seine Pritsche über denen des Bischofs und Gaston hatte.

An diesem Abend, zu der Zeit, die die Bewohner der Priesterzelle fürs Gebet reserviert hatten, kamen die Katholiken in einer Ecke zusammen, die Orthodoxen in der anderen und die Unitarier in der dritten. Die

Zeugen Jehovas hockten auf den oberen Pritschen und die Calvinisten versammelten sich auf den untersten. Zweimal täglich wurden unsere verschiedenen Gottesdienste abgehalten, aber unter all diesen inbrünstigen Anbetern konnte ich kaum zwei Männer verschiedener Bekenntnisse finden, die bereit gewesen wären, ein einziges Vaterunser miteinander zu sprechen.

Weit davon entfernt, gegenseitiges Verstehen zu fördern, war unsere gemeinsame Notlage ein Anlaß zu ständigen Konflikten. Die Katholiken konnten der orthodoxen Priesterschaft ihre Zusammenarbeit mit den Kommunisten nicht verzeihen. Geradezu jeder Punkt in der christlichen Lehre führte zu Debatten. Obwohl die Diskussionen normalerweise mit wohl-erzogener Boshaftigkeit geführt wurden, wie sie in den Priesterseminaren an verregneten Sonntagnachmittagen geübt worden waren, gab es auch manchmal heftige Temperamentsausbrüche.

Der evangelische Pfarrer Haupt zitierte Martin Luther, nachdem einige Tage lang nur wenige Meter von seiner Pritsche entfernt die Messe zelebriert worden war.

„Was ist das“? fragte einer der Katholiken.

Haupt hob bereitwillig seine Stimme: „Ich habe ein Zitat von Luther wiederholt. „Alle von Gott verdamnten Bordelle, alle Morde, Diebstähle und Ehebrüche zusammen, richten nicht soviel Schaden an wie der Greuel der päpstlichen Messe.““

Als der Gottesdienst zu Ende war, sagte einer der Katholiken, Pater Fazekas: „Lieber Bruder, haben Sie noch nicht das Sprichwort gehört: „Die Menschheit hat drei große Katastrophen erlitten: den Fall von Luzifer, den von Adam und die Revolte von Martin Luther.““

Vater Andricu, ein orthodoxer Priester, unterstützte ihn beim Gegenangriff: „Luther und Luzifer ist ein und dasselbe.“

So wurden die katholischen und die orthodoxen Gläubigen vorübergehend Verbündete. Aber noch vor Anbruch der Nacht kabbelten sie sich wieder über Roms vorherrschende Stellung.

Fazekas war ungarischer Abstammung, und dies nahmen ihm sogar seine katholischen Brüder übel. Wenn er laut zu der Jungfrau Maria als der Schutzpatronin von Ungarn betete, bekundete man von allen Seiten sein Mißfallen. „Ist denn die heilige Jungfrau nicht auch Rumäniens Schutzherrin?“ fragte ein patriotisch gesinnter orthodoxer Priester.

„Gewiß nicht, sie ist die Schutzheilige von Ungarn!“

Gaston fragte ironisch, ob die Jungfrau denn nicht Schutzpatronin von Israel sei, da es ja an Verrat grenze, das Land zu verlassen, in dem man geboren ist, um ein anderes zu beschützen.

„Sie haben vermutlich nicht gehört, daß die Juden ihren Sohn getötet haben?“ sagte Fazekas.

Bischof Mirza versuchte, sanft lächelnd, die Streitähne zu beruhigen. „Die Jungfrau ist nicht an ein bestimmtes Land gebunden“, sagte er. „Sie leitet die Kirche, sie ist die Himmelskönigin, sie bewegt die Planeten und steht den Himmelschören vor!“

Ich sagte, dann hätte ja Gott nicht mehr viel zu tun.

Die Protestanten unterstützten mich, jedoch in einer Weise, die mir nicht lieb war. „Aus welchem Grunde sollte ich die Mutter Jesu so verehren“, sagte einer von ihnen, „sie kann nicht erlösen.“

Fazekas erwiderte: „Sie armer Mann! Bringen Sie denn nur solchen, die Sie erlösen können, Verehrung entgegen? Die Mutter des Herrn singt im Magnifikat ‚Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.‘ Die Menschen verehren sie, weil sie Jesu Mutter war und nicht, weil sie Gnadenerweise austeilt.“

Das war eine gute Antwort, doch so sehr ich auch die Jungfrau Maria ehre, glaube ich, daß ihre Rolle von den

Katholiken stark überbewertet wird. Diese Verdrehung muß schon früh ihren Anfang genommen haben. Wenn die ersten Christen an den Himmel dachten, hatten sie die Vorstellung eines orientalischen Königshofes, eines Ortes voller Luxus, Musik und süßer Wohlgerüche. Ein Mann, der vom Sultan eine Gunst erbitten wollte, suchte gewöhnlich einen Freund, der mit dem Wesir darüber sprach. Der Wesir gab es weiter an die Lieblingsfrau des Sultans, und sie sagte es dann ihrem Gemahl. Diese Vorstellung erzeugte den Gedanken an eine geistliche Hierarchie, in welcher der Durchschnittsmensch seine Bitten an den Priester zu richten hat, der Priester an die Heiligen und die Heiligen an die Jungfrau.

Mein Glaube fußt zwar auf der Grundlage, daß der Mensch mit Gott direkt sprechen kann, aber es gibt Zeiten, wo eine Beweisführung nichts als Ärger zur Folge hat. Ich erzählte also den anderen von zwei Märtyrern verschiedener Konfessionen, die zusammen zum Scheiterhaufen geführt wurden. Man fragte sie, ob sie noch einen letzten Wunsch hätten, bevor das Feuer angezündet würde. Beide sagten: „Ja, bindet uns Rücken an Rücken zusammen, damit ich nicht diesen verdammten Ketzler ansehen muß, wenn ich sterbe!“

Manchmal konnte ich meine Gefühle nicht verbergen. Stundenlang hörte ich zu, wie Pater Ranghet, ein Dominikaner, auf der Pritsche unter mir seinen Rosenkranz dahersagte.

Schließlich fragte ich: „Weshalb ist es nötig, daß Sie die Jungfrau tausendmal am Tag anrufen? Ist sie taub, gleichgültig, oder hört sie Sie nur ungern? Wenn ich jemand hier um einen Gefallen bitte, dann tut er ihn mir, wenn es ihm möglich ist. Wenn er es aber nicht tut, dann bitte ich doch nicht immer weiter.“

Ranghet wurde ärgerlich: „Da ihr Lutheraner keinen Glauben an die Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters

habt, habt ihr noch viel weniger Grund, an eure eigene zu glauben“, sagte er. „Was nach Ihrer beschränkten Ansicht falsch ist, das sehe ich als richtig an.“ Und er begann zu wiederholen: ‚Gegrüßtest seiest du Maria‘, noch lauter als vorher.

„Sie sprechen oft von dem ‚Heiligen Vater‘ — meinen Sie damit Gott?“ fragte ich.

„Ich meine seine Heiligkeit, den Papst!“ gab er zur Antwort.

„Ich empfinde es als eine Lästerung, wenn göttliche Titel einem Menschenwesen gegeben werden“, erwiderte ich. „Sie nennen den Papst den Stellvertreter Christi auf Erden, aber ich kann einen solchen Stellvertreter nicht akzeptieren. Viel weniger noch, als daß ich meiner Frau gestatten würde, einen Stellvertreter für mich zu haben.“

„Sie gehen zu weit!“ schrie er.

Und ich dachte, er sei es, der zu weit gegangen war. Erst heute hatte Pater Ranghet gesagt, daß alle Opfer an Leben und Freiheit, die die ganze Menschheit bringt, ein Nichts seien im Vergleich zu dem Opfer, das er auf dem Altar darbringt, indem er den Sohn Gottes opfert. Ich konnte es unmöglich für wahr halten, daß ein Priester Gott aus einem Stück Brot machen kann, oder daß für so etwas irgendeine Notwendigkeit bestehe. Ich war außerstande zu glauben, daß mein Zustand in der Ewigkeit von der Absolution eines Mannes abhängig sein sollte, dem es vielleicht selbst ungewiß ist, ob er in den Himmel kommt.

Ich suchte nach Themen, über die wir einer Meinung sein könnten. Als der evangelische Pfarrer Weingärtner, ein Anhänger der modernen Theologie, anfang, die Katholiken wegen der Jungfrauengeburt zu kritisieren, fühlte ich mich verpflichtet, die Seite der Katholiken zu verteidigen.

Weingärtner sagte, er könnte eine derartige wissenschaftliche Unmöglichkeit nicht akzeptieren.

Ich antwortete: „Es ist zu spät, wegen der Jungfrauengeburt geschichtliche Nachforschungen anzustellen, aber es ist auch noch zu früh, sie als eine wissenschaftliche Unmöglichkeit abzutun. Ein amerikanischer Biologe namens Loeb hat bereits eine Geburt ohne männliche Samenzellen bei den Mikroorganismen erzielt. Das, was ein Biologe bei den kleinen Lebewesen bewirken kann, kann Gott mit Sicherheit bei den Menschen tun.“

„Aber die Religionsgeschichte wimmelt nur so vor Jungfrauengeburt“, sagte Weingärtner. „Es kann sich wirklich nur um einen Mythos handeln.“

Als Antwort darauf erzählte ich die Geschichte eines berühmten Rabbiners, der während der Zarenzeit in der Ukraine lebte. Er wurde aufgefordert, zur Verteidigung eines seiner Anhänger eine Zeugenaussage zu machen. Die ehrwürdige Erscheinung und die Geistigkeit des Rabbi Hofez Haim machte auf den Gerichtshof einen großen Eindruck. Doch der alte Mann weigerte sich, einen Eid zu leisten. Er sei nicht gewillt, sagte er, den Namen Gottes in einer Aussage zu erwähnen. Die Staatsanwaltschaft protestierte: „Wir müssen eine Garantie haben, daß er die Wahrheit sagt.“

Der Verteidiger sprang auf. „Euer Gnaden“, sagte er, „darf ich etwas erzählen, was für den Charakter meines Zeugen bezeichnend ist, und was uns zeigen wird, daß wir seine Aussage selbst dann annehmen können, wenn er aus religiösen Gründen keinen Eid schwören kann. Rabbi Hofez Haim geht oft von Geschäft zu Geschäft und sammelt Geld für die Armen. Eines Tages schlug ihn ein Dieb nieder und entriß ihm den Beutel mit dem gesammelten Geld. Der Rabbi war bedrückt, aber nicht so sehr über den Geldverlust. Er entschloß sich noch im gleichen Augenblick, diesen aus

seinen kleinen Ersparnissen wiederzuerstatten. Der Schaden, den der Dieb seiner eigenen Seele zugefügt hatte, betrübte ihn am meisten. Er rannte hinter ihm her und rief: „Sie sind vor Gott nicht schuldig, es ist mein Geld und schenke es Ihnen freiwillig. Das Geld für die Armen befindet sich in Sicherheit bei mir zu Hause. Sie können das, was Sie genommen haben, mit reinem Gewissen ausgeben!“

Der Richter blickte den Anwalt streng an: „Glauben Sie diese Geschichte?“ fragte er.

„Nein!“

„Nein? Warum erzählen Sie uns dann Geschichten, die Sie selbst nicht glauben?“

„Euer Gnaden, hat man schon jemals solch eine Geschichte über Sie oder über mich oder über meinen Freund, den Staatsanwalt, in Umlauf gesetzt? Nein. Stattdessen sagt man — es ist natürlich vollkommen unwahr — daß wir eine Vorliebe für Frauen, den Alkohol und das Glücksspiel haben. Welch ein Heiliger muß dieser Mann sein, wenn um seinen Namen solche Legenden entstehen!“

Weingärtner sagte: „Sehr amüsant, aber weder weiß ich, ob die Geschichte von dem Rabbiner wahr ist, noch kann ich die Geschichte von der Jungfrauengeburt glauben.“

„Christen glauben dem Wort Gottes“, sagte ich. „Aber selbst, wenn es ein Mythos wäre, wie Sie es nennen, spotten Sie nicht darüber. Mythen nehmen einen wichtigen Platz in der Gedankenwelt der Menschen ein. Sie sind oft der Maßstab, an dem man eines Menschen Größe erkennen kann.“

„Wollen Sie damit sagen, daß die Menschen Jesus für sehr groß gehalten haben und deshalb glaubten, er sei nicht auf die gleiche Weise wie die anderen Menschen geboren?“ fragte er.

„Als mein eigener Sohn noch sehr klein war, fragte er mich, wie Jesus geboren wurde. Ich erzählte ihm also die Geschichte von der Krippe, er war aber nicht zufrieden. ‚Nein, das ist nicht das, was ich wissen will‘, sagte er. ‚Manchmal sagen die Leute: Was von einer Katze geboren ist, frißt Mäuse. Wenn Jesus auf die gleiche Weise wie wir geboren wäre, müßte er genau so schlecht wie wir gewesen sein.‘“

Bischof Mirza hatte uns zugehört. „Ein Kind hat einen solchen Gedanken geäußert!“ sagte er.

„In gewisser Hinsicht haben Sie recht“, gab Pfarrer Weingärtner zu. „Wir müssen uns mehr bemühen, die Ansichten des anderen zu verstehen.“

Ich sagte: „Ich muß gestehen, daß ich den christlichen Glauben auch in einer anderen Form als der lutherischen angenommen hätte, wenn er mir zu dem Zeitpunkt meiner Bekehrung so präsentiert worden wäre. Worauf es einzig ankommt, ist erstens, daß man die Heilige Schrift als die einzige Autorität anerkennt und zweitens die Errettung durch den Glauben an Jesus erfährt. Namen und äußere Formen sind ohne Bedeutung.“

Am nächsten Morgen geschah etwas Schönes. Bischof Mirza kam zu mir und sagte: „In der Nacht habe ich über das Gebet des Herrn nachgedacht. Darin werden wir aufgefordert zu sprechen: ‚Unser Vater, der du bist im Himmel... vergib uns unsere Schuld.‘ Jesus hat uns nicht nahegelegt, einem Priester zu beichten oder von ihm die Absolution zu empfangen. Er hat gesagt, wir sollen den Vater darum bitten. Es ist natürlich keine einfache Frage, aber wenn ich evangelisch wäre, würde ich dieses Argument gegen den Katholizismus gebrauchen. Ich dachte, daß ich Ihnen damit in Freundschaft ein Geschenk machen könnte als Gegengabe für ihre Verteidigung der Jungfrau Maria.“

Der Bischof war uns mit gutem Beispiel vorangegangen. Wenn wir es nicht fertig brächten, miteinander in Frieden zu leben, würden wir in die Falle gehen, die uns die Kommunisten gestellt hatten. Dadurch, daß sie uns alle zusammengesperrt hatten, beraubten sie die anderen Häftlinge des geistlichen Zuspruchs, während wir unsere gute Sache durch Streitereien entkräfteten. Aber gerade das hatten sie auch beabsichtigt.

Schon seit einiger Zeit waren im Gefängnis Elektriker am Werk. In vielen Zellen wurden an den Wänden Lautsprecher angebracht. Wir sollten also Rundfunk bekommen.

Gaston meinte: „Es wird sich wohl kaum um leichte Musik handeln.“

Nachdem das gesamte Gefängnis in Gruppen aufgeteilt worden war, begann man mit einer Reihe von Vorträgen. Uns kamen sie geradezu albern vor. Ein junger dreister Politoffizier klärte uns darüber auf, daß eine Sonnenfinsternis kurz bevorstünde. Aber es gäbe keinen Grund zur Unruhe — die sozialistische Wissenschaft habe uns vom Aberglauben befreit. Er fuhr fort, die Zusammenhänge einer Sonnenfinsternis vor einer gähnenden Zuhörerschaft von Dozenten und Doktoren zu erklären. Dieses Naturereignis sollte am 15. Februar stattfinden. Da es die Pflicht der Volksrepublik sei, unseren Horizont zu erweitern, dürften wir den Vorgang vom Hof aus beobachten.

Weingärtner hob die Hand: „Bitte, und wenn es regnet, können wir dann die Sonnenfinsternis stattdessen in der Halle haben?“

„Nein“, sagte der Redner ernsthaft und begann mit seinen Erläuterungen von vorne.

Diese Schulungen dauerten stundenlang. Die gleichen Gedanken wurden immer wieder eingebläut. Wenn

der Tag zu Ende war, überließ man uns erschöpft und mißgestimmt unseren eigenen Streitgesprächen.

Pater Andricu, nach dessen Meinung Luther und Luzifer ein und dasselbe waren, machte in der Regel den Anfang. Sein Radikalismus pendelte von Feindschaft gegen die Russen (während des Krieges) bis zum Verfechten der kommunistischen Ideen nach Kriegsende. Er war im Land umhergereist und hatte zugunsten der Partei gepredigt, bis seine ehemaligen Genossen meinten, der „rote Priester“ sei ihnen zu nichts mehr nütze. Er wurde also verhaftet, geschlagen und zu 10 Jahren Gefängnis wegen seiner Tätigkeit im Kriege verurteilt. Jetzt war er ein allzu lautstarker Verfechter des orthodoxen Glaubens. „Es ist die einzig wahre Religion!“ posaunte er. „Alle übrigen sind Schwindel und Nachäfferei!“

Einmal fragte ich ihn: „Als Sie getauft wurden, Vater Andricu, war es in einer orthodoxen Kirche?“

„Selbstverständlich“, antwortete er, „von einem Bischof.“

„Und Sie studierten die Religionslehre auf einem orthodoxen Seminar?“

„Dem besten in ganz Rumänien!“

„Dann wird es Sie nicht aus der Fassung bringen, wenn ich Ihnen die einzige ehrliche und logische Begründung nenne, warum Sie ein orthodoxer Gläubiger sind. Sie sind es, weil vor 50 Jahren ein orthodoxer Rumäne mit einer orthodoxen Rumänin Geschlechtsverkehr hatte.“

Andricu war wütend, doch ich sagte, daß dieses Prinzip auf die meisten von uns zuträfe. Von der frühesten Jugend an werden wir alle in eine bestimmte Form gepreßt und bekommen nur die Argumente zu hören, die die Konfession unserer Eltern in gutem Licht erscheinen lassen. Und dennoch sind wir überzeugt, daß das alles unser ureigenstes Gedankengut sei.

Ich fuhr fort: „Einmal hatte ich mit angehört, wie die Bewohner eines Stalles über ihre Glaubensauffassung diskutierten. Die Schafe meinten, die einzig wahre Religion sei, ‚bäh-bäh‘ zu rufen. Die Kälber sagten, die korrekte Liturgie sei ‚muh‘. Die Schweine behaupteten, der richtige Lobgesang sei ‚grunz-grunz‘.“

„Stellen Sie uns nicht auf die gleiche Stufe mit den Tieren“, protestierte Andricu. „Ich bin vielleicht nur ein einfacher Priester, aber ich habe neben meiner eigenen noch andere Religionen studiert!“

„Wir alle haben es getan“, sagte ich. „Aber von dem Standpunkt aus, der nur zufällig durch die Geburt der unsere ist.“ Ich wandte mich wieder zu der Gruppe der Protestanten und fragte aufs geradewohl: „Wieviele von Ihnen kennen die 95 Thesen, die Luther an die Kirchentür in Wittenberg nagelte?“

Alle kannten sie. Pfarrer Haupt zitierte Luthers Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“

Ich fragte, ob die Evangelischen ebenfalls die Gründe für Luthers Exkommunikation aus der päpstlichen Bulle anführen könnten. „Leo X war kein Irrsinniger“, sagte ich. „Wir sollten seine Gründe kennen.“ Aber keiner von ihnen hatte dieses wichtige historische Dokument gelesen.

Vater Andricu war inzwischen mitten in einem Streitgespräch mit einem Rabbiner, der ihn aufgebracht fragte: „Sind Sie vielleicht zufälligerweise mit unserem Talmud vertraut?“

Andricu gab zurück: „Und haben Sie schon in unser Neues Testament hineingeschaut?“

Die Antwort war in beiden Fällen ein eindeutiges Nein. Um weiteren Zusammenstößen vorzubeugen, richtete ich an alle folgende Frage: „Kennen Sie die Erzählung von Tolstoi, in der er berichtet, wie er einmal einem Rabbiner seinen Glauben Punkt für Punkt darlegte: Sanftmut, Demut, Geduld... ,Um dieser

Tugenden willen brauchen wir das Neue Testament nicht', sagte der Rabbiner, 'wir schätzen sie auch so.' Schließlich meinte Tolstoi: 'Jesus hat uns noch etwas gelehrt, was die jüdische Religion nicht kennt. Er sagt, wir sollen unsere Feinde lieben.' 'Das praktizieren wir nicht', gab der Rabbiner zu, 'aber ihr Christen tut es ja auch nicht!'

Massen-Gehirnwäsche

Im Laufe der weiteren Schulungsvorträge machte ich folgende Feststellung: Wenn sie auch dem Inhalt nach kindisch waren, so steckte doch ein raffinierter Plan dahinter. Die Redner verließen das Thema der Politik und appellierten direkt an die vergnügungssüchtige, verantwortungslose Seite in uns allen, die von den Anhängern Freuds das 'Id' genannt wird. Sie hielten uns vor Augen, wieviel wir im Leben versäumen. Sie redeten über Essen, Trinken, Sex — alles Themen, mit denen die Redner besser vertraut waren als mit der marxistischen Dialektik. Aber auch diese wurde nicht vergessen. Eine Ansprache brachte uns einmal wieder auf das Thema der Darwinschen Affen. Ein junger Politoffizier arbeitete sich durch die kurze Zusammenfassung der Entwicklungstheorie hindurch. Dann führte er uns mit Hilfe von verstümmelten Zitaten von Marx, Lenin und Darwin über den Widerspruch zwischen der Wissenschaft und dem Christentum zu dessen traurigen Folgeerscheinungen in Amerika, wo gegenwärtig Millionen von Menschen „verhungerten“.

Anfangs ermunterte man uns zu diskutieren. Als einer der Redner sagte, nach dem Tode bliebe vom Körper nur eine Handvoll chemischer Stoffe übrig, stellte ich eine Frage: „Wenn es sich so verhält, warum haben dann einige Kommunisten für ihre Idee ihr Leben gelassen? Wenn ein Christ sich selbst opfert, mag dies weise erscheinen. Wenn man die vergänglichen

Dinge aufgibt, um eine Ewigkeit zu gewinnen, so ist es, als wenn man DM 50,— investiert, um damit 5 000 000,— Gewinn zu machen. Aber weshalb sollte ein Kommunist sein Leben opfern — es sei denn, auch er kann etwas für sich persönlich gewinnen?“

Der Politoffizier konnte darauf keine Antwort finden. Deshalb wies ich darauf hin, die Antwort sei schon von Augustinus gegeben worden, als er sagte: Die Seele ist von Natur aus christlich.

„Der Atheismus ist nur eine Maske für Ihre wahren Empfindungen. In der Tiefe Ihres Herzens, welche nur erreicht wird, wenn man meditiert oder betet, glauben auch Sie, daß es einen Lohn gibt, wenn man für eine Idee lebt. Tief in ihrem Herzen glauben auch Sie an Gott.“

„Wir wollen sehen, was Lenin dazu sagt“, meinte der Redner und las aus einem kleinen, abgegriffenen Büchlein vor, aus dem er schon oft seine Inspirationen geschöpft hatte: „Selbst das Liebäugeln mit der Idee eines Gottes ist eine unaussprechliche Widerwärtigkeit, eine Verseuchung abscheulichster Art. Alle Unflätigkeiten, Gewaltakte und physische Seuchen sind bei weitem weniger gefährlich.“ Er grinste. „Noch eine Frage?“

„Haben Sie ein Kind?“ fragte ich.

„Ich habe eine Tochter, die bei den jungen Pionieren ist.“

„Würden Sie es denn vorziehen, daß sie von einer schrecklichen Krankheit befallen wird, als daß sie an ihren Schöpfer gläubig wird? Das ist doch, was Lenin sagt, daß Krebs besser ist als der christliche Glaube.“

Der Politoffizier ließ mich aufstehen und schlug mir ins Gesicht.

In diesem Ansturm der Umschulung erschien eine Ohrfeige nur ein geringer Preis dafür, daß man seine Glaubensüberzeugung offen bekennen durfte. Es war

jedoch offensichtlich, daß uns noch mehr bevorstand. Wir hatten das Gefühl, ständig bespitzelt zu werden und wunderten uns über die stummen Lautsprecher.

Bis vor kurzem noch ließ man uns hungern, wir wurden geschlagen und beschimpft, aber kein Mensch fragte nach dem, was wir dachten. „Erfindet in euren Zellen nur so viele neue Regierungen wie ihr Lust habt, ihr Banditen. Unsere ist in Bukarest“, pflegte Kommandant Dorabantu zu sagen. Aber er war nicht mehr da. Man hatte ihn wegen Kontenfälschungen entlassen.

Die Vorträge zeigten, wie sehr sich diese Haltung entsprechend der neuen Politik des rumänischen Diktators Gheorghiu-Dej geändert hatte. Dej bemühte sich, den Druck des Kreml zu lockern und mit dem Westen Handelsbeziehungen aufzunehmen. Zu diesem Zweck mußte er eine etwas „demokratischere“ Fassade zeigen. Das zahllose Heer der politischen Gefangenen, die in Rumänien in Haft gehalten wurden, war ihm auf diesem Wege ein Hindernis. Aber er wollte uns nicht einfach freilassen aus Angst, wir würden unsere „konterrevolutionären“ Ideen weiterverbreiten. Vorher mußte unsere Denkweise mittels einer Massengehirnwäsche geändert werden.

Für die Häftlinge in Gherla war dies 1962 nur eine Theorie unter vielen. Nur wenige hielten sie für wahr. Es herrschte Ungewißheit darüber, was bei der Gehirnwäsche eigentlich vor sich ging. Radu Ghinda, ein bekannter Autor und christlicher Schriftsteller, der seit kurzem in unserer Zelle war, faßte unsere Empfindungen in Worte zusammen:

„Wenn sie mich in 15 Jahren nicht geändert haben, wie wollen sie es jetzt noch fertig bringen?“

Als wir gerade darüber sprachen, wurde die Zellentür geöffnet, um Neuankömmlinge hereinzulassen. Unter ihnen befand sich eine große Gestalt mit kriecherischer Haltung, die zögernd einige Schritte von einer

Seite zur anderen machte, als wollte sie den Blicken der Gefangenen entfliehen.

Radu Ghinda war der erste, der ihn erkannte. „Daianu!“ rief er.

Der Mann torkelte hinüber, um seinen Freund zu umarmen. Nichifor Daianu war früher eine bedeutende Persönlichkeit in Rumänien gewesen. Dieser Dichter und Professor für mystische Theologie, Leiter des antisemitischen national-christlichen Verteidigungsbundes, kam jetzt aus dem Gefängnis in Aiud nach Gherla, um seine 25 Jahre weiter abzusitzen.

Zuerst hatte ich diesen Mann kaum erkannt. Sein dicker Bauch war verschwunden, die Haut hing ihm am Kinn in Falten wie bei einem Truthahn. Der Bonvivant und Herzensbrecher, den man einmal in einem Bukarester Restaurant gehorfeigt hatte, war jetzt ein zittriger, spindeldürrer Greis.

Mitgefangene aus Aiud erzählten uns, was dort geschehen war. Daianu, der gewöhnt war viel zu essen, hatte versucht, von den Köchen eine Extraportion Graupensuppe zu bekommen. Der Gefängniscommandant wies ihn ab. Am darauffolgenden Tag war der Commandant wieder da: „Halt“, sagte er, „dieser Mann ist zu dick, laßt ihn bis morgen warten.“ Am nächsten Tag sagte der Commandant: „Sag mal, Daianu, gibt es einen Gott?“ Der Koch hielt die Kelle in die Höhe. Daianu murmelte etwas in den Bart. „Sprich lauter, damit wir alle hören können!“ Daianu sagte: „Es gibt keinen Gott!“ „Lauter“, sagte der Commandant. „Es gibt keinen Gott!“ schrie Daianu.

Der Commandant nickte, damit Daianu sein Essen bekam. Daianu schlang die Suppe herunter. Diese Vorstellung hatte dem Commandanten so gut gefallen, daß er sie in der nächsten Woche jeden Tag wiederholte. Die Geschichte wurde in ganz Rumänien weiter-erzählt und gelangte später auch ins Ausland.

Aber Daianus Gabe, religiöse Gedichte zu schreiben, war ihm geblieben. Freunde aus seiner nazistischen Ära ermunterten ihn, einige von den Versen, die er in Aiud gedichtet hatte, vorzutragen. Es waren Gesänge des Schmerzes und der Reue, schöner als alles, was er je gedichtet hatte. Wie auch sein Freund Radu Ghinda hatte er seinen Antisemitismus beibehalten. Ihre Anhänger unter den ehemaligen Leuten der Eisernen Garde schmuggelten für sie Essenreste und sogar Zigaretten in die Priesterzelle. Der Antisemitismus hat ein sehr zähes Leben, und die beiden waren ihm zum Opfer gefallen.

Als wir an einem Abend die Theorien über die Gehirnwäsche besprachen, spottete Ghinda darüber: „Unsinn! Pawlow hatte den Unfug mit den bedingten Reflexen der Hunde in die Welt gesetzt, und die Kommunisten in Korea griffen einige seiner Ideen auf, um amerikanischen Kriegsgefangenen zu suggerieren, auf ihre Seite überzuwechseln. Aber solche Methoden funktionieren nicht bei Menschen mit Bildung und Intelligenz. Wir sind keine Amis.“

„Und auch keine Hunde“, sagte Daianu.

Darüber war niemand anderer Meinung.

kennen wir die Bibel?

Pastor Weingärtner zeigte uns einen einfachen Persönlichkeitstest, den er während seines Psychologiestudiums gelernt hatte. Man zieht eine senkrechte Linie zu der Mitte eines Blatt Papiers und fordert die einzelnen auf, daraus den Gegenstand zu zeichnen, der ihnen zuerst einfällt. Wir benutzten dazu ein mit Seife eingeschmiertes Brett und eine Gabel.

Der eine zeichnete ein Schwert, ein anderer einen Helm, wieder andere eine Blume, ein Kruzifix, ein Buch, eine geometrische Figur. Ich meinte: „Ich brauche

noch ein Brett, dieses ist zu klein für das, was ich zeichnen möchte.“

Kaum einer von uns zeigte jenen Hauch von Mystizismus, der für eine priesterliche Natur kennzeichnend ist. „Kein Wunder, daß man mir im Seminar nicht erlaubt hat, diesen Test auszuprobieren“, lachte Weingärtner. „Vielleicht solltet ihr alle das Schusterhandwerk erlernen — denn es ist der Schuhmacher unter uns, der einen wirklich geistlichen Charakter zu besitzen scheint.“

Damit meinte er Gelu, einen gläubigen Mann, der irgendeiner Sekte angehörte. Gelus umfassende Bibelkenntnis schien Daianu ein Dorn im Auge zu sein.

„Mein lieber Mann, wenn Sie uns etwas über Schuhe und wie man sie repariert erzählen wollen, schön und gut. Aber Sie befinden sich hier unter Männern, die einen theologischen Dokortitel besitzen, den sie auf den großen Universitäten Europas erworben haben und keine Sonntagsschule mehr brauchen.“

„Sie haben Recht, Herr Professor“, erwiderte Gelu, „ich bin es, der Belehrung nötig hat. Können Sie mir sagen, worüber das Buch Habakuk berichtet?“

„Ein sehr unbedeutender Prophet“, sagte Daianu, „über den brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen.“

„Gut, was steht aber im Buch Obadja?“

„Obadja war auch ein Prophet, über den Schuhmacher nichts zu wissen brauchten.“

„Vielleicht können Sie mir etwas über Haggai sagen?“

Doch nein, Daianu konnte es nicht. In der Zelle gab es nicht einen einzigen Theologen, der in der Lage gewesen wäre, auch nur drei Sätze zu diesem Thema zu sagen. Gelu versetzte uns jedoch in Staunen, indem er ganze Kapitel aus diesen Propheten zitierte.

Die Geistlichen hatten mehr Bücher über die Bibel als die Bibel selbst studiert. Man konnte ihnen auch zu

Recht den Vorwurf machen, daß sie wohl gute Kenntnisse in der Dogmatik besaßen; aber über die kommunistische Ideologie, die ständig daran arbeitete, sie zu vernichten, wußten sie so gut wie nichts.

Im Jahre 1963 erfuhren wir von dem Aufruf Papst Johannes XXIII zur Aussöhnung zwischen den „getrennten Brüdern“, und bald entbrannte ein neuer Streit darüber, auf welchem Wege diese Vereinigung erzielt werden könnte.

„Wir streiten uns über das Himmelreich, das keiner von uns besitzt“, sagte ich. „Wenn wir es hätten, würden wir uns nicht streiten. Menschen, die Jesus wirklich lieben, lieben auch einander. Wie viele Blinde, die Jesus geheilt hat, streiten wir uns darüber, wie unser Augenlicht wiederhergestellt worden ist. Der eine sagt: Es geschah durch die Macht des Glaubens. Der andere: Er hat meine Augen angerührt, der dritte: Er strich mir Erde mit Speichel vermischt auf die Augen. Wenn Jesus jetzt zu uns käme, würde er sagen: Ich habe euch alle auf verschiedene Weise geheilt, ihr solltet euch jetzt nicht streiten, sondern euch freuen.“

Goethe sagt: „Die Farbe ist der Schmerz des Lichtes.“ Wenn es durch ein Prisma geht, wird es gebrochen. In meinen Augen erschien unsere Uneinigkeit bei der Suche nach Wahrheit als ein von Jesus getragener Schmerz.

Seelische Tortur

Der Lautsprecher an der Wand erwachte schließlich zum Leben und gab knatternde Geräusche von sich. „Eins, zwei, drei, vier Test“, wiederholte eine Stimme. Dann kamen die Worte: „Kommunismus ist gut, Kommunismus ist gut, Kommunismus ist gut.“ Eine Pause, dann erneutes Geknatter. Die Stimme kehrte wieder, lauter, volltönender, eindringlicher: „Kommunismus ist gut, Kommunismus ist gut. Kommunismus ist gut,

Kommunismus ist gut.“ Das ging so die ganze Nacht, bis in den nächsten Tag hinein. Bald nahmen wir nur noch mit Unterbrechungen die Worte des Tonbandes bewußt wahr, aber dennoch durchtränkten sie unseren Geist, und als die Stimme endlich schwieg, ausgeschaltet vom Kontrollzentrum irgendwo im Gefängnis — summten mir die Worte immer weiter im Kopf: Kommunismus ist gut, Kommunismus ist gut, Kommunismus ist gut.

Weingärtner meinte, dies sei die Vorstufe eines langen Verfahrens. „Unsere Herren haben es von den Russen gelernt und die Russen von Peking. Als nächstes kommt ein öffentliches Bekenntnis. Unter Mao Tse-tung müssen die Chinesen in ihren Fabriken, Büros und auf den Straßen Schulungen beiwohnen. Dann zwingt man sie, sich selbst anzuklagen und zu gestehen, wie sie vor 5, 10 oder 20 Jahren ein Komplott gegen das Proletariat geschmiedet hätten. Wer nichts bekennt, wird als hartnäckiger Konterrevolutionär eingekerkert. Wer etwas bekennt, muß für das, was er bekannt hat, ins Gefängnis. Und so versuchen die Menschen gleichzeitig zu gestehen und doch nicht zu gestehen. Sie geben verräterische Gedanken zu und leugnen, diese je in die Tat umgesetzt zu haben. Einer zeigt den anderen an. Alles Vertrauen zwischen Freunden und innerhalb der Familien ist zerstört. Sie fangen jetzt an, mit uns auf die gleiche Weise zu verfahren.“

Vater Fazekas sagte: „Satan muß immer Gott nachäffen. Es ist ein Zerrbild der christlichen Beichte.“

„Wie lange wird es wohl dauern?“ fragte Gaston.

„Bis Sie glauben, daß ‚der Kommunismus gut ist‘. Vielleicht jahrelang“, sagte Weingärtner.

Unser nächster politischer Redner war korpulent und lustig. Er erzählte uns von dem neuen, wunderbaren Rumänien, das unter dem Sechzehnjahresplan von Gheorghiu-Dej erblühte und von dem Paradies, das

diejenigen bereits genossen, welche die Partei für würdig befunden hatte. Er beschrieb uns die Vorrechte, die getreuen Arbeitern gewährt wurden: Gutes Essen, Ströme von Wein, herrlichen Urlaub in den Badeorten am Schwarzen Meer, wo es von Mädchen in Bikinis nur so wimmelt. „Aber ich habe ja ganz vergessen“, lachte er, „die meisten von euch haben noch nie einen Bikini gesehen. Ihr wißt nicht einmal, was es ist, ihr armen Kerle. Ich will es euch erklären. Die besten Dinge des Lebens gibt es nicht nur in dem dekadenten Westen.“

In seine Augen kam ein Glanz, seine Stimme wurde belegt, als er mit hämischem Grinsen anfang, uns Brust, Leib und Oberschenkel zu beschreiben. In seine anstößige Rede mischte er die Freuden bei, die Wein und Reisen gewährten.

Nie habe ich auf Gesichtern von Menschen derartige gierige Wollust gesehen wie damals bei der Mehrzahl von denen, die in der großen Halle um mich herum saßen. Sie waren abstoßend und angsterregend in ihrer Ähnlichkeit mit brünstigen Tieren. Ihre Menschenwürde war durch das zügellose Gerede eines Mannes wie weggeblasen. Nur die sinnliche Begierde blieb übrig.

All diese Freuden warteten unser draußen, sagte der Redner. „Da ist die Tür. Sie können sie öffnen, wenn Sie wünschen. Werfen Sie den reaktionären Ideemüll von sich, der Sie zu Verbrechern gemacht hat! Kommen Sie auf unsere Seite! Lernen Sie es, frei zu sein!“

Nach solchen Ansprachen wurde nur wenig gesprochen. Keiner dachte jetzt an seine Frau und an die schwere Arbeit, die draußen wartete.

Die nackte Begierde, die ein Teil unseres Lebenswillens ist, war auf raffinierte Weise wiedererweckt worden.

Evangelische und orthodoxe Priester, die verheiratet waren, litten unter diesem Appell an den Geschlechtstrieb mehr als die katholischen Priester, die von ihrer Jugend an unter dem Zölibat gelebt hatten.

Während der vergangenen Monate hatte man uns auf niedrigen Lebensmittelrationen gehalten. Wir wurden regelmäßig gewogen, um sicherzustellen, daß wir 40 Pfund unter dem Normalgewicht blieben. Jetzt wurde das Essen reichlicher, aber es hatte einen eigenartigen Geschmack. Ich vermutete die Beimischung von Aphrodisiaka. Ärzte, die später in Haft kamen, bestätigten mir, daß man ein den Sexualtrieb anregendes Mittel unseren Mahlzeiten beigefügt hatte. Ein großer Teil des Personals hatte das Gefängnis verlassen. Ärzte und Angestellte, die kamen, um eine Bekanntmachung oder ein Gerichtsurteil vorzulesen, waren jetzt fast immer Mädchen. Sie trugen enge, aufreizende Kleider und benutzten Parfüm und Make-up. Sie schienen sich absichtlich lange in unseren Zellen aufzuhalten.

„Sie haben nur ein Leben“, wurde uns jeden Tag gesagt, „es geht schnell vorüber, wieviel bleibt Ihnen noch übrig? Machen Sie mit uns gemeinsame Sache. Wir wollen Ihnen helfen, das Beste daraus zu machen.“

Dieser Appell an das „Ego“, an den Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungstrieb im Wesen eines Menschen kam gerade, als die primitiven Instinkte nach allen Regeln der Kunst erregt waren. Schließlich, als die äußere Schale ins Wanken geriet, kam der Aufruf an das Super-ego, unser Gewissen, unsere sozialen Werte und ethischen Maßstäbe. Die Redner sagten, unser Patriotismus sei falsch gewesen und unsere Ideale ein Betrug. An deren Stelle versuchten sie nun, die kommunistische Ideologie zu setzen.

Man gab diesen Sitzungen der Massensuggestion den Namen „Kampfversammlungen“, und der Kampf nahm kein Ende. „Was werden wohl eure Frauen ge-

rade machen?“ fragte der lustige Redner. „Genau das, was ihr selbst gerne machen würdet!“ Wir waren völlig fertig mit den Nerven und nicht mehr weit von hysterischen Anfällen. Während den Stunden, in denen wir keine Schulung hatten, bläute uns das Tonband ein, daß ‚der Kommunismus gut‘ sei. Die Häftlinge stritten sich.

Daianu, der Dichter, war der Erste, der zusammenbrach. Am Ende eines Vortrages sprang er auf und begann über seine Verbrechen gegen den Staat zu faseln. „Jetzt verstehe ich, jetzt verstehe ich alles! Ich habe mein Leben für einen Irrtum weggeworfen!“ Er gab seinen Eltern, die Grundbesitzer waren, die Schuld dafür, daß sie ihn auf die falsche Bahn gebracht hatten. Keiner hatte ihn aufgefordert, die Religion anzugreifen, aber er verleugnete seinen Glauben, die Religion und die Sakramente. Er tobte gegen den „Aberglauben“ und lästerte Gott. Es nahm kein Ende.

Dann stand Radu Ghinda auf und fuhr in der gleichen Tonart fort: „Ich bin ein Dummkopf gewesen“, schrie er. „Ich habe mich von den kapitalistischen und christlichen Lügen irreführen lassen. Nie wieder will ich meinen Fuß in eine Kirche setzen, es sei denn, um hineinzuspucken!“

Daianu und Ghinda riefen die Häftlinge auf, ihre alte Überzeugung aufzugeben. Sie taten es mit noch größerem Enthusiasmus als die Parteimänner. Beide waren begabte Redner, und viele, die ihre beredten Lobeshymnen über die Freude und die Freiheit, die der Kommunismus bringt, hörten, waren zutiefst erschüttert und glaubten, die beiden würden aus echter Überzeugung sprechen.

Als Ghinda sich hinsetzte, rief ein hagerer, zittriger, alter Mann: „Ihr alle kennt mich — ich bin General Silveanu von der Königlichen Armee. Ich sage mich los von meinem Dienstgrad und meiner Regierungs-

treue. Ich schäme mich der Rolle, die ich gespielt habe, als ich den verbrecherischen Krieg gegen Rußland, unseren Verbündeten, führte. Ich habe den Ausbeutern gedient, ich habe mein Vaterland entehrt.“

Dem General folgte ein ehemaliger Polizeichef. Er „bekannte“, daß der Kommunismus früher an die Macht gekommen wäre, wenn die Polizei es nicht verhindert hätte; als ob jeder der Anwesenden nicht genau wußte, daß der Kommunismus uns von den Russen aufgezwungen worden war.

Einer nach dem anderen standen die Männer auf und plapperten ihre „Geständnisse“ wie Papageien nach. Dies waren die ersten Früchte von Monaten des planmäßigen Aushungerns, Erniedrigungen, Mißhandlungen und des Ausgesetztseins der Massensuggestion. Die ersten, die nachgaben, waren Menschen wie Daianu und Ghinda, deren Leben durch persönliche Schuld bereits zerstört war. Daianu predigte Askese, praktizierte aber Schlemmerei und war ein Schürzenjäger. Er forderte die Studenten auf, die Welt für Gott aufzugeben, wurde aber selbst ein Propagandist für Hitler. Er sagte: „Liebet Jesus“ und haßte die Juden. Er glaubte, ein Christ zu sein. Aber das, was ein Mensch wirklich glaubt, spiegelt sich in seinem täglichen Leben wieder. Daianus Gedichte, so schön sie auch waren, drückten ein Sehnen aus, keine Erfüllung. Auch Ghinda war von zwei Ideologien, dem Antisemitismus einerseits und seinem Glauben andererseits, innerlich auseinandergerissen. Außerdem wurden die beiden Männer allmählich alt. Sie hatten schon mehr als 12 Jahre im Gefängnis gesessen, und viele Gefängnisjahre lagen noch vor ihnen.

Die anderen von der Priesterzelle gaben sich nicht so schnell geschlagen, und ihnen standen noch weitere Leiden bevor. Aber wenigstens unsere Streitereien hörten auf. Wir begriffen, daß man alle unsere Kon-

fessionen auf zwei reduzieren konnte: Die erste ist der Haß, der Riten und Dogmen zum Vorwand nimmt, um andere anzugreifen. Die zweite ist die Liebe, die auch sehr verschiedenartige Menschen ihre Einigkeit und Brüderlichkeit vor Gott erkennen läßt. Es gab Zeiten, da man den Eindruck hatte, daß die Mission an Priestern von größerem Wert wäre als jede andere. Es kam jetzt öfter vor, daß die Atmosphäre in der Zelle vom Geist der Selbstaufopferung und neuen Glaubens durchdrungen war. In solchen Augenblicken meinten wir, von Engeln umgeben zu sein.

Für einen Abendmahlsgottesdienst brauchte man Brot. Viele waren bereit, ihr Brot zu opfern. Doch das orthodoxe Ritual fordert, daß das Brot über einem Altar konsekriert wird, der eine Reliquie vom Leib eines Märtyrers enthält. Wir hatten aber keine Reliquie.

„Wir haben lebende Märtyrer unter uns“, sagte Vater Andricu. Sie weihten das Brot und ein wenig von der Krankenstation hierher geschmuggelten tonischen Wein in einer angeschlagenen Tasse über dem Körper von Bischof Mirza, der krank auf seiner Pritsche lag.

Jesus selbst

Bald wurden die „bekehrten“ Häftlinge darum gebeten, den anderen im Turnus Vorträge zu halten. Sie taten es mit Leidenschaft im Glauben, daß ihre Freilassung von ihren Anstrengungen abhängig war. Dann aber sprach sich im Gefängnis herum, welch schreckliche Folgen der Treuebruch von Daianu und Ghinda gehabt hatte. Zwei Mitglieder der Eisernen Garde hatten einen Meißel aus der Schreinerwerkstatt gestohlen und sich damit die Pulsadern geöffnet. Sie verbluteten, um ihren Protest zu bekunden.

Ich fand Daianu und Ghinda in einer Ecke der Zelle.

„Was denken Sie jetzt von sich selbst, nachdem Ihr Verrat zwei Männern, die ihr Vertrauen auf Sie gesetzt hatten, das Leben gekostet hat?“ fragte ich.

Ghinda sagte: „Sie starben, damit das Volk leben kann!“

„Erst vor einer Woche gehörten Sie selbst noch zu den Volksfeinden“, sagte ich.

Daianu platzte heraus: „Ich habe die Absicht, hier herauszukommen, koste es, was es wolle!“

Die allgemeine Stimmung wandte sich so stark gegen sie, daß man sie in eine andere Zelle versetzen mußte. Miron meinte: „Seltsam, daß Menschen, die früher etwas schrieben, was den Anschein eines tiefen, christlichen Glaubens hatte, so schnell zu Verrätern wurden.“

Vielleicht lag die Antwort darin, daß Daianu und Ghinda in ihrer Dichtung Christus nur für seine Gaben — Friede, Liebe, Erlösung — priesen. Ein wahrer Jünger jedoch trachtet nicht nach Gaben, sondern nach Jesus selbst und ist zu einer Selbstaufopferung bis zum Letzten bereit. Sie waren keine Jünger Jesu, sondern seine Kunden. Und als der Kommunismus sein Geschäft nebenan eröffnete und die Ware zu niedrigen Preisen anbot, wurden sie zu Kunden des Kommunismus.

gib's auf!

Ich wurde wieder sehr krank. Im Jahre 1963 wurde ich ins Gefängnis-Krankenhaus verlegt. Ich hatte dort gerade eine Woche gelegen, als alle Patienten den Befehl bekamen aufzustehen. Manche konnten kaum gehen, aber wir halfen uns gegenseitig, in den großen Hof hinauszukommen, wo man das ganze Gefängnis versammelt hatte. Stehend wohnten wir einem einstündigen Schauspiel bei, das von den besonders dazu bestimmten Häftlingen vorgeführt wurde. Das Spiel verspottete den christlichen Glauben. Wenn die Offiziere,

die um den Kommandanten herumstanden, klatschten oder lachten, taten die übrigen Zuschauer das gleiche.

Als das Spiel zu Ende war, hob Alexandrescu seine raue Stimme und fragte nach positiver oder negativer Stellungnahme. Es sei nicht genug, seine Zustimmung zu zeigen, man solle auch die Gründe angeben. Daianu machte den Anfang. Ghinda folgte ihm. Ein Mann nach dem anderen stand auf und wiederholte die Schlagworte gegen die Religion. Als sie wieder in ihre Reihen zurückkehrten, umarmten mich einige mit Tränen in den Augen und sagten: „Wir müssen so sprechen, bis dieses Theater zu Ende ist!“

Als der Kommandant mich aufrief, kamen mir die Worte meiner Frau ins Gedächtnis, die sie mir vor vielen Jahren auf dem Religionskongreß sagte: „Geh und wasche diese Schande vom Antlitz Christi!“

Dadurch, daß ich schon in sehr vielen Zellen gewesen war, war ich in Gherla gut bekannt.

Hunderte von Augen waren auf mich gerichtet. Sie alle schienen nur eine Frage zu stellen: „Wird auch er ein Loblied auf den Kommunismus anstimmen?“

Major Alexandrescu rief: „Los! Reden Sie schon!“ Er fürchtete keine Opposition. Wenn ein Hartnäckiger zusammenbrach — und das war nach seiner Meinung nur eine Frage der Zeit — so war es ein Beweis für die Macht der Partei.

Ich begann vorsichtig: „Es ist Sonntagmorgen, und unsere Frauen, Mütter und Kinder beten für uns, entweder in der Kirche oder zu Hause. Wir hätten auch gerne für sie gebetet. Stattdessen haben wir uns dieses Schauspiel angesehen.“

Tränen kamen den Häftlingen in die Augen, als ich von ihren Familien sprach. Ich fuhr fort: „Viele haben hier gegen Jesus gesprochen. Aber was habt ihr eigentlich gegen ihn? Ihr sprecht vom Proletariat, aber war

Jesus nicht ein Zimmermann? Ihr sagt, wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Aber das hat der Apostel Paulus schon vor langer Zeit in seinem Brief an die Thessalonicher gesagt. Ihr seid gegen die Reichen, aber Jesus hat die Wechsler mit der Peitsche aus dem Tempel herausgejagt. Ihr wollt den Kommunismus, aber vergeßt nicht, daß die ersten Christen in einer Gemeinschaft lebten und alles, was sie besaßen, miteinander teilten. Ihr möchtet die Armen erheben, aber das Magnifikat — der Lobgesang der Jungfrau Maria, sagt bereits, daß Gott die Armen über die Reichen erheben wird. Alles, was an dem Kommunismus gut ist, kommt von den Christen.“

„Nun hat Marx gesagt, daß alle Proletarier sich vereinigen müssen“, sprach ich weiter, „aber einige sind Kommunisten, und die anderen sind Sozialisten, und wieder andere sind Christen, und wenn sie übereinander spotten, können sie sich nicht vereinigen. Ich würde niemals einen Atheisten verspotten. Das Verspotten ist sogar vom marxistischen Standpunkt aus verkehrt, denn damit bringt man Spaltungen unter das Proletariat.“

Ich führte ihnen viele Zitate von ihren eigenen Autoren an. Major Alexandrescu rutschte auf seinem Stuhl hin und her und trat den Boden mit der Spitze seines Stiefels, aber er unterbrach mich nicht.

Die Häftlinge waren auch still, und als ich sah, daß sie innerlich bewegt waren, vergaß ich, wo ich mich befand und begann frei über Jesus und über das, was er für uns getan hat und was er uns bedeutet, zu predigen. Ich sagte: „Habt ihr schon jemals von einer Ausbildung ohne Prüfungen gehört? Oder von einer Fabrik, wo die Erzeugnisse nicht genau auf ihre Qualität hin geprüft werden? Genauso werden wir alle geprüft, gerichtet von uns selbst, von unseren Mitmenschen und von Gott.“ Ich sah den Kommandanten

an und sagte: „Auch Sie werden gerichtet, Major Alexandrescu.“

Er ließ es wieder durchgehen, und ich sprach davon, daß Jesus Liebe lehrt und das ewige Leben gibt. Als ich mit meiner Rede zu Ende war, brachen die Häftlinge plötzlich in Beifallsrufe aus.

Als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war, sagte Miron: „Sie haben ihre ganze Arbeit zunichte gemacht!“ Aber ich wußte, daß das nicht zutraf. Gaston flüsterte: „Haben Sie den Beifall gehört?“ Ich antwortete: „Das galt dem, was sie in ihrem eigenen Herzen entdeckt haben und nicht mir.“

Bis jetzt hatte nur eine Minderzahl der Priester, die viel Lärm um sich machten, dem Einfluß der Gehirnwäsche nachgegeben. Wir, die wir uns offen dagegen stellten, waren auch nur wenige. Aber wir hatten viele Gleichgesinnte, wenn ihnen auch der Mut oder die Fähigkeit fehlte, sich selbst zur Wehr zu setzen.

Es war auch nicht so einfach. Als Ergebnis meiner Ansprache verlor ich meine Zufluchtstätte im Gefängniskrankenhaus und wurde in die Priesterzelle zurückgeschickt.

Der Politoffizier erzählte uns, daß Daianu und Radu Ghinda in ihren Privatzellen sich freiwillig erboten hätten, über die Wunder der Volksrepublik zu schreiben, die keiner von ihnen schon seit 12 Jahren mit einem einzigen Blick gesehen hatte. Man gab ihnen Papier und Bleistift und stellte ihnen sämtliche Parteiliteratur und Propagandamaterial für Touristen zur Verfügung, die sie evtl. benötigen könnten. Die beiden Männer ergriffen diese Gelegenheit, ihre neuen Überzeugungen unter Beweis zu stellen, mit beiden Händen. Einige Wochen später wurden sie entlassen. Das war ein mächtiger Schlag gegen unsere Widerstandskraft. Sie waren die ersten, die unter dem neuen

System befreit wurden, und wir konnten es nicht ahnen, daß sie auch die letzten sein sollten.

Der Politoffizier, Leutnant Konya, brachte eine Zeitung in die Priesterzelle und rief Vater Andricu.

„Lesen Sie das mal laut vor“, sagte er, „damit es jeder hören kann.“

Andricu las die Schlagzeile: „EIN LAND, DAS LACHT UND HERZEN, DIE SINGEN.“ Es war ein Artikel von Radu Ghinda mit einer Fotografie von ihm, auf der er lachte. Das Bild stammte noch aus der Zeit vor seiner Verhaftung.

Leutnant Konya sagte: „Wir möchten, daß Sie sich im klaren sind, daß jeder von Ihnen die gleiche Chance hat, in Freiheit zu leben und zu arbeiten. Dies geschieht in demselben Augenblick, wo Sie Ihre unsinnigen und altmodischen Überzeugungen aufgeben und sich den Menschen des neuen Rumäniens anschließen!“

Herzen, die singen! Jeder hatte Ghinda nur wie Haut und Knochen in Erinnerung. Wir wußten, daß seine Familie in großer Not lebte, und daß sein Kind von der Schulbildung ausgeschlossen war.

Auch Daianu hatte seinen Namen zur Verherrlichung der Freiheit im sozialistischen Rumänien hergegeben. Aber genauso wie die französischen Medizinstudenten, die ihre Arbeitshefte mit Tinte bekleckst hatten, als „*bon pour l'Orient*“ — (gut für den Osten) bezeichnet worden sind, so konnte man die Zeugnisse von Daianu und Ghinda nur für den Westen gebrauchen. Dort konnten sie mit der Unwissenheit der Leute rechnen, die Rumänien nicht kannten. Ihre Artikel erschienen in Sonderausgaben von Zeitungen und Zeitschriften, die man an Tausende von Rumänen im Ausland verschickte. Aber in Rumänien selbst waren sie für niemanden erhältlich.

Die Entlassung der beiden Männer hatte jedermann in Aufregung versetzt. Viele Männer, die jahrelang Grausamkeiten und Demütigungen erduldet hatten,

ohne nachzugeben, wurden jetzt schwankend. Doch solche, die sich nun ergaben, mußten erst ihren Gesinnungswandel beweisen, um freigelassen zu werden, indem sie sich für 14- bis 16stündige Arbeit freiwillig meldeten. Wenn sie danach in ihre Zellen zurückkehrten, mußten sie entweder Schulungen beiwohnen oder selbst Vorträge halten. Sie mußten die „Fieberkurve der politischen Gesundheit“ führen. Das bedeutete, daß jeder über die Einstellung seines Nachbarn zum Kommunismus Notizen machen mußte: ob dieser lau, kalt oder sogar feindlich gesinnt sei.

Über mich schien die Verwaltung keine guten Berichte erhalten zu haben. Leutnant Konya kam, um mir zwei Neuigkeiten mitzuteilen. Erstens sagte er mir, daß meine Frau im Gefängnis sei, und zwar schon seit längerer Zeit. Zweitens sollte ich um zehn Uhr abends ausgepeitscht werden für meine wiederholte Widerspenstigkeit und Frechheit, die in meiner Rede nach dem „Schauspiel“ ihren Höhepunkt erreicht hätte.

Die Nachricht über Sabine war für mich ein schwerer Schlag. Mein Schmerz darüber kam noch zu der Angst vor der bevorstehenden Auspeitschung. Uns allen graute es immer vor der Wartezeit. Die Stunden krochen im Schneckentempo dahin, um in sich zusammenzuschrumpfen, als ich die näherkommenden Schritte im Gang hörte. Das Getrampel der Stiefel ging an unserer Zelle vorbei. Jemand wurde aus der Nachbarzelle geholt. Gleich darauf hörte ich die Schläge und Schreie aus dem Raum am Ende des Korridors. Niemand kam an diesem Abend, um mich zu holen.

Am nächsten Morgen bekam ich wieder eine Verwarnung. Sechs Tage lang wurde die Spannung aufrecht erhalten. Dann führte man mich den Korridor entlang. Jeder Schlag brannte wie Feuer. Als es vorüber war, schrie Leutnant Konya, der das ganze beaufsichtigte: „Gib ihm noch ein paar Hiebe!“ Dann

brauchte ich zu lange, um auf die Beine zu kommen.
„Noch zehn!“ sagte Konya. Ich wurde zurück in die Zelle geschleppt, wo die Lautsprecher plärrten:

Christentum ist dumm,
Christentum ist dumm,
Christentum ist dumm.
Gib es doch auf,
gib es doch auf,
gib es doch auf.
Christentum ist dumm,
Christentum ist dumm,
Christentum ist dumm.
Gib es doch auf.

Manchmal wurden die Schläge wegen „geringfügiger Unregelmäßigkeiten“ von den Wärtern in der Zelle vorgenommen.

„Hosen herunter! Es gibt Schläge!“

Wir ließen die Hosen herunter.

„Auf den Bauch legen!“

Wir legten uns auf den Bauch.

„Auf den Rücken drehen und Beine hochhalten.“

Wir drehten uns auf den Rücken.

Trotzdem versuchten wir weiterzubeten. Manchmal sagte ein Priester: „Ich rufe ‚unseren Vater‘ an. Aber welcher Vater, welcher Gott ist es, der mich in dieser Weise meinen Feinden ausliefert?“ Aber wir baten ihn eindringlich: „Gib nicht nach. Bete weiter Vater-unser. Sei hartnäckig, durch Widerstand wirst du deinen Glauben erneuern.“ Und er konnte unseren Worten Gehör schenken, weil wir seine Leiden teilten.

Wenn die Wächter es leid waren, selbst zu schlagen, griffen sie sich zwei Häftlinge heraus. „Los“, sagten sie, „schlag deinem Freund ins Gesicht!“

Wenn der Betreffende sich weigerte, sagten sie: „Du hast deine Gelegenheit verpaßt!“ und befahlen dem

anderen, den ersten zu schlagen. Er schlug blindlings zu. „Jetzt knall ihm aber eine zurück!“ Sie ohrfeigten sich gegenseitig solange, bis Blut floß. Die Wächter schrien vor Lachen.

Eines Abends befahl mir Leutnant Konya, meine Sachen zu packen. Da die Behandlung bei mir nicht angeschlagen hatte, dachte man, daß ein kleiner Aufenthalt in der „Sonderabteilung“ mir vielleicht „guttun“ würde. Es gab viele Gerüchte über diese Abteilung des Gefängnisses. Nur wenige kehrten von dort zurück. Entweder starben sie, oder sie erlagen der Gehirnwäsche und kamen woanders hin. Einige schlossen sich dem Schulungspersonal an und lernten, bei anderen die Gehirnwäsche durchzuführen.

Wir überquerten den Hof, gingen mehrere Male um die Ecke und blieben vor einer Reihe von Türen stehen. Eine davon wurde geöffnet. Ich trat ein, und hinter mir wurde zweimal abgeschlossen.

Ich befand mich allein in einer Zelle mit weißgekachelten Wänden. Die Decke reflektierte grelles weißes Licht, das von versteckten Lampen strahlte. Es war Hochsommer, aber die Zentralheizung, die sonst nirgends in Gherla funktionierte, lief auf Hochtouren. Konya hatte mich mit Handschellen zurückgelassen, so daß ich nur entweder auf dem Rücken oder auf der Seite liegen konnte. Ich tropfte vor Schweiß. Das Guckloch klickte auf. Der Wächter draußen wieherte: „Stimmt etwas mit der Heizung nicht?“ Ich hatte Magenschmerzen. Das Essen hatte einen sonderbaren Geschmack gehabt, und ich dachte, daß man ihm wieder irgendein Mittel beigemischt hatte. Die Lautsprecher in diesem Raum hatten eine neue Botschaft zu verkünden:

Niemand mehr glaubt jetzt an Christus,
niemand mehr glaubt jetzt an Christus,
niemand mehr glaubt jetzt an Christus.

Keiner geht in die Kirche,
keiner geht in die Kirche,
gib's auf,
gib's auf,
gib's auf.

Niemand mehr glaubt jetzt an Christus.

Konya erschien am Morgen wieder und ließ kühle Luft durch die geöffnete Tür einströmen. Ich streckte meine steifen Arme und gehorchte seinem Befehl, ihm den Korridor entlang zu folgen.

Eine neue Zelle und frische Kleidung warteten auf mich. Hier gab es ein überzogenes Bett. Auf dem Tisch war eine Tischdecke und eine Vase mit Blumen. Das war zuviel für mich. Ich setzte mich hin und fing an zu weinen. Als Konya gegangen war, faßte ich mich wieder. Ich sah mir die Zeitung an, die auf dem Tisch lag. Es war die erste, die ich in all den Jahren meiner Inhaftierung sah. Ich suchte darin nach der Nachricht, daß die 6. Kriegsflotte der US-Streitkräfte ins Schwarze Meer eingelaufen war, um freie Wahlen in besetzten Ländern zu fordern. Dieses Gerücht ging gerade in Gherla um. Doch stattdessen fand ich einen kurzen Artikel über einen kommunistischen Diktator, der in Kuba die Macht an sich gerissen hatte und Amerika direkt vor seiner eigenen Tür Schwierigkeiten machte.

Der erste, der mich aufsuchte, war Kommandant Alexandrescu. Er sagte, meine neue Umgebung sei eine Kostprobe von dem angenehmen Leben, das mir offen stünde. Er begann, den christlichen Glauben anzugreifen. Christus, sagte er, sei nur eine Erfindung der Apostel gewesen, um die Sklaven mit der Hoffnung auf die Freiheit im Paradies irrezuführen.

Ich griff nach der Zeitung und reichte sie ihm. „Diese Zeitung ist auf den Druckerpressen der Partei gedruckt“, sagte ich. „Sie trägt das Datum vom Juli 1963, das bedeutet 1963 Jahre seit der Geburt von

jemand, der — wie Sie eben gesagt haben — nie gelebt hat. Sie glauben nicht an Christus, aber Sie akzeptieren ihn als den Gründer unserer Zivilisation.“

Alexandrescu zuckte mit der Achsel. „Das hat gar nichts zu bedeuten, diese Zeitrechnung ist einfach eine Sitte.“

„Aber wenn Jesus niemals auf die Welt gekommen ist, wie ist diese Sitte entstanden?“ fragte ich.

„Einige Lügner haben es in die Welt gesetzt.“

Ich sagte: „Angenommen, Sie erzählen mir, daß die Russen auf dem Mars gelandet sind. Ich brauche Ihnen nicht zu glauben. Wenn ich aber den Radioknopf drehe und aus New York höre, daß die Amerikaner ihnen Gratulationen senden, dann weiß ich, daß es wahr sein muß. In gleicher Weise müssen wir die Existenz Christi als eine historische Tatsache anerkennen, wenn sie im Talmud von seinen schlimmsten Feinden, den Pharisäern, anerkannt wird. Dort werden ebenfalls die Namen seiner Mutter und einiger seiner Apostel wiedergegeben. Und wiederum muß es uns beeindrucken, daß die Pharisäer Christus Wunder zuschreiben, indem sie behaupten, Jesus habe diese Wunder mittels schwarzer Magie bewerkstelligt. Viele heidnische Schreiber bestätigen ihn ebenfalls. Nur die Kommunisten leugnen diese klare, geschichtliche Tatsache, und zwar einfach deshalb, weil sie nicht in ihre Theorie paßt.“

Alexandrescu führte die Auseinandersetzung nicht weiter. Stattdessen schickte er mir ein Buch. Es war herrlich, nach all den Jahren wieder ein Buch in Händen zu halten, selbst wenn es nur der „Führer für Atheisten“ war. Dieses im Westen unbekannte Handbuch ist eine sehr wichtige Lektüre für alle, die hinter dem Eisernen Vorhang ihre Karriere machen wollen.

Mein Exemplar hatte einen schönen Einband, war illustriert und mit sorgfältiger Beweisführung versehen. Es fing an mit dem Entstehen der Religion und

behandelte den Hinduismus, den Buddhismus, den Konfuzianismus und den Islam. Dann kam das Christentum an die Reihe mit je einem Kapitel für jede Konfession. Der Katholizismus schnitt sehr schlecht ab. Der Protestantismus erschien schon in einem besseren Licht (Luther hatte dem Papst die Stirn geboten), aber alle wurden als Schwindel hingestellt. Die Wissenschaft hatte dies bewiesen, und aus diesem Grunde habe die Kirche immer die Wissenschaftler verfolgt. Ein ganzes Kapitel schilderte die Kirche als ein Werkzeug des Kapitalismus durch alle Jahrhunderte. Die Ermahnung Christi, unsere Feinde zu lieben, bedeute nichts anderes als sich unter den Ausbeuter zu beugen. Ein besonderer Abschnitt war der korrupten Haltung der russischen Priesterschaft gewidmet (das Buch war offensichtlich aus dem Russischen übersetzt worden). Eine Illustration nach der anderen wurde in irreführender Weise gebraucht, um zu zeigen, daß christliche Bräuche im heidnischen Aberglauben ihren Ursprung hätten. Das letzte Kapitel analysierte „Formen der atheistischen Propaganda“ und schloß mit einem Verzeichnis sowjetischer antireligiöser Dekrete ab.

Darüber schlief ich ein.

Predigtentwürfe

Während der nächsten Wochen lebte ich in ständigem Wechsel zwischen Versprechungen und Drohungen, zwischen meinem blumengeschmückten Privatzimmer und der Zelle mit blendend grellem Licht und Lautsprechern; zwischen guten, aber wahrscheinlich mit Drogen vermischten Mahlzeiten und dem Hunger; zwischen dem Argumentieren und der brutalen Bestrafung. Als ich eines Morgens gerade die „Hitzebehandlung“ durchmachte, wurde Vater Andricu zu mir hereingebracht, der ehemalige „Rote Priester“, der bereut hatte. Er saß da und schnappte nach Luft, bis er es

nicht länger ertragen konnte. Dann sprang er auf, hämmerte wie wild gegen die Tür und flehte, herausgelassen zu werden. Sofort erschien der Kommandant.

„Es kann noch heißer werden“, sagte Alexandrescu. Oder wir könnten auch freie Menschen werden, wenn wir es nur wollten. „Aber wenn wir Sie freilassen, wie werden Sie dann handeln, und welche Art von Predigten werden Sie predigen? Ich möchte, daß Sie mir einen Entwurf schreiben.“ Er gab uns Papier und Bleistift und ging hinaus.

Wir setzten uns hin und schrieben. Als ich fertig war, reichte ich Andricu mein Blatt und nahm seins, um es durchzulesen. „Solche Predigten können Sie jeden Sonntag hören“, verteidigte er sich. „Fortschrittlich, von der Wissenschaft und vom Marxismus her beleuchtet.“

Ich sagte: „Machen Sie sich selbst nichts vor, Vater Andricu. Sie wissen genau, daß Sie damit alles, was Sie glauben, verleugnen. Wenn ein Priester seinen Glauben verliert, dann sollte er wenigstens schweigen. Ich will nicht vom Gericht Gottes sprechen, aber was würden Ihre Gemeindeglieder, Ihre Freunde und Ihre Familie denken, wenn sie hören, daß Sie solches Zeug predigen? Lassen sie sich von den Kommunisten nicht noch einmal hinters Licht führen. Sie werden mit Versprechungen geködert, die doch niemals eingehalten werden.“

Ich argumentierte noch lange mit Andricu. Immer wieder sagte ich ihm, daß im innersten seines Herzens er bestimmt noch wüßte, daß der christliche Glaube die Wahrheit sei. Schließlich sagte er: „Geben Sie mir die Predigt“, und er zerriß sie in Stücke.

Horizont der Ameise

Eine neue Reihe von „Kampfversammlungen“ begann in der Haupthalle. Hunderte von Gefangenen wohnten ihnen bei, und auch wir wurden von der Son-

derabteilung aus dorthin geschickt. Die meisten Vorträge wurden jetzt von Männern gehalten, die vor nicht allzu langer Zeit unsere Zellengenossen gewesen waren. Sie waren durch die Schulung gegangen und erschienen wieder, um feierliche Lobeshymnen auf den Kommunismus loszulassen, der ihnen Jahre des Leides verursacht hatte. Ihre antireligiösen Angriffe stützten sich oft auf die Aussagen der modernen Theologie, die die Autorität der Heiligen Schrift leugnet. „Studiert eure eigenen Denker“, wurde uns gesagt. „Sie haben nachgewiesen, daß es im christlichen Bereich keine objektive Wahrheit gibt.“

10 bis 12 Stunden am Tag hörten wir diese Vorträge, beteiligten uns an Diskussionen und saugten die Tonbandparolen auf.

Die Redner, die selbst durch die Gehirnwäsche gegangen waren, appellierten noch häufiger und brutaler an das „Id“, als die Funktionäre es getan hatten. Die Bilder von Freiheit, Geld und einer Ehrenstellung wirkten noch verlockender.

Als der 23. August, der Jahrestag des Waffenstillstandes mit Rußland kam, waren die meisten Häftlinge soweit, daß sie alles glaubten, was man ihnen erzählte. Major Alexandrescu hielt eine Rede vor einer großen Versammlung in der Halle.

„Wir haben eine gute Nachricht“, begann er. Bauern, denen man ihre Höfe weggenommen hatte, lächelten selig, als er verkündete, daß ihr Land in den Kollektiven blühend gedieh, Ehemalige Geschäftsleute und Bankiers klatschten Beifall, als er sagte, daß der Handel im Aufschwung begriffen sei.

„Einige von euch“, sagte der Kommandant, „begreifen endlich, was gespielt wird. Die übrigen sind immer noch töricht. Ihr Idioten! Ihr habt 10 oder 15 Jahre im Gefängnis gesessen und auf die Amerikaner gewartet, die kommen und euch befreien sollen.“

Ich will euch etwas sagen: die Amerikaner kommen, aber nicht, um euch zu befreien. Sie kommen, um mit uns Handelsbeziehungen anzuknüpfen!“

Alexandrescu sagte, die Partei habe unter der Führung des Ministerpräsidenten Gheorghiu-Dej Schritte unternommen, um das kommerzielle Wohlwollen des Westens zu gewinnen. Es wurden Anleihen aufgenommen, Fabriken gebaut, Atomkraftwerke errichtet — all das mit der Hilfe des Westens.

„Ihr Dummköpfe!“ spie er wieder aus. „Ihr habt in einer Illusion gelebt. Wir kennen die Amerikaner besser als ihr. Wenn man bettelt, geben sie einem nichts, aber wenn man sie beleidigt und verspottet, bekommt man alles, was man will. Wir sind klüger gewesen als ihr!“

Jemand lachte schrill auf, die anderen stimmten ein. Bald schüttelte sich die ganze Halle vor Lachen. Es drohte schon hysterisch zu werden, als der Kommandant durch Erheben der Hand Einhalt gebot. Frohgestimmt sagte er, er wolle uns dafür entschädigen, daß wir nicht in der Lage seien, den Feierlichkeiten des Tages der Befreiung beizuwohnen. Er habe veranlaßt, daß wir sie uns ansehen sollen. Zu diesem Zweck habe man einen Fernsehapparat installiert.

Die Fernsehsendung begann mit den Ansprachen von Gheorghiu-Dej und anderer Redner über den Zusammenbruch der deutschen Nazi-Herrschaft in Rumänien. Keiner der Redner erwähnte natürlich, welche wichtige Rolle am 23. August 1944 der junge König Michael, der nationale Bauernführer und Staatsmann Juliu Maniu und der kommunistische Justizminister Patrascanu gespielt hatten. Der König lebte im Exil, und die beiden anderen waren im Gefängnis gestorben.

Ich konnte mich noch erinnern, daß in den ersten Jahren der Kommunistenherrschaft die Rumänen ver-

suchten, an diesem Tage der Festparade nach Möglichkeit fernzubleiben. Doch, als jetzt der Vorbeimarsch begann, war ich erstaunt über die endlosen Kolonnen, die an den Bildern von Marx, Lenin und Dej unter den wehenden roten Fahnen im Gleichschritt vorbeizogen. Wir hörten Orchester, die Beifallsrufe der Menge und Ausrufe: „Der 23. August bringt uns die Freiheit!“

„Früher ist es nie so gewesen“, sagte ich zu Vater Andricu, der neben mir saß. Er erwiderte im Flüsterton: „Wenn ein Mädchen zum ersten Mal vergewaltigt wird, dann wehrt sie sich mit Händen und Füßen. Beim zweiten Mal protestiert sie nur, und beim dritten Mal genießt sie es.“

Als diese Vorstellung zu Ende war, fing die nächste an: „Wir werden jetzt über die Festveranstaltungen diskutieren“, sagte Alexandrescu.

Alle Anwesenden legten einer nach dem anderen ein „Zeugnis“ ab. Ehemalige Soldaten, frühere Polizisten, Landbesitzer, Bauern, Industrielle. Jeder schloß seinen Beitrag mit der Parole: „Der 23. August hat uns die Freiheit gebracht!“

Ich kam an die Reihe und fing an in der Tonart des Tages. „Wenn es jemanden gibt, dem der 23. August Freiheit gebracht hat, dann bin ich es“, sagte ich. „Die Faschisten haben mich als Juden gehaßt, und wenn Hitler seinen Krieg gewonnen hätte, wäre ich jetzt nur noch ein Stück Seife. Aber ich bin noch am Leben, und die Bibel sagt: ‚Ein lebender Hund ist besser als ein toter Löwe.‘“

Unter dem Gemurmel der Zustimmung fuhr ich fort: „Aber im anderen Sinne des Wortes war ich schon vor dem 23. August frei. Ich will Ihnen sagen wieso. Der Tyrann von Syrakus las das Buch des Philosophen Epiktet, der ein Sklave war. Er war von dem Buch

so begeistert, daß er Epiktet anbot, ihn freizulassen. ‚Befreie dich selbst‘, erwiderte Epiktet. Sein Besucher wandte ein: ‚Aber ich bin der König‘. Der Philosoph gab zur Antwort: ‚Ein Tyrann, der von seinen Lüsten regiert wird, ist gekettet. Ein Sklave, der seine Leidenschaften beherrscht, ist dagegen frei. König, befreie dich selbst.‘“

In der Halle war es jetzt völlig still. „Obwohl ich im Gefängnis bin, bin ich frei. Jesus hat mich von meiner Schuld und von der Finsternis in meinen Sinnen befreit. Ich verdanke den Ereignissen vom 23. August meine Befreiung vom Faschismus. Aber die andere Freiheit, die Freiheit von all dem Vergänglichen und vom Tod, verdanke ich Jesus.“

Der Kommandant sprang auf: „Diesen Unsinn können Sie Gagarin erzählen, er ist im Weltraum gewesen, aber von Gott sah er keine Spur!“

Er lachte, die Häftlinge lachten mit.

Ich erwiderte sachlich: „Wenn eine Ameise um meine Schuhsohle gekrochen ist, kann sie mit Recht behaupten, daß sie keine Spur von Wurmbrand gesehen hat.“

mein Gethsemane

Ich wurde mit einem zweiten Aufenthalt in der Sonderabteilung bestraft. Dort befand ich mich, als Alexandrescu mich eigens zu dem Zwecke aufsuchte, mir mitzuteilen, daß der amerikanische Präsident ermordet worden sei.

„Was denken Sie darüber?“ erkundigte er sich.

Ich sagte: „Ich kann es nicht glauben.“

Er zeigte mir eine Zeitung, in der ein einziger Absatz über den Tod von John F. Kennedy berichtete.

„Nun?“ drang er wieder auf mich ein. Beharrliche Fragen dieser Art gehörten zu der Technik, die angewandt wurde, um herauszufinden, in welchen Bahnen sich die Gedanken der Häftlinge bewegten.

„Wenn Kennedy ein Christ war, dann ist er jetzt glücklich und im Himmel“, gab ich zur Antwort. Daraufhin ging Alexandrescu wieder hinaus.

Später war ich mit Vater Andricu zusammen in einer Zelle, als die Wächter kamen, um uns abzuholen. Bevor man uns hinausführte, wurden uns die Augen verbunden und Handschellen angelegt. Es war wie ein Gang zur Hinrichtung.

Die Wächter sagten: „Nach rechts hier. Und jetzt nach links.“

In einem abseits gelegenen Teil des Gefängnisses nahm man uns die Augenbinde ab. Wir befanden uns vor einer Reihe sauberer, geheizter Büroräume. Man führte Andricu zu einem anderen Teil dieser Abteilung, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Zentralverwaltung sein mußte. Ich blieb mit einem Wächter draußen vor der Tür. Er hatte früher häufig zugehört, wenn ich leise von Jesus erzählt hatte.

Er flüsterte: „Mein armer Freund. Sie haben es jetzt sehr schwer, aber halten Sie in Gottes Namen durch.“

Er ging einige Schritte von mir weg, sein Gesicht war völlig ausdruckslos, aber seine Worte hatten mir gut getan.

Als die Tür sich öffnete, wurde ich vor einen Mann in einer Generalsuniform geführt. Es war Negrea, der stellvertretende Innenminister. Seine Intelligenz wurde durch den energischen Ausdruck seines markanten Zigeunergesichtes noch unterstrichen. Der Politoffizier und einige Funktionäre aus Bukarest saßen neben ihm.

Negrea sagte höflich: „Ich habe gerade Ihren Fall studiert, Herr Wurmbrand. Ich halte nichts von Ihren Ansichten. Aber ein Mann, der so fest bleibt, gefällt mir. Wir Kommunisten sind auch hartnäckig. Ich selbst war auch oft im Gefängnis gewesen. Man hatte eine

Menge unternommen, meine Gedanken zu ändern. Aber ich blieb fest.

Ich glaube, es ist jetzt an der Zeit, daß wir uns auf halbem Wege entgegenkommen. Wenn Sie bereit sind, das, was Sie erlitten haben zu vergessen, werden wir das, was Sie gegen uns unternommen haben, aus dem Gedächtnis streichen. Wir wenden einfach das Blatt um und werden Freunde anstatt Feinde. Weit davon entfernt, gegen Ihre Überzeugung zu handeln, können Sie weiterhin sich selbst treu bleiben und dennoch in eine Phase der fruchtbaren Zusammenarbeit mit uns eintreten.“

Er hatte eine offene Akte vor sich liegen. „Ich habe sogar Ihre Predigten gelesen. Sie erklären die Bibel auf eine sehr schöne Art. Sie müssen aber bedenken, daß wir in einem Zeitalter der Wissenschaft leben.“

„Was wird jetzt kommen?“ fragte ich mich, als Negrea anfing, mir einen parteiwissenschaftlichen Vortrag zu halten. Hätte ein bedeutender Staatsmann lediglich zu diesem Zweck eine 320 km weite Reise unternommen?

Wie die Donau, die sich in vielen Schlingen und Kurven durch das Flachland windet und schließlich doch das Meer erreicht, kam auch seine Rede zum entscheidenden Punkt.

„Wir brauchen solche Männer wie Sie! Wir wollen nicht, daß die Leute nur aus Opportunismus zu uns kommen, sondern weil sie eingesehen haben, daß ihre frühere Art zu denken falsch war. Wenn Sie bereit sind, uns in unserem Kampf gegen den Aberglauben zu unterstützen, können Sie sofort ein neues Leben beginnen. Sie werden eine hochbezahlte Stellung bekommen, und Ihre Familie wird mit Ihnen in Wohlstand und Sicherheit vereint sein. Was sagen Sie dazu?“

Ich sagte, ich hätte bereits Freude an dem Leben, das ich jetzt führe. Aber was meine Hilfe für die

Partei betrifft, hätte ich erwogen, was ich nach meiner Entlassung tun könnte.

Der Politoffizier richtete sich auf. Negrea sagte: „Meinen Sie damit, daß Sie für uns arbeiten wollen?“

„Ich schlage vor, daß Sie mich zusammen mit Ihrem besten marxistischen Ideologen von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf reisen lassen. Zuerst werde ich meine Unwissenheit und die Dummheit meines rückständigen christlichen Glaubens darlegen, dann kann Ihr Marxist seine Theorien erläutern, und die Leute werden in der Lage sein, selbst zwischen den beiden zu wählen.“

Negrea blickte mich lange an: „Sie wollen uns herausfordern, Herr Wurmbrand. Gerade das gefällt mir an Ihnen. Genauso haben wir Kommunisten den Ausbeutern in den alten Tagen geantwortet. Wir wollen uns also nicht streiten. Ich will Ihnen einen noch besseren Vorschlag machen. Niemand will aus Ihnen einen atheistischen Propagandisten machen. Wenn Sie tatsächlich so sehr an Ihrem veralteten Glauben hängen — obwohl ich nicht verstehen kann, wie ein intelligenter Mensch solch einen Unsinn akzeptieren kann — dann bleiben Sie dabei. Aber denken Sie daran, daß die Macht in unserer Hand ist. Der Kommunismus hat ein Drittel der Welt erobert. Die Kirche muß zusehen, daß sie mit uns handelseinig wird.

Wir wollen einmal die Karten auf den Tisch legen. Offen gesagt, sind wir der Kirchenführer überdrüssig, die alles tun, was wir sagen und manchmal noch darüber hinaus. Sie haben sich selbst in den Augen des Volkes kompromittiert. Sie haben keinen Kontakt mehr mit dem wirklichen Geschehen.“

Negrea nannte die Namen der Bischöfe, die noch übriggeblieben waren. Sie seien alle machtlos, sagte er, oder Verbindungsmänner der Partei, und alle wüßten das.

„Wenn nun aber ein Mann wie Sie Bischof werden würde, so könnten Sie ihren Glauben beibehalten und dennoch der Regierung treu sein. Ihre Bibel sagt, daß Sie der Obrigkeit untertan sein sollen, weil sie von Gott eingesetzt ist. Warum sollten Sie es mit unserer Regierung nicht auch so halten?“

Ich sagte nichts. Negrea bat die anderen Funktionäre, uns für einen Augenblick allein zu lassen. Er war überzeugt, daß ich sein Angebot annehmen würde und wollte mir etwas anvertrauen, was nicht für die Ohren der anderen bestimmt war.

„Die Partei machte einen Fehler“, begann er, „als sie Ihren Weltkirchenrat angriff. Anfangs war es zwar ein Spionagering, aber die beteiligten Pfarrer sind zum größten Teil proletarischer Herkunft. Sie sind sozusagen keine Inhaber, sondern Angestellte in gehobener Stellung. Anstatt solche Männer zu bekämpfen, sollten wir sie auf unsere Seite ziehen, so daß die ganze Organisation zu unserem Werkzeug wird.“

Er lehnte sich über den Schreibtisch: „Herr Wurmbrand, dies ist es, womit Sie uns helfen können. Sie haben für den Weltkirchenrat gearbeitet. Sie sind im Ausland weithin bekannt — wir bekommen immer noch viele Anfragen über Sie. Wenn Sie Bischof werden, können Sie unseren anderen Verbündeten aus dem Weltkirchenrat helfen, ein Bollwerk für uns zu bauen, nicht für den Atheismus, sondern für den Sozialismus und für den Frieden. Sie erkennen doch sicherlich den weltumfassenden, menschlichen Idealismus an, der hinter unseren Friedenskampagnen und unseren Bemühungen um den Atomsperrvertrag steht. Sie werden dabei in der Lage sein, Gott nach Herzenslust anzubeten. In diesen Bereich werden wir uns nicht einmischen.“

Ich dachte einen Augenblick nach.

„Wie weit wird diese Zusammenarbeit gehen? Bischöfe, die früher für Sie gearbeitet haben, mußten ihre eigenen Priester bespitzeln. Wird dasselbe auch von mir erwartet?“

Negrea fing an zu lachen: „Ihr Amt wird für Sie keine besonderen Verpflichtungen mit sich bringen“, sagte er. „Jeder, der von einer Tat weiß, die den Staat schädigen kann, ist gesetzlich verpflichtet, den Mann, der diese Tat begeht, anzuzeigen. Als Bischof werden Sie gewiß solche Dinge zu hören bekommen.“

Der gegenwärtige lutherische Bischof von Rumänien ist sehr alt. Sie würden also der zukünftige Bischof und von Anfang an schon das eigentliche Oberhaupt Ihrer Kirche in Rumänien sein.“

Ich erbat mir Bedenkzeit. Negrea war einverstanden. „Wir werden uns noch einmal treffen, bevor ich wieder nach Bukarest fahre, um ihre Entlassungspapiere in Ordnung zu bringen“, sagte er.

Man führte mich wieder in eine Isolierzelle. Dort lag ich viele Stunden und dachte nach. Ich erinnerte mich an die alte jüdische Geschichte von einem anderen Mann, der um Bedenkzeit gebeten hatte. Es war ein Rabbiner, der von der Inquisition aufgefordert wurde, seinen Glauben zu verleugnen. Am nächsten Morgen sagte der Rabbiner: „Ich will nicht Katholik werden. Aber ich habe noch eine letzte Bitte. Bevor ich auf dem Scheiterhaufen verbrannt werde, soll meine Zunge herausgeschnitten werden, weil ich meine Antwort nicht sofort gegeben habe. Denn auf solch eine Frage gibt es nur eine Antwort, und die heißt: „Nein“.“

Aber dies war nur die eine Seite. Ich wußte andererseits, daß die offizielle Kirche in einem kommunistischen Land nur dann bestehen kann, wenn sie in einem gewissen Maß zu Zugeständnissen bereit ist. Auch das Zahlen von Steuern an einen atheistischen Staat ist

für einen Christen schon ein Kompromiß. Es war leicht zu sagen, die Kirche könnte „untertauchen“. Es ist jedoch so, daß eine Untergrundkirche für ihre Arbeit eine Deckorganisation braucht. Wenn diese fehlt, haben Millionen von Menschen keinen Raum, wo sie ihre Gottesdienste halten können, keinen Pfarrer, der ihnen die Predigt hält, niemand, der sie tauft, traut und ihre Toten beerdigt — eine unvorstellbare Alternative, wenn man daran denkt, daß es in meiner Hand lag, sie zu vermeiden. Ich brauchte nur gelegentlich einige Worte zugunsten der Kollektivierung und des sogenannten „Kampfes für den Frieden“ zu sagen.

Außerdem hatte ich meine Frau und meinen Sohn schon jahrelang nicht mehr gesehen. Ich wußte nicht, ob sie überhaupt noch am Leben waren. Der Polit-offizier hatte gesagt, daß Sabine im Gefängnis war. Was würde aus ihr und Mihai werden, wenn ich dieses Angebot ausschlug?

Ich brauchte Kraft von oben, um Nein zu sagen. Denn das bedeutete 11 weitere Jahre im Gefängnis, verbunden mit der Aufopferung meiner Familie und dem fast sicheren Tod unter entsetzlichen Umständen. Aber in diesem Augenblick war das Antlitz Gottes verhüllt, und mein Glaube verließ mich. Mit meinem geistigen Auge sah ich die riesenhafte Gestalt des Kommunismus, die schon einen so großen Teil der Welt im Griff hatte und auch den Rest zu schlucken drohte. Ich wurde innerlich erdrückt von der Todesgefahr, von der Aussicht, immer und immer wieder geschlagen zu werden, von dem drohenden Hunger und den Entbehrungen, zu denen ich meine Frau und meinen Sohn verurteilte. Meine Seele glich einem Schiff, das von einer Seite auf die andere geschleudert wurde, ein Spielball eines gewaltigen Sturmes. Sie stürzte in einem Augenblick in die tiefste Tiefe und wurde im nächsten Augenblick in den Himmel hochgetragen. Während

dieser Stunden habe ich den Kelch Christi getrunken. Es war mein Gethsemane. Und wie Jesus warf ich mich mit dem Gesicht auf die Erde, betete in gebrochenen Schreien und bat Gott, mir zu helfen, diese entsetzliche Versuchung zu überwinden.

Nach dem Gebet wurde ich etwas ruhiger, aber immer noch sah ich Nichifor Daianu, Radu Ghinda und noch viele andere, die der Sache Jesu Schaden zugefügt hatten, einschließlich des Patriarchen. Es gab tausende von ihnen, und jetzt war auch ich kleingläubig geworden. Der Kommunismus würde auch mich, wie sie alle, wegen meiner fleischlichen Schwachheit verschlingen. Ich fing an, all die Gelegenheiten sorgfältig zu rekonstruieren, bei welchen ich die Wahrheit des christlichen Glaubens verfochten hatte. Ich wiederholte mir selbst die einfachsten Fragen: Ist der Weg der Liebe besser als der Weg des Hasses? Hat Christus mich von den Bürden der Sünde und des Zweifels befreit? Ist er der Erlöser? Schließlich fiel es mir nicht mehr schwer, diese Fragen mit einem Ja zu beantworten. Nachdem ich das getan hatte, war mir, als ob mir eine zentnerschwere Last von der Seele genommen wurde.

Eine Stunde lang lag ich auf meinem Bett und sagte zu mir selbst: „Ich werde jetzt versuchen, nicht an Jesus zu denken.“ Aber es war umsonst. Ich konnte an nichts anderes denken. Ohne den Glauben an Christus war mein Herz leer. Zum letzten Mal ließ ich mir Negreas Angebot durch den Kopf gehen. Ich dachte an die Tyrannen, angefangen von Nebukadnezar, der einen König über die Juden setzte, bis zu Hitler, der seinen Marionetten in ganz Europa Schlüsselstellungen gab. Auf meiner Visitenkarte würde stehen: „Richard Wurmbrand, der lutherische Bischof von Rumänien, eingesetzt durch die Geheimpolizei.“ Ich würde nicht ein Bischof Christi in einem heiligen Amt

sein, sondern ein Polizeispitzel einer staatlichen Institution.

Dann betete ich wieder und fühlte danach, wie der Friede in meine Seele zurückkehrte.

Am nächsten Tag wurde ich wieder gerufen. Unter mehreren anderen um Negrea befand sich auch Kommandant Alexandrescu. Als ich sagte, ich könnte das Angebot nicht annehmen, wurde der ganze Fragenkomplex noch einmal diskutiert. Doch als wir auf das Thema des Weltkirchenrates kamen, bat Negrea die anderen wieder, den Raum zu verlassen. Dann bat er mich dringend, meine Entscheidung nochmals zu überprüfen.

Ich sagte: „Ich halte mich nicht für würdig, Bischof zu werden. Ich war es nicht wert, ein Pfarrer zu sein. Sogar der Stand eines einfachen Christen war eine Überforderung für mich. Die ersten Christen gingen in den Tod mit den Worten: „Christianus sum!“ — Ich bin ein Christ — und ich habe dies nicht getan. Stattdessen habe ich Ihr schmachvolles Angebot in Erwägung gezogen. Aber ich kann es nicht annehmen.“

„Wir werden einen anderen finden, der es tun wird“, drohte er.

Ich antwortete: „Wenn Sie glauben, mir beweisen zu können, daß mein Handeln falsch ist, dann nennen Sie mir Ihre atheistischen Argumente. Ich weiß, worauf sich mein Glaube gründet, und ich suche nur die Wahrheit.“

Er fragte: „Sie wissen natürlich, welche Folgen dies für Ihre Zukunft haben wird?“

„Ich habe es mir gut überlegt und die Gefahren erwogen, und ich freue mich, für etwas leiden zu können, was nach meiner festen Überzeugung die einzige und endgültige Wahrheit ist.“

Negrea sah mich mit dem Blick eines Mannes an, dem es bewußt wird, seine Zeit vergeudet zu haben.

Bis zuletzt höflich, nickte er mir zu, schloß seine Aktentasche, stand auf und ging zum Fenster hinüber. Dort stand er und schaute hinaus, während die Wächter mir Handschellen anlegten und mich hinausführten.

„Christentum ist tot“

Lange Zeit blieb ich in der „Sonderabteilung“, wie lange kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Im Laufe der Zeit schmolzen gewisse Abschnitte meines Gefängnisdaseins zu einem einzigen ungeheuren Tag zusammen. Die Gehirnwäsche nahm an Intensität zu, änderte aber nur wenig an den Methoden. Aus den Lautsprechern tönte es jetzt:

Christentum ist tot,
Christentum ist tot,
Christentum ist tot.

Auf einen Tag kann ich mich deutlich besinnen. Man hatte uns Postkarten gegeben, mit denen wir unsere Familien einladen und sie bitten sollten, uns Pakete zu bringen. Als der genannte Tag kam, wurde ich rasiert, gewaschen und bekam ein sauberes Oberhemd. Stunden vergingen. Ich saß in der Zelle und starrte die weißglitzernden Kacheln an, aber niemand kam. Am Abend wurde die Wachmannschaft abgelöst. Ich konnte damals nicht wissen, daß meine Postkarte niemals abgeschickt worden war. Den gleichen Trick spielten sie auch mit anderen hartnäckigen Häftlingen. Der Lautsprecher sagte:

Jetzt hat dich niemand mehr lieb,
jetzt hat dich niemand mehr lieb,
jetzt hat dich niemand mehr lieb,
jetzt hat dich niemand mehr lieb.

Ich fing an zu weinen. Der Lautsprecher verkündete:
Man will nichts mehr von dir wissen,
man will nichts mehr von dir wissen,
man will nichts mehr von dir wissen.

Ich konnte diese Worte nicht ertragen und konnte ihnen nicht entfliehen.

Der nächste Tag brachte eine brutale „Kampfversammlung“ mit sich, an der nur die enttäuschten Männer teilnahmen.

Viele andere Frauen seien gekommen, sagte der Redner, nur wir seien die Dummen, man hätte uns abgeschrieben. Unsere Frauen lägen mit anderen Männern im Bett — jetzt in diesem Augenblick. Mit aller Unanständigkeit, die ihm zu Gebote stand, schilderte er uns, was zwischen ihnen vorging. Und wo seien unsere Kinder? Auf der Straße, jedes einzelne von ihnen ein Atheist. Sie hätten keinen Wunsch, ihre Väter wiederzusehen. Wie dumm wir doch seien!

In der Sonderabteilung hörte ich tagaus, tagein den Lautsprecher:

Christentum ist tot,

Christentum ist tot,

Christentum ist tot.

Und mit der Zeit fing ich an zu glauben, was man uns in all diesen Monaten eingeredet hatte. Das Christentum war tot. Die Bibel sagt einen großen Abfall vom Glauben voraus. Ich glaubte, diese Zeit sei gekommen.

Da dachte ich an Maria Magdalena, und vielleicht gerade dieser Gedanke rettete mich vor dem seelentötenden Gift des letzten und schwersten Stadiums der Gehirnwäsche.

Ich erinnerte mich, wie sie Jesus treu war, selbst als er am Kreuz ausrief: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Und als sein Leichnam im Grabe lag, stand sie weinend in der Nähe und wartete, bis er auferstanden war. Wenn ich auch schließlich glaubte, daß das Christentum tot sei, dachte ich, ich will trotzdem daran glauben und will an seinem Grabe weinen, bis er wieder aufersteht, und das wird er ganz gewiß.

der Totgesagte lebt

Im Juni 1964 versammelte man alle Häftlinge in der Haupthalle. Der Kommandant, von seinen Offizieren begleitet, trat ein, und wir stellten uns auf ein neues Stadium der „Kampfversammlungen“ ein.

Stattdessen gab Major Alexandrescu bekannt, daß unter der von der Regierung erlassenen, allgemeinen Amnestie sämtliche politischen Häftlinge freigelassen werden sollten.

Ich konnte es nicht glauben. Als ich mich umschaute, sah ich lauter ausdruckslose Gesichter. Dann gab der Kommandant ein Zeichen, und der ganze Saal brach in Beifallsrufe aus. Hätte er ihnen gesagt: „Morgen werdet ihr alle erschossen“, sie hätten auch dann applaudiert und gerufen: „Recht so, wir sind nicht wert zu leben!“

Doch diese Bekanntmachung war kein neuer Trick, wie wir zuerst vermuteten. Im Sommer dieses Jahres wurden viele Tausende von Häftlingen freigelassen. Das hatten wir einem erneuten sogenannten „Taufwetter“ zwischen Ost und West zu verdanken und ebenfalls — obwohl ich es damals nicht wußte — einer echten Sinnesänderung unseres Ministerpräsidenten Gheorghiu-Dej. Nach Jahren der Zweifel an den Grundsätzen des Kommunismus kehrte er zu dem Glauben zurück, in dem seine Mutter ihn erzogen hatte, und dem sie selbst ihr ganzes Leben lang treu geblieben war. Dej kam zum Glauben durch ein Dienstmädchen in seinem Haus und durch deren Onkel, einem gutherzigen alten Mann, der oft mit ihm über die Bibel sprach. Der Glaube an Christus, obwohl er ihn nicht öffentlich bekannte, gab ihm die Kraft, seinen sowjetischen Gebietern Widerstand zu leisten. Er achtete nicht auf ihre Drohungen und knüpfte neue Beziehungen mit dem Westen an. Damit setzte er den anderen unterdrückten Ländern ein Beispiel. Unglück-

licherweise starb er einige Monate später. Man sagt, daß sein Tod von den sowjetischen Agenten beschleunigt worden war.

Ich kam an die Reihe. Ich gehörte zu einer der letzten Gruppen von etwa 100 Männern, die in einer großen Halle versammelt wurden. Wir waren fast die letzten Häftlinge, die noch in Gherla waren. Eine ungewohnte Stille herrschte in den Korridoren. Uns wurden die Haare geschnitten, und wir bekamen getragene, aber saubere Kleidung.

Während ich überlegte, was wohl aus dem ursprünglichen Besitzer meines Anzugs geworden sein mochte, hörte ich einen Mann rufen: „Bruder Wurmbrand!“ Er kam auf mich zu und sagte, er stamme von Sibiu. Ich nahm an, daß er ein Mitglied unserer dortigen Gemeinde war.

„Ihr Sohn hat mir soviel von Ihnen erzählt“, fügte er hinzu.

„Wir waren zusammen in einer Zelle.“

Ich sagte: „Mein Sohn im Gefängnis? Nein, nein, es muß ein Irrtum sein!“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie es nicht wußten?“ fuhr der Mann fort, „er ist jetzt seit 6 Jahren im Gefängnis.“

Ich wandte mich ab, und er ging weg. Dieser Schlag war fast mehr, als ich ertragen konnte. Mihai hatte eine schwache Gesundheit; sie konnte niemals den Strapazen einer längeren Inhaftierung standhalten.

Ich war innerlich immer noch ganz starr vor Schreck, als der Kommandant Alexandrescu auf mich zukam: „Nun, Wurmbrand“, fragte er neugierig, „wohin werden Sie jetzt gehen, nachdem Sie frei sind?“

Ich sagte: „Ich weiß es nicht. Mir ist offiziell mitgeteilt worden, daß meine Frau im Gefängnis ist, und eben habe ich gehört, daß mein einziger Sohn auch verhaftet worden ist. Ich habe sonst niemanden.“

Alexandrescu zuckte mit den Achseln: „Was, der Junge auch? Was sagen Sie dazu, einen Galgenvogel als Sohn zu haben?“

„Ich bin sicher, daß er nicht wegen Diebstahls oder eines anderen Verbrechens im Gefängnis ist. Und wenn er um Christi willen dort ist, dann bin ich stolz auf ihn.“

„Was?“ schrie er, „wir geben jahrelang all das viele Geld für Sie aus, und Sie meinen noch, darauf stolz sein zu können, wenn Ihre Familie wegen solcher Dinge im Gefängnis sitzt?“

„Es war nicht mein Wunsch, daß Sie irgend etwas für mich ausgeben“, sagte ich.

So gingen wir auseinander. Ich verließ das Gefängnis in der Kleidung eines anderen Mannes. Auf den Straßen von Gherla kam ich mir wie geblendet vor. Wagen rasten vorbei, und etwas ängstlich machte ich mich auf den Weg. Die Farben eines Damenmantels, ein Blumenstrauß waren für meine Augen fast ein Schock. Radiomusik, die aus einem offenen Fenster kam, wirkte auf mich wie zu stark gesüßter Kaffee. Die Luft roch rein und frisch, als ob man hinter den Grenzen der kleinen Stadt das Heu mähte. Doch all das wurde überschattet von dem Gedanken, daß meine Frau und mein Sohn im Gefängnis waren.

Mit dem Bus fuhr ich in die nahegelegene Stadt Cluj, wo ich Freunde hatte. Aber sie waren umgezogen. In der drückenden Hitze des Hochsommers stapfte ich von einem Haus zum anderen, bis ich sie schließlich fand. Sie setzten mir Kuchen, Obst und alle möglichen anderen guten Dinge vor. Aber ich sah auf dem Tisch eine schöne, braune Zwiebel, und das war es, was ich haben wollte. Mich hatte es oft nach einer Zwiebel verlangt, um den Geschmack der Gefängniskost loszuwerden. Aber jetzt wollte ich nicht gern darum bitten.

Ich rief einen von unseren Nachbarn in Bukarest an. Die Stimme, die antwortete, gehörte Sabine.

„Hier ist Richard“, sagte ich, „ich dachte, du wärest im Gefängnis.“

Ich hörte ein Gewirr von Geräuschen. Mihai nahm den Hörer auf. „Mutter ist ohnmächtig geworden, bleibe am Apparat!“ Es gab noch mehr eigenartige Laute. Dann sagte Mihai: „Sie kommt wieder zu sich. Wir dachten, daß du tot seist!“

Mihai war nie im Gefängnis gewesen. Die Lügennachricht, die ich bekommen hatte, war das I-Tüpfelchen, das meine Reaktion auf die Gehirnwäsche prüfen sollte.

Ich nahm einen Zug nach Bukarest. Als er in den Bahnhof einfuhr, sah ich einen Menschaufmarsch: Männer, Frauen und Kinder. Sie hatten Arme voller Blumen, und ich fragte mich, wer wohl der Glückliche sei, dem solch ein Empfang bereitet wurde. Dann sah ich bekannte Gesichter und lehnte mich aus dem Wagenfenster, um zu winken. Als ich aus dem Zug ausstieg, sah es so aus, als ob alle Leute aus unserer Kirche mir entgegenliefen, um mich zu begrüßen. Und dann umarmte ich meine Frau und meinen Sohn.

An diesem Abend erzählte mir Sabine, daß man ihr schon vor Jahren eine Mitteilung von meinem Tod gemacht hatte. Sie weigerte sich, es zu glauben, selbst wenn Fremde, die sich für ehemalige Häftlinge ausgaben, sie besuchten und behaupteten, bei meiner Beerdigung dabei gewesen zu sein.

„Ich will auf ihn warten“, hatte sie gesagt.

Jahre vergingen ohne ein einziges Lebenszeichen von mir, bis mein Telefonanruf kam. Für sie war es, als sei ich von den Toten auferstanden.

mein letzter Unterricht in der Heimat

An einem Sonntag, Monate nach meiner Entlassung, machte ich mit einer Gruppe Schulkinder eine kleine Wanderung. Anfangs folgte uns die Geheimpolizei auf den Fersen. Aber als sie sahen, daß wir in den Zoo gingen, ließen sie uns zufrieden. Ich führte die Kinder zu einem Löwenkäfig und versammelte sie alle um mich herum, so daß ich leise sprechen konnte.

Ich sagte zu ihnen: „Eure Vorfäter im Glauben an Christus wurden solchen wilden Tieren vorgeworfen. Sie gingen mit Freuden in den Tod, weil sie an Jesus glaubten. Die Zeit kann kommen, wo auch ihr ins Gefängnis gehen und leiden müßt, weil ihr Christen seid. Ihr müßt euch jetzt entscheiden, ob ihr bereit seid, diesem Tag zu begegnen.“

Mit Tränen in den Augen sagte einer nach dem anderen: „Ja“. Ich stellte ihnen keine weiteren Fragen. Dies war der letzte Konfirmandenunterricht, den ich hielt, bevor ich meine Heimat verließ.

Im Vorwort habe ich schon geschrieben, weshalb ich mich entschloß, mein Land zu verlassen, und wie ich in den Westen kam. Ich möchte nur noch eines hinzufügen. In die Wand eines städtischen Gebäudes in Washington ist eine große, kupferne Gedenktafel eingemauert. In diese Platte ist die Verfassung der Vereinigten Staaten kunstvoll eingraviert. Wenn man sie aus der Nähe anschaut, sieht man nur den eingravierten Text. Wenn man aber zurücktritt, so daß der Blickwinkel sich ändert, wird das Gesicht von George Washington aus dem Text heraus sichtbar.

So sollte es auch mit diesem Buch sein. Es enthält Episoden aus dem Leben eines Mannes und berichtet von denen, die mit ihm zusammen im Gefängnis waren. Aber aus all diesen Geschichten soll Jesus Christus sichtbar werden, der uns im Glauben erhielt und die Kraft zum Überwinden verlieh.

Wer die Märtyrerkirche unterstützen will, kann folgende
Konten benutzen:

HMK Postscheck 7711 Dortmund

HMK Hilfsaktion Märtyrerkirche Postscheck 80-50433 Zürich

HMK 4557 Amtsparkasse 5803 Volmarstein

Bücher von Dr. Kurt Koch

A. Taschenbücher

		DM	sfr
76	Heilung und Befreiung	3.50	4.25
62	Angst und Einsamkeit	3.50	4.25
68	Tag X (über die Endzeit)	3.50	4.25
70	Der Kommende (Israel)	3.—	3.60
75	Leben auf Abruf (Skizze der Endzeit)	3.50	4.25
69	Dir war sie bestimmt (Liebe)	3.50	4.25
36	Die Nachfolge Jesu	2.50	3.—
4	Der Höhenflug	2.—	2.40
7	Jesus lebt	2.—	2.40
9	Jesus siegt	2.—	2.40
22	Jesus heilt	2.—	2.40

B. Missionsbände

42	Unter der Führung Jesu (416 S., 96 Abb.)	14.80	17.30
53	Jesus auf allen Kontinenten (558 S., 122 Abb.)	14.80	17.30
55	Name über alle Namen, Jesus (485 S., 48 Abb.)	14.80	17.30
56	Heinrich Coerper und sein Werk (488 S., 96 Abb.)	14.80	17.30
71	Uns, Herr, wirst du Frieden schaffen	14.80	17.30

C. Evangelistisches Kleinschrifttum

13	Genieße dein Leben	— .50	— .60
14	Werde glücklich	— .50	— .60
16	Lebenswende	— .50	— .60
48	Unser Leben nach dem Tode	— .60	— .75
49	Beten und Fasten	— .60	— .75

D. Zeugnisse und Kurzbiographien		DM	sfr
3	Feuerzeichen	Ln. 5.20	6.30
28	Jesus unter uns	Ln. 7.80	9.40
23	Jesus heute	Ln. 7.80	9.40
29	Jesus im Alltag	Ln. 7.80	9.40
59	Der Weg zu Jesus	Ln. 9.80	11.65

**E. Aufklärung und Hilfe
auf dem Gebiet der okkulten Belastungen**

1	Seelsorge und Okkultismus	Ln. 14.80	17.30
10	Der Spiritismus	1.50	1.80
11	Die Besessenheit	— .30	— .40
20	Wahrsagen und die Folgen	1.50	1.80
25	Die Magie	1.50	1.80
26	Der Aberglaube	4.50	5.45
27	Wider das 6./7. Buch Mose	— .50	— .60
60	Die neue Zungenbewegung	1.50	1.80

F. Englisches Schrifttum		USA
64	Christian Counselling and Occultism	DM
	Ln. 22.—	
41	Between Christ and Satan	7.— 8.—
73	Devil's Alphabet	7.— 8.—
74	Occult Bondage and Deliverance	7.— 8.—
65	Strifes of Tongues	1.50 2.—
72	Day X	3.50 5.—
77	The Revival in Indonesia	8.— 10.—

EVANGELISATIONSVERLAG 7501 BERGHAUSEN